



Jürgen Spanuth

Die Atlanter

Volk aus dem Bernsteinland

JÜRGEN SPANUTH - DIE ATLANTER

JÜRGEN SPANUTH

DIE ATLANTER

Volk aus dem Bernsteinland

Vierte Auflage

1985

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Satz: Werner Hellstern, Tübingen
Druck: Becht-Druck, Pfäffingen
Buchbindearbeiten: Großbuchbinderei Lachenmaier, Reutlingen
Filme: Graphische Kunstanstalt Künstle, Tübingen
Schutzumschlagmotiv: Helgoland bei schwerer See (Foto Schensky)
Verse auf dem Schutzumschlag aus dem Zyklus Nordwind
von Dieter Vollmer, Preußisch Oldendorf 1965
Vorsatz-Karte von Johannes Mejer,
Helgoland in den Jahren 800 und 1300
im Vergleich zum Jahre 1649 dargestellt

Internationale Standardbuchnummer
ISBN 3 87847 034 7

© 1976 by Grabert-Verlag, 74 Tübingen
Printed in Germany
Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen,
vorbehalten. Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages sind Ver-
vielfältigungen dieses Buches oder von Buchteilen auf fotomechani-
schem Weg (Fotokopie, Mikrokopie) nicht gestattet.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	9
Erstes Kapitel	
DER SCHLÜSSEL	
ZUM RÄTSEL ATLANTIS	
Die historischen Grundlagen	11
Datierung des Atlantisberichtes	15
Altägyptische Tempelinschriften um 1200 v. Chr.	26
Die Heimat der Atlanter	29
Die Lage der Königsinsel	48
Zweites Kapitel	
DAS „GOLDENE ZEITALTER“	
In Griechenland und Nordeuropa	94
Organisation im Nordischen Kulturkreis und im Königreich Atlantis	101
Das Königtum bei den Germanen	107
Gab es eine bronzezeitliche Runenschrift?	116
Wer waren die Phönizier?	118
Drittes Kapitel	
KULT UND GLAUBE AUF ATLANTIS	
Eine Trojaburg auf Atlantis	123
Das Hyperboreer-Land	129

Die Welt-und Himmelssäule	137
Der heilige Kessel und die goldenen Trinkschalen	152
Das Standbild des Poseidon	156
Der Tempel des Poseidon war ein Bernsteintempel	159
Der Beilkult	165
Kleito, die Magna Mater	170
Die Heimat der Megalithkultur und das	
Datierungsproblem	173
Eine „Stadt“ in der Megalithzeit?	177
Elefanten auf Atlantis	180
Die zehn Reiche der Könige von Atlantis	186
Große technische und organisatorische Fähigkeiten	
der Megalithiker	206
Große astronomische und geometrische Kenntnisse	
der Megalithiker	211
Die Megalithkultur kam aus dem Norden	218
Wanen und Asen	221
Viertes Kapitel	
DIE NATURKATASTROPHEN DES	
13. JAHRHUNDERTS v. CHR.	
Sturz des Phaethon	224
Austrocknung, Versiegen der Flüsse und Quellen,	
Zerstörung der Wälder, Hungersnöte	228
Feuer vom Himmel	232
Erdbeben	249
Vulkanausbrüche	255
Finsternis	258
Blutregen	261
Meeresüberschwemmungen	263

„Klimasturz" oder der „große Schnitt"	278
Fünftes Kapitel	
DER GROSSE KRIEGSZUG	
DER ATLANTER DURCH EUROPA,	
VORDERASIEN BIS NACH ÄGYPTEN	
Legende oder historische Wahrheit?	285
Der Ausgangspunkt der „Großen Wanderung"	286
Auf den alten „Bernsteinstraßen" durch Europa	289
Sieg der Athener	298
Der Zug durch Asien	301
Die Marschroute durch Italien	303
Der Angriff auf Ägypten	312
Sechstes Kapitel	
EINE GERMANISCHE	
ATLANTISÜBERLIEFERUNG	
	324
Wo lag Asgard?	338
Pytheas von Massilien	346
Siebentes Kapitel	
HOMER UND ATLANTIS	
Der Geschichtswert der homerischen Epen	355
Die Königsinsel der Atlanter und die Königsinsel	
der Phäaken	362
Die Segelanweisung nach Basileia	376
Die Beschreibung der Königsinsel der Phäaken	391
Die Konstruktion der Deiche im Phäakenland	395
Die Schifffahrt der Phäaken	398
Die Stranddünenbildung im Phäakenland	401

Sport und Spiel im Phäakenland	402
Der Kulttanz bei den Phäaken	404
Webekunst der Phäaken	406
Achstes Kapitel	
FALSCHES DATIERUNGS- UND LOKALISIERUNGSVERSUCH	416
Atlantis ist nicht mit Thera oder Kreta identisch	417
Atlantis ist nicht mit Tartessos identisch	421
Atlantis lag nicht bei den Azoren oder auf den Kanaren	424
Neuntes Kapitel	
RÜCKBLICK	426
Zehntes Kapitel	
DER ATLANTISBERICHT	
Aus dem Dialog Timaios	445
Aus dem Dialog Kritias	454
Literaturverzeichnis	475

EINLEITUNG

Seit dem Erscheinen meines Buches „Atlantis“ habe ich mehrere tausend Briefe erhalten. Sehr oft las ich in den Briefen ähnliche Worte, wie sie Professor Dr. Schmied-Kowarzik (o. Professor für Philosophie und Psychologie an den Universitäten Dorpat, Frankfurt/M. und Wien) mir schrieb: „Haben Sie herzlichen Dank, daß Sie — über den Kimbern- und Teutonenzug, über Tacitus Germania und über Pytheas hinaus — der deutschen Geschichte eine uralte lebendige Erzählung aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. gerettet haben. Große Aufgaben sind damit der Wissenschaft gestellt.. . Wir haben Ihre bahnbrechenden Entdeckungen in aller Demut, aber mit berechtigter Freude zu pflegen.“

In vielen Briefen wurde auch der Wunsch geäußert, ich möchte doch nach dem umfangreichen Buch „Atlantis“ eine kürzere Ausgabe meiner Forschungsergebnisse veröffentlichen. Ich selber hatte den Wunsch, neues Beweismaterial, das sich seit 1965 ergeben hat, zu veröffentlichen und einige Angaben des Atlantisberichtes eingehender zu behandeln. Viele Schreiber baten mich auch, den wissenschaftlichen Apparat entweder ganz zu streichen oder doch wenigstens stark zu kürzen.

Es ist nicht möglich, alle diese Wünsche zu erfüllen. Der wissenschaftliche Apparat, also alle Zitate und Quellenangaben, ist nicht zu vermeiden. Die Lösung des Atlantisrätsels, die ich in meinen Büchern vorgelegt habe, ist so unerwartet und überraschend, daß ich mir den Vorwurf der

Phantasterei zuziehen würde, wenn ich nicht jede These meines Buches durch die Forschungsergebnisse vieler Fachleute auf dem jeweils besprochenen Gebiet untermauern würde. Da sicherlich nicht alle Leser dieses neuen Buches mein Buch „Atlantis“ kennen oder zur Hand haben, mußte ich auch manches aus meinem Buch von 1965 wiederholen. Ich hoffe, daß trotzdem viele Leser meiner früheren Veröffentlichungen dieses neue Werk mit Interesse und Gewinn lesen werden und auch solche Leser, die jene Veröffentlichungen noch nicht kennen, sich von meinen Arbeitsergebnissen überzeugen lassen. Das „Rätsel Atlantis“ wurde häufig als „das größte Rätsel der Weltgeschichte“ bezeichnet. Das ist das „Rätsel Atlantis“ nicht. Rätselhaft ist nur, warum man diese Fragen nach der Zeit, in der Atlantis existiert haben muß, und nach der Lage der Königsinsel und des Königreiches Atlantis nicht mit den üblichen Methoden der historischen Forschung, der Suche nach den Originalvorlagen für die Nacherzählung, die Solon einst aus Ägypten mitgebracht hat, unternommen hat. Rätselhaft ist auch, warum sich Männer, die auf ihren wissenschaftlichen Ruf Wert legen, mit Fälschungen meiner oder anderer oder gar ihrer eigenen Veröffentlichungen hervortun und dabei noch betonen, daß sie es ablehnen, mein Buch überhaupt zu lesen, und zugeben, daß sie von den archäologischen Fragen, die mein Buch behandelt, keine Ahnung haben.

Professor Dr. Schmied-Kowarzik hat festgestellt: „Große Aufgaben sind damit der Wissenschaft gestellt.“ Diese Aufgaben wird die Wissenschaft nur lösen können, wenn sie die Mahnung Platons, der ja schließlich den Atlantisbericht niedergeschrieben hat, beherzigen wollte: „Man muß die Wahrheit mit ganzer Seele suchen!“

Erstes Kapitel

DER SCHLÜSSEL ZUM RÄTSEL ATLANTIS

Die historischen Grundlagen

Das eigentliche „Rätsel Atlantis“ besteht nicht in der Frage, wo das Inselreich Atlantis gelegen habe und wann seine Königsinsel untergegangen sei, sondern in der Tatsache, daß noch keiner der vielen Autoren, die sich mit dem Atlantisbericht beschäftigt haben, den Schlüssel gesehen oder gar nach ihm gesucht hat, den uns dieser Bericht an vielen Stellen anbietet.

Immer wieder, über ein dutzendmal, wird im Atlantisbericht behauptet, daß Solon, „der weiseste unter den sieben Weisen Griechenlands“ (Tim. 20), diesen Bericht als eine *Nacherzählung* altägyptischer Tempelinschriften und Papyrustexte von seinem Aufenthalt in Ägypten (570—560 v. Chr.) nach Athen mitgebracht habe .

Solon war der große griechische Staatsmann, der den Athenern nach den strengen diktatorischen Gesetzen des Dracon die ersten demokratischen Gesetze, die die Welt kennt, gegeben hat. Er verpflichtete nun die Athener, ihren Staat zehn Jahre lang nach diesen Gesetzen zu verwalten und nichts an ihnen zu verändern. In diesen zehn Jahren wollte er nach Ägypten reisen, um „die Kunde vergangener Zeiten zu studieren“.

Solon konnte sich für diese Studien kein geeigneteres Land aussuchen, denn die ägyptischen Priester jener Zeit, die man mit Recht „eine Zeit der Restauration“ (Breasted) genannt hat, waren damals schon seit etwa hundert Jahren damit beschäftigt, die alten Inschriften und Buchrollen ihres Landes zu sammeln, abzuschreiben und zu ordnen. So verfügten sie über ein umfangreiches historisches Wissen, das sie ihm gerne mitteilten. Etwa hundert Jahre später war auch Herodot, der „Vater der Geschichtsschreibung“, in Ägypten und hat von dort ebenfalls umfangreiche historische Berichte, die ihm ägyptische Priester mitgeteilt hatten, mit nach Griechenland gebracht. Solon konnte sich für seine Studienreise nach Ägypten keinen geeigneteren Zeitpunkt aussuchen, denn damals regierte der König Amasis (Amose 570–526 v.Chr.) über Ägypten, der „ein großer Griechenfreund war“ und „ganz und gar der griechischen Welt angehörte“ (Breasted 1954, 316).

Solon fand in Ägypten „ehrenvolle Aufnahme“ (Tim. 21 e). Er hat in den zehn Jahren seines dortigen Aufenthaltes sehr viel gehört und gesehen; am meisten interessierte ihn der sogenannte Atlantisbericht, weil in diesem Bericht von einer besonderen Heldentat seiner Vaterstadt Athen die Rede war.

Die ägyptischen Priester, unter ihnen Sondiis von Theben und Psenophis von Heliopolis, „die in diesen Dingen am meisten kundig waren“ (Tim. 22), zeigten dem Solon Tempelinschriften und Papyrusrollen, die von seiner Vaterstadt Athen und der Heldentat, die die Athener einst gegen die von Europa nach Griechenland vordringenden Kriegersdiaren vom Inselreich Atlantis vollbracht hatten, berichteten.

Da Solon die Hieroglyphen der altägyptischen Texte nicht lesen konnte, „bat er die Priester inständigst, ihm genau alles, die einstigen Bürger von Athen Betreffendes, der

Reihe nach zu berichten." „Diesen Bericht, habe der Priester gesagt, will ich dir nicht vorenthalten, sondern ihn dir selbst und deiner Vaterstadt zu Ehren mitteilen" (Tim. 23 d).

Dann habe der Priester dem Solon die altägyptischen Berichte in griechischer Sprache nacherzählt, „indem er die Schriften selber zur Hand nahm" (Tim. 24 a). Solon habe sich diese Nacherzählung aufgeschrieben und mit nach Athen gebracht. Er wollte, wie er einst sagte, ein großes Epos über das Thema verfassen. Leider wurde Solon gezwungen, „durch Aufstände und andere Mißstände, die er bei seiner Rückkehr in Athen vorfand, seinen Plan aufzugeben" (Tim. 21 c). Er starb nach einem Jahr (t 559 v. Chr.), und so ist aus dem Epos über Athen und Atlantis nichts geworden. Kritias d. Ä., der Solons Niederschrift noch besaß, erklärte: „Nach meiner Meinung hätte weder Hesiod noch Homer größeren Ruhm erlangt als er (Solon)" (Tim.21d). Bei einem der Lehrgespräche, die Sokrates mit seinen Schülern Platon, Timaios, Kritias d. J. und Hermokrates führte, sollte einer der Teilnehmer von den „leibhaftigen Vorfahren" der Athener und ihrer Bewährung, in Krieg und Frieden „Wahres und wirklich Geschehenes" berichten.

Kritias d. J. meldete sich. Er hatte von seinem Großvater Kritias d. Ä. die Niederschrift, die Solon aus Ägypten mitgebracht hatte, geerbt, er erklärte: „Diese Aufzeichnungen befanden sich bei meinem Großvater und befinden sich jetzt noch bei mir und sind von mir schon als Knabe gründlich studiert worden" (Krit. 113 b). Er bat um Erlaubnis, sich alles bis zum nächsten Lehrgespräch genau in Erinnerung bringen zu können, und trug dann am folgenden Tag dem Sokrates und seinen Mitschülern den Bericht, den Solon aus Ägypten mitgebracht hatte, vor. Platon hat diesen Bericht in seine Dialoge Timaios und Kritias aufgenommen und so der Nachwelt erhalten.

Wiederholt wird versichert: (es handle sich) „keineswegs um ein erdichtetes Märchen, sondern um eine *in jeder Hinsicht durchaus wahre* Geschichte" (Tim. 26 e) oder um „eine zwar seltsame, aber *durchaus in allem wahre* Geschichte" (Tim. 20 d) oder um „eine Heldentat (der Athener), deren Kenntnis zwar nicht verbreitet ist, die sich aber trotzdem wirklich so zugetragen hat" (Tim. 21 a).

Mit Recht sagt der Wiener Altphilologe W. Brandenstein, der eine eingehende Untersuchung über den Typus des Atlantisberichtes veröffentlicht hat: „Die Annahme, daß Platon die Herleitung aus Ägypten einfach erfunden hätte, während er gleichzeitig einen umfangreichen Quellenbeweis angetreten und immer wieder versichert hat, daß alles reine Wahrheit sei, ist *völlig untragbar*" (1951,61). Fassen wir also zusammen: Der Atlantisbericht ist eine Nacherzählung altägyptischer Tempelinschriften und Papyrustexte, die Solon im Jahre 560 v.Chr. aus Ägypten nach Athen gebracht hat.

Damit ist klar, daß der einzige Schlüssel zur Lösung aller Fragen, die uns diese Nacherzählung, die leider mitten im Satz abbricht, aufgibt, die altägyptischen Tempelinschriften und Papyrustexte sind, die den ägyptischen Priestern als Vorlage dienten, als sie dem Solon den Bericht über Ur-athen und das Inselreich Atlantis vortrugen. Die Forderung „ad fontes", zu den Quellen, zu den Originalvorlagen, gilt seit jeher als oberster Grundsatz jeder historischen Forschung. Immer wird er beherzigt und befolgt, in der Atlantisforschung ist er noch nicht einmal aufgetaucht. Das ist das wahre „Rätsel Atlantis". Eine Beantwortung der vielen Fragen, die uns Solons Nacherzählung aufgibt, ist nur möglich, wenn wir zuvor die altägyptischen Tempelinschriften und Papyrustexte suchen und finden.

Datierung des Atlantisberichtes

Um die altägyptischen Originalvorlagen für den Atlantisbericht zu finden, müssen wir vorerst die *Zeit* bestimmen, von der dieser Bericht „eine durchaus in allem wahre Geschichte“ überliefert. Hier droht nun eine gefährliche Klippe, denn die ägyptischen Priester haben dem Solon erzählt, daß sich alles, was sie ihm berichteten, vor 8000 oder 9000 Jahren ereignet hätte.

Diese Zeitangabe ist nun völlig unmöglich, denn 8000 oder 9000 Jahre vor Solons Aufenthalt in Ägypten gab es alle jene Dinge, von denen der Atlantisbericht erzählt, mit Sicherheit noch nicht.

In Ägypten gab es im 9. oder 10. Jahrtausend v. Chr. noch keinen ägyptischen Staat, keine Tempel mit Inschriften, keine Papyrustexte. Das Niltal war damals noch unbesiedelt, nur auf den Randhöhen der Nilebene hat man einige wenige Spuren aus dem 6. oder 5. Jahrtausend v. Chr. gefunden. Es gab damals auch noch keine Libyer im Westen Ägyptens, sie tauchen zum erstenmal in den Texten Merenptahs um 1227 v. Chr. auf.

In Griechenland gab es im 9. oder 10. Jahrtausend v. Chr. noch keine Stadt Athen, keine Burg auf der Akropolis, keinen Tempel der Athene und des Hephaistos auf der Akropolis, keine Mauer, es gab damals noch keine griechischen Staaten und kein griechisches Heer. Nirgendwo auf der Erde gab es damals ein Volk wie das vom Inselreich Atlantis, das Waffen aus Kupfer und Zinn und sogar schon aus Eisen herstellen konnte, über eine große Kriegsflotte verfügte und Streitwagen und Reiterkrieger in der Schlacht einsetzen konnte. Von allen diesen und vielen anderen Dingen, die es mit Sicherheit im 9. oder 10. Jahrtausend v. Chr. noch nicht gab, wird ja im Atlantisbericht erzählt. Wer diese Zeitangabe der ägyptischen Priester ernst nimmt,

muß den ganzen Atlantisbericht als „ahistorische Mythe“ verwerfen. Daß diese Zeitangabe nicht richtig sein kann, haben viele Atlantisforscher eingesehen. Sie haben versucht, ihrerseits den Atlantisbericht zu datieren, und sind bei diesem Versuch zu überaus törichten Datierungen gekommen. Rudolf Steiner hat behauptet, dieser Bericht überliefere Ereignisse „vor 80 000 Jahren“ (1928, 14 f.) und die Atlanter hätten damals „die Samenkraft der Lebewesen in ihren technischen Dienst gestellt ... Pflanzen wurden in atlantischer Zeit nicht bloß angebaut, um sie als Nahrungsmittel zu benutzen, sondern auch um die in ihnen schlummernden Kräfte dem Verkehr und der Industrie nutzbar zu machen. So hatten die Atlanter Vorrichtungen, die die Keimkraft des Pflanzensamens in technisch verwertbare Kraft umwandelten. So wurden die in geringer Höhe über dem Boden schwebenden Fahrzeuge der Atlanter fortbewegt.“ Es bedarf angesichts solcher Auslassungen wohl kaum der Feststellung, daß sie mit dem Atlantisbericht nicht das geringste zu tun haben und daß die Spatenforschung von der Industrie und den merkwürdigen Flugapparaten, die R. Steiner den Atlantern vor 80000 Jahren zuschreibt, nicht die geringste Spur gefunden hat.

Neben unzähligen anderen Datierungen hat der verstorbene Hamburger Altphilologe Adolf Schulten eine der jüngsten Zeitangaben für den Solon-Bericht gegeben, er meint, daß sich die Geschichte, von der uns dieser Bericht erzählt, um 500 v. Chr. ereignet hätte. Ähnlich lautet die Datierung, die der Kieler Altphilologe H. Diller gab, er meinte, der Atlantisbericht sei „eine Parallelerfindung zu den Perserkriegen, zurückprojiziert in die Vorzeit und an die entgegengesetzte Front verlegt“. Die Perserkriege gegen Griechenland fanden in den Jahren 500—449 v. Chr. statt. Gegen diese Datierungen des Solonberichtes muß gesagt werden, daß Solon, „der Weiseste der sieben Weisen Grie-

chenlands", einerseits nicht weise genug war, um ein Ereignis zu beschreiben, das erst 59 Jahre *nach* seinem Tod begann und erst 120 Jahre später endete. Andererseits war Solon zu weise, um eine „Parallelerfindung“ zu den Perserkriegen ohne eine einzige Parallele, aber mit vielen Unterschieden zu erfinden. Einige dieser Unterschiede seien hier genannt. Die Königsstadt des Inselreiches Atlantis lag auf einer Insel, in der Mündung großer Flüsse, hatte drei Häfen und war umgeben von einem überaus fruchtbaren Land, sie war schon in grauer Vorzeit gegründet worden, „als es noch keine Schifffahrt gab“ (Krit. 113 e).

Die Königsstadt der Perser, Persepolis, lag in der Halbwüste, ferne vom Meer und schiffbaren Häfen, ferne von Flüssen und Kanälen, sie wurde erst im Jahre 517 v.Chr., also lange nach Solons Tod, von Darius I. (521—486 v. Chr.) gegründet.

Die Königsstadt von Atlantis versank lange Zeit vor Solons Tagen „im Meer und wurde den Augen entzogen“ (Tim. 25 d).

Persepolis war eine blühende Großstadt und wurde erst 330 v. Chr. von Alexander d. Gr. zerstört, ihre Ruinen können noch heute bewundert werden. In ihnen feierten Könige und Präsidenten vieler Reiche 1973 ein großes Gründungsfest.

Die Bewohner des Inselreiches Atlantis waren hervorragende Seefahrer und verfügten über eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen. Die Perser waren Binnenländer, die Schiffe für ihre Flotte mußten ihre Bundesgenossen oder unterworfenen Völker stellen.

Die Atlanter besetzten bei ihrem Kriegszug alle griechischen Staaten und fanden erbitterten Widerstand nur in Athen, das sie nicht nehmen konnten. Die Perser besetzten Athen kampflos, weil die Athener nach dem Peloponnes geflüchtet waren.

Die Atlanter konnten die Akropolis von Athen nicht erobern, die Perser haben sie gestürmt und zerstört. Die Atlanter herrschten auch „von den Ländern am Binnenmeer (= Mittelmeer) Libyen bis nach Ägypten und Europa bis nach Tyrrien" (Tim. 25 b). Die Perser haben diese Länder nie betreten und niemals beherrscht. Die Atlanter wurden bei ihrem Versuch, Ägypten zu erobern, abgewehrt (Tim. 25 c). Die Perser eroberten Ägypten im Jahre 485 v. Chr., und erst Alexander d. Gr. hat 332 v. Chr. die Perserherrschaft gestürzt.

Es gibt noch viele andere Unterschiede zwischen den Perserkriegen und den Angaben des Atlantisberichtes. Auch Diller konnte ja nur Unterschiede, „zurückprojiziert in die Vorzeit und an die entgegengesetzte Front verlegt", anführen und keine einzige Parallele in seiner „Parallelerfindung" aufzeigen.

Nein! So töricht war Solon nicht, eine Parallelerfindung ohne Parallele zu erfinden!

So sind alle oder fast alle Versuche, die Zeit zu bestimmen, von der der Atlantisbericht erzählt, gescheitert. Nur ein Forscher, Wilhelm Brandenstein, hat nach längerem Briefwechsel mit dem Verfasser erkannt, „daß nämlich die ägyptischen Priester Solon aus der älteren Geschichte ihres Landes von jenem furchtbaren Angriff der Seevölker des Nordens erzählt haben, von einem Angriff, den König Ramses III. (1200-1168 v. Chr.) abzuwehren hatte" (1951, 60).

Tatsächlich beweisen alle Angaben, die der Atlantisbericht selbst enthält und die für seine Datierung wichtig sind, daß in ihm Ereignisse aus den Jahrzehnten vor und nach 1200 v.Chr. überliefert werden. Von den vielen Angaben, die hier anzuführen wären, seien nur folgende erwähnt:

1. Die Athener hatten in jener Zeit auf der Akropolis „eine Ringmauer errichtet, die die Burg, die Wohnungen der

Krieger, den Tempel der Athene und des Hephaistos wie den Garten eines Hauses umgab, denn die Nordseite bewohnten sie .." (Krit. 112b).

Von dieser ersten und ältesten Mauer auf der Akropolis von Athen schreiben die Archäologen E. Kirsten und W. Kraiker: „In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v. Chr. wurde das gesamte Felsplateau umgeben von einer gewaltigen 4 bis 6 m dicken und mindestens 10 m hohen Kranzmauer aus großen unbehauenen Felsblöcken aus Burgkalkstein. Die Mauer ist nach einem einheitlichen Plan in einheitlicher Bauart aufgeführt wie die gleichzeitige Burgmauer von Mykene und umfaßte mit 35 000 qm ein größeres Areal als diese (Mykene 30000 qm, Tiryns 20000 qm)" (1956, 40).

Der Archäologe Fr. Dirlmeier hat eine ausführliche Arbeit über diese älteste Mauer auf der Akropolis von Athen, die man „Pelasgermauer" oder „Zyklopen-Mauer" nennt, veröffentlicht. Er schreibt: „Wir dürfen also die Pelasgermauer als das mächtige Verteidigungswerk einer Fluchtburg auffassen, geschaffen im Augenblick drohender Gefahr. Die Amerikaner denken an eine „Frühstufe der Dorischen Wanderung"" (1940, 42).

2. Im Atlantisbericht heißt es weiter: „An der Stelle, wo jetzt die Burg steht, befand sich eine einzige Quelle, von der, als sie durch Erdbeben verschüttet wurde, ringsherum die jetzigen Bächlein geblieben sind. Für die gesamte damalige Besatzung (der Akropolis) aber strömte sie, bei einem für den Winter und Sommer angemessenen Wärmegrad in reichem Maße" (Krit. 112d).

Diese Quelle wurde an der angegebenen Stelle, „wo jetzt die Burg steht", „an der Nordseite", im Jahre 1938 wiedergefunden und ausgegraben. Man fand dort eine in einem Naturschacht des Kalkfelsens künstlich errichtete Brunnen-
treppe, die „an der Nordseite" der Akropolis innerhalb der

„Pelasgermauer“ zu einer in etwa 40 m Tiefe entspringenden Quelle führte. Der oberste Teil dieser Brunnentreppe war bis in die Neuzeit zugänglich, „der untere Teil war verschüttet und schon in der klassischen Zeit vergessen“ (O. Broneer, 1948, 111 ff.; A. Franke, 1972, 282).

Am Grunde dieses tiefen Schachtes hatte man in endmykenischer Zeit einen tiefen Brunnen gegraben, in dem sich das Wasser der Quelle sammelte.

Der Archäologe Fr. Matz hat die Ausgrabungsergebnisse wie folgt zusammengefaßt: „Am Nordabhang der Athener Akropolis wurde nach Broneer die Brunnentreppe zu dieser Zeit (Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr.) angelegt. Die Scherben, die der Fundlage nach der Bauzeit angehören, stammen aus dem Übergang von Myk. III b zu III c. Die Treppe ist nach Schätzung der Ausgräber nur 20–25 Jahre benutzt worden. Die im Schutt der Treppe gefundene Keramik hat diesen zeitlichen Abstand ... Mit dem im Peloponnes feststellbaren gleichzeitigen Katastrophenhorizont hängt er mittelbar, aber natürlich zusammen“ (1958). Broneer vermutet, daß starke Erdbeben diese Brunnenanlage verschüttet hätten und sie so bis in die Neuzeit unzugänglich machten. Für diese Vermutung sprechen einige Indizien. Man fand in dem unteren Teil des Brunnenschachtes bei den Ausgrabungen einen Kinderschädel und Skelettreste einer Frau. Die Annahme liegt nahe, daß eine Frau und ein Kind gerade Wasser holen wollten, als ein Erdbeben die Brunnenanlage verschüttete. Hinweise für ein schweres Erdbeben, das gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. die Bauten auf der Akropolis zerstörte, fand man allenthalben. So fand man unmittelbar neben dem Eingang zur Brunnenanlage eingestürzte Häuser, die weder abgebrannt noch geplündert worden waren. Trotzdem muß die Flucht der Bewohner so plötzlich erfolgt sein, daß sie den Hausrat, den man teilweise noch unzerstört an seiner

Stelle fand, nicht mitnehmen konnten. „Sogar der Topf auf einem Dreibein über der Feuerstelle wurde entdeckt. Offenbar waren die Bewohner in panischer Angst aus ihren Häusern geflohen, die hinter ihnen zusammenstürzten" (O. Broeneer, 1948,112).

Genau denselben Befund zeigen zahlreiche Häuser, Burgen und Paläste im östlichen Mittelmeergebiet, die zu derselben Zeit — „am Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr." (Kehnscherper,1963, 149) — zweifellos durch schwerste Erdbeben zerstört wurden.

So darf man vermuten, daß auch die Angabe des Atlantisberichtes, daß diese Quelle „durch Erdbeben verschüttet wurde", historisch richtig ist.

3. Auch die anderen Angaben des Atlantisberichtes über „die Stadt Athen zur damaligen Zeit" (Krit. 111 e) sind zweifellos richtig. A. Franke hat diesen Angaben eine eingehende Untersuchung gewidmet und kommt zu dem Ergebnis: „Vergleichen wir mit dieser Schilderung die Ergebnisse der Erforschung des mykenischen Athens durch die verschiedenen Unternehmungen der griechischen, amerikanischen und deutschen Institute am Anfang und in der Mitte des 20. Jahrhunderts, so ergeben sich verblüffende Übereinstimmungen" (A. Franke 1972, 279).

4. Eine Hilfe zur Datierung der Angaben des Atlantisberichtes stellen seine Ausführungen dar, daß in jenen Katastrophen „nur die der Schrift Unkundigen und Ungebildeten zurückblieben", aber alle der Schrift Kundigen ums Leben kamen (Tim. 23 a—b).

Bis vor wenigen Jahrzehnten hatte man angenommen, daß die Bewohner Griechenlands in mykenischer Zeit Analphabeten gewesen seien und daß die Kunst des Schreibens erst etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland bekannt geworden wäre.

Dann fand A. Evans in den Ruinen des Palastes von Knos-

so zahlreiche Tontäfelchen mit vielen Schriftzeichen aus der Zeit *vor* der Zerstörung dieses Palastes um 1200 v. Chr.. Inzwischen wurden ähnliche Schrifttäfelchen in Pylos, Mykene, Orchomenos, Theben, Eleusis, Tiryns, Melos, Thera, Kydonia und Dendra Midea gefunden.

Man hat diese Schriftzeichen „Linear-B-Schrift“ genannt. Seit man auf sie aufmerksam geworden ist, werden Täfelchen oder Tontöpfe mit dieser Schrift fast bei jeder Ausgrabung, die Schichten aus mykenischer Zeit freilegt, gefunden.

Die Schrifttäfelchen mit Linear-B-Schrift, die man in Pylos und in Knossos fand, sind nach Meinung von J. Chadwick, der sie zusammen mit M. Ventris 1956 entzifferte, von 30 bis 40 verschiedenen Schreibern in den Ton eingeritzt worden. Die vielen Funde dieser Schrift zeigen, daß im 13. Jahrhundert v. Chr., aus welcher Zeit alle diese Täfelchen stammen, das Schreiben in ganz Griechenland bekannt war und von vielen Schreibern geübt wurde.

Die Linear-B-Schrift muß schon längere Zeit in Griechenland geübt worden sein. Doch stammen alle Täfelchen, die uns erhalten geblieben sind, aus derselben Zeit.

Das hat einen ganz bestimmten Grund. Ursprünglich wurde diese Schrift in weiche, ungebrannte Lehmtäfelchen eingeritzt, die naturgemäß nur eine kurze Lebensdauer hatten. Alle uns erhaltenen Schrifttäfelchen wurden indessen durch gewaltige Feuersbrünste, die alle mykenischen und minoischen Paläste heimsuchten, hartgebrannt. In schweren Erdbeben stürzten dann die Bauten ein und bedeckten die Täfelchen mit luft- und wasserdichten mächtigen Schuttschichten.

Auf diese Weise wurden die Schrifttäfelchen bis in unsere Tage erhalten. Chadwick führt eine Reihe von zusätzlichen Beweisen an, „daß mit Sicherheit alle Täfelchen nahezu gleichzeitig geschrieben worden sind“ (1958, 154).

Als gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. alle Paläste auf dem griechischen Festland und auf Kreta in schwersten Naturkatastrophen einstürzten, kamen offensichtlich wirklich alle der Schrift Kundigen um, und es blieben nur mehr die der Schrift Unkundigen am Leben. Die Linear-B-Schrift hört in ganz Griechenland und auf Kreta plötzlich auf und wird nie wieder geschrieben. Erst im 8. Jahrhundert v. Chr. kommt in Griechenland eine völlig neue Schrift auf, die mit der Linear-B-Schrift nichts zu tun hat.

In den „dunklen Jahrhunderten“ nach 1200 v.Chr. gab es in Griechenland keine Schrift, es waren Jahrhunderte großer Armut und Not. Auch sie wurden von dem ägyptischen Priester richtig geschildert: „Viele Menschenalter hindurch litten sie an dem Notdürftigsten Mangel und richteten ihren Sinn auf das ihnen Mangelnde und machten dies zum Gegenstand ihrer Gespräche, ohne sich um das, was vor ihnen und in alter Zeit einmal sich begab, zu kümmern“ (Krit. 110a).

Kahl-Furthmann schildert diese Zeit so: „Wie aber sah es in den dunklen Jahrhunderten aus? Die ägäische Kultur war vernichtet. Deren mit den Eroberern (= Atlanter, Anm. Spth.) vermischten Erbträger vergaßen die Schrift. Sie konnten nicht mehr lesen und schreiben. Sie vergaßen daneben auch kleine nützliche Dinge; sie vergaßen z. B. wohl auch die Lampen“ (1967, 11).

Tatsächlich hören die Funde von Öllampen, die in mykenischen Schichten so zahlreich sind, in nachmykenischen Schichten auf. Dies aber wohl nicht, weil die neuen Bewohner Griechenlands den Gebrauch von Öllampen vergessen hätten, sondern weil sie in ihrer alten Heimat nur Kienfackeln benutzten und Öllampen gar nicht kannten. So hat der Atlantisbericht auch in dieser Hinsicht historische richtige Angaben überliefert: um 1200 v. Chr. hört die Linear-B-Schrift plötzlich auf. A. Franke stellt fest: „Zu Solons

oder gar zu Platons Zeit bestand keinerlei Erinnerung an Linear-B, und Schriftdenkmäler in ihr waren nicht mehr zugänglich" (1972,272).

Woher hätten Solon oder Platon diese historisch richtige Tatsache erfahren haben sollen, wenn nicht aus Ägypten? Nur dort wurde auch in den „dunklen Jahrhunderten“ geschrieben. In Griechenland aber, so wird im Atlantisbericht historisch richtig ausgeführt, „ermangelten die am Leben erhaltenen viele Menschengeschlechter hindurch der Sprache der Schrift“ (Tim. 23 c). Solon hat daher mit Recht den ägyptischen Priestern erklärt, „daß weder er noch sonst einer der Hellenen von diesen Dingen auch nur das geringste wisse“ (Tim. 22 a).

Es gibt im Atlantisbericht viele andere Angaben, die beweisen, daß in ihm Ereignisse aus der Zeit um 1200 v.Chr. überliefert werden. Dazu gehören die Angaben über die Naturkatastrophen, die die Welt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts aufs schwerste heimgesucht haben, die Angaben über die Klimaveränderung, die damals eintrat, die Angaben über den großen Kriegszug der Atlanter bis an die ägyptischen Grenzen, über den heldenhaften und erfolgreichen Widerstand der Athener gegen die Atlanter, die Mitteilung, daß die Atlanter in jener Zeit schon über Eisenwaffen verfügten. Die ersten Eisenwaffen tauchen „erst mit der Invasion der Nord- und Seevölker, die wie ein Orkan gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. in die Mittelmeerländer einbrachen“, auf, wie der Fachmann für vorgeschichtliche Metallurgie W. Witter in einer eingehenden Untersuchung feststellt (1941, 223 f. und 1942, H 1 und 2). Auch die wiederholte Erwähnung Libyens und der Libyer zeigt, daß der Atlantisbericht von Ereignissen um 1200 v.Chr. erzählt. Der Name Libyen und Libyer taucht in ägyptischen Texten zum erstenmal in den Inschriften aus der Zeit Merenptahs um 1227 v.Chr. auf, die im Atlantis-

bericht erwähnten Kriege der Ägypter gegen die Libyer und Nord-Seevölker fanden in den Jahrzehnten um 1200 v.Chr. statt. Auch Reiterkrieger, die die Atlanter gehabt haben sollen, tauchen zum erstenmal um 1200 v.Chr. im Mittelmeergebiet auf (Wiesner 1943, 110 u. ö).

Selbst die Mitteilung der ägyptischen Priester, daß sich alle diese Ereignisse vor 8000 oder 9000 Jahren zugetragen hätten, beweisen, daß diese Nachricht aus Ägypten stammt und eigentlich die Zeit des 13. Jahrhunderts v. Chr. gemeint ist.

Dies aus folgendem Grund: Ägyptische Priester haben auch dem Herodot bei seinem Aufenthalt in Ägypten und dem griechischen Historiker Manethon (3. Jahrhundert v. Chr.) ähnliche völlig unmögliche Zeitangaben gemacht. So lesen wir z. B. bei Herodot, ägyptische Priester hätten ihm gesagt, daß von dem ägyptischen Herakles, einem Gottkönig der ägyptischen Vergangenheit, „bis zur Regierungszeit des Amasis (f 526 v. Chr.) 17 000 Jahre verflossen" seien (II, 43). Oder sie sagten: „In einem Zeitraum von 11 340 Jahren haben nur menschliche Könige, nicht Götter in Menschengestalt, über Ägypten geherrscht" (II, 143). Herodot berichtet auch: „Die ägyptischen Priester haben mir nachgewiesen, daß zwischen dem ersten König von Ägypten und jenem letztgenannten Priester des Hephaistos 341 Menschenalter liegen" (II, 143) oder „sie (die ägyptischen Priester) rechnen von Dionysos bis Amasis 15 000 Jahre" (II, 145). Mit ähnlich unmöglichen Datierungen, die ägyptische Priester dem Herodot oder dem Manethon vortrugen, könnte man mehrere Seiten füllen. Schon sehr früh haben griechische Historiker erkannt, daß alle diese ägyptischen Datierungen nicht richtig sein können. Darum haben schon Eudoxus von Knidos (um 370 v. Chr.) und Plutarch (46 bis 120 n.Chr.) erklärt: „Die Ägypter rechnen einen Monat für ein Jahr." Auch Diodor von Sizilien schrieb von den

Ägyptern: „In alter Zeit, als die Bewegungen der Sonne noch nicht bekannt waren, pflegte man das Jahr nach dem Lauf des Mondes zu berechnen. Folglich bestand das Jahr aus 28 Tagen, es war ja auch unmöglich, daß einige Menschen 1200 Jahre lebten" (I, 25). Noch in unserer Zeit schrieb der abgesetzte König Faruk in seinen Lebenserinnerungen: „Unser Kalender rechnet nach Monden und nicht wie der gregorianische Kalender in den meisten westlichen Ländern nach Jahren zu 365 Tagen. Unser Jahr' ist kürzer" („Stern", 1952, Heft 47, S. 13). Rechnet man nun die 9000 oder 8000 „Jahre" in Mondmonate der ägyptischen Zeitrechnung (Breasted 1954, 42) um — ein Jahr hat 13 Mondmonate — dann kommt man in die Zeit zwischen 1252 und 1175 v.Chr., in welcher Zeit sich alle die Ereignisse, die die ägyptischen Priester dem Solon mitgeteilt haben, tatsächlich zutragen. Sicher aber ist, daß alle Angaben des Atlantisberichtes, die wir datieren können, beweisen, daß in ihm Ereignisse aus den Jahrzehnten vor und nach 1200 v.Chr. überliefert werden.

*Altägyptische Tempelinschriften und Papyrustexte
aus der Zeit um 1200 v. Chr.*

Gerade aus der Zeit um 1200 v. Chr. sind uns die längsten altägyptischen Inschriften und Papyrusrollen erhalten. Unter den Tempelinschriften sind außer jenen aus der Zeit Merenptahs vor allem diejenigen aus dem Palasttempel Ramses III. (1200-1168 v.Chr.) in Medinet Habu erhalten.

Ramses III., der im Jahre 1200 v.Chr. als vierzigjähriger Mann auf den Thron kam, mußte wie auch alle anderen Pharaonen zwei Bauten bei seinem Regierungsantritt beginnen: einen Tempel und eine Grabanlage. Während der

ganzen Regierungszeit der Pharaonen wurde an diesen Bauten gearbeitet, bei ihrem Tod wurde die Arbeit eingestellt. Der großartige Palasttempel Ramses III. wurde in den Jahren 1927–1936 vom Oriental Institute der University of Chicago ausgegraben. Man fand etwa 10000 qm noch gut erkennbare Inschriften und Wandbilder. Ein großer Teil war allerdings zerstört. Die Inschriften wurden von den amerikanischen Ägyptologen J.-H. Breasted, W. F. Edgerton und J. Wilson ins Englische übersetzt und zusammen mit den originalgetreuen Abbildungen der Wandbilder herausgegeben. Es liegen bisher zwölf große Bände vor. Breasted sagt von diesen Inschriften und Wandbildern: „Auf der Westseite von Theben, an der Stelle, die heute Medinet Habu heißt, begann er (Ramses III.) den Bau eines großartigen und herrlichen Amontempels, der, von Jahr zu Jahr wachsend, zu einer riesigen Urkunde der Kriegstaten des Königs wurde. Hier erscheinen die Horden der Nord- und Seevölker im Kampfe mit den Scherden-söldnern des Ramses; die erste Seeschlacht, von der die Geschichte erzählt, ist hier dargestellt, und in diesen Reliefs können wir die Rüstung und Kleidung, die Waffen und Kriegsschiffe jener nördlichen Völker studieren, mit deren Auftreten Europa zum erstenmal angreifend auf der Bühne der Weltgeschichte erscheint" (1954, 366).

Der deutsche Ägyptologe Fr. Bilabel nennt diese Urkunden „Texte von höchstem historischem Wert" (1927, 213) und „die interessantesten Urkunden, welche uns überkommen sind" (1927, 259). Die Übersetzer bezeichnen sie als „most directly historical" (1954, 4).

Außer diesen Texten und Wandbildern von Medinet Habu ist uns der „Papyrus Harris", eine Art Regierungsbericht Ramses III., im Original erhalten. Es handelt sich um eine 39 m lange Papyrusrolle, die Breasted „einen außerge-

wohnlichen Bericht" und „die umfangreichste Urkunde, die uns aus dem Orient erhalten ist", nennt (1954, 271). Aus dieser Zeit — Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. — stammt auch der „Papyrus Ipuwer", er wurde in Memphis gefunden und 1828 vom Museum in Leiden (Niederlande) erworben. Er wird dort unter der Katalognummer „344 Leiden" aufbewahrt. Eine Übersetzung ins Deutsche hat der Ägyptologe A. Erman 1923 herausgegeben. Die häufigen wörtlichen Übereinstimmungen mit den Texten von Medinet Habu haben die Ägyptologen S. Morenz, J. Leiden, C. Vaux veranlaßt, die Abfassung dieses Papyrus in die Zeit zwischen 1220 und 1205 v. Chr. anzusetzen. Andere Papyri sind z. B. der „Papyrus Golenischeff", der u.a. von der Errichtung eines Sperrforts gegen die von Norden her vordringenden Nord- und Seevölker berichtet. Er stammt aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v. Chr. Ein anderer Papyrus befindet sich in der Sammlung Erzherzog Rainers in Wien. Er ist eine Abschrift eines Papyrus aus der Zeit um 1200 v.Chr., diese Abschrift wurde im 3. Jahrhundert v. Chr. verfaßt.

Auf einem Sarkophag, der bis zum Ausbruch des letzten ägyptisch-israelischen Krieges im Museum in Ismailia aufbewahrt wurde, wird von dem Untergang jenes Pharaos berichtet, der um 1220 v. Chr. bei der Verfolgung des Volkes Israel im „Jam Suf", dem Schilfmeer, ertrunken ist. Es sind uns also aus der Zeit, in die die im Atlantisbericht geschilderten Ereignisse datiert werden müssen, umfangreiche Inschriften, Wandbilder und Papyrustexte erhalten. Sie helfen uns, die Frage zu beantworten, ob Solon in Ägypten tatsächlich Berichte mit den von ihm geschilderten Ereignissen aus der Zeit um 1200 v. Chr. erhalten hat. Diese Frage muß bejaht werden, denn alle wichtigen Angaben im Atlantisbericht werden durch die obengenannten Urkunden bestätigt und ergänzt.

Im Nachfolgenden wollen wir die Völkerschaften vom Inselreich Atlantis der Kürze halber „Atlanter“ nennen, obwohl dieser Name im Atlantisbericht *nicht* vorkommt. Die in vielen tausend Büchern immer wieder gestellte Frage, wo die Atlanter beheimatet gewesen seien, kann mit Hilfe der altägyptischen Vorlagen des Atlantisberichtes endgültig gelöst werden.

In den Texten von Medinet Habu wird von den Völkerschaften, die um 1200 v. Chr. von Amuru (etwa Palästina), von See und im Bündnis mit Libyern und Tyrrhenern von Westen her gegen Ägypten vorstießen — was uns ja auch im Atlantisbericht überliefert wird — gesagt, daß sie „von den Inseln und Festländern am Weltmeer im fernsten Norden“ gekommen seien.

W. Helck hat richtig geschrieben: „Als Herkunftsgegend werden „die Inseln im Ozean“ genannt, „die im Norden liegen“ (1962, 242). Dabei muß festgestellt werden, daß die Ägypter unter dem „sin wur“, dem „großen Wasserkreis“, dem „Ozean“, niemals das Mittelmeer, sondern immer den „großen Wasserkreis“ oder „Kreisstrom“, der nach ihrer Vorstellung die Erdscheibe umfließt, verstanden haben. Als Sammelname für die verschiedenen Stämme oder Völkerschaften, die „von den Inseln im Ozean, die im Norden liegen“, kamen, wird der Name „Haunebu“ oder „Haunebut“ in den Texten von Medinet Habu verwendet. Nach R. Eisler (1928, 2) ist „der Name dieses Fremdvolkes kaum ägyptisch“, also vielleicht ein Name, mit dem die Nordmeervölker sich selbst bezeichneten.

Die „Haunebu“ werden schon sehr früh in altägyptischen Texten genannt. Von den „Haunebu“ soll der Bernstein kommen, der seit etwa 2400 v. Chr. in ägyptischen Gräbern gefunden oder in Inschriften erwähnt wird. Von den

Haunebu, die als „alle nördlichen Länder von den Enden der Erde“ bezeichnet wurden, kam zur Zeit Thutmoses III. (1500 v.Chr.) eine Gesandtschaft nach Ägypten, die 8943 Pfund Elektrum-Bernstein dem Pharao brachte. Die Haunebu werden schon in den alten Pyramidentexten genannt. Dort heißt es z.B.: „Du (sin wur) bist grün und groß in deinem Namen ‚Großer, grüner Ozean‘, wahrlich du bist kreisförmig und rund als der Wasserkreis, der die Haunebu umgibt. Wahrlich, du bist rund und gewaltig als das runde gewaltige Meer“ (L.Sethe, Pyramidentexte 1908/09, Spruch 360; ebenso G.Roeder, 1919, 195; H.Grapow o.J. S. 52). Auf der Völkertafel von Edfu steht: „Haunebut nennt man die Inseln des Großen Wasserkreises und die Nordländer, die vom Bachwasser leben“ (Bilabel 1927, 395). In der Inschrift aus dem Neuen Reich steht: „Alle Länder der Haunebu, die Fremdländer des Großen Ozeans“ (H. Grapow, S. 52, Dümichen, Historische Inschriften II, 47 d). Auf dem Pylon des Haremheb (1335–1310 v.Chr.) heißt es: „Die Haunebu kommen vom Großen Wasserkreis am Ende der Welt“ (Grapow, S. 52). In einer Inschrift von Philae steht geschrieben: „Der Strom des Großen Wasserkreises, der zu den Haunebu führt.“ Es kann also gar nicht zweifelhaft sein, daß die Ägypter die Heimat der Haunebu auf den Inseln und Ländern am Großen Wasserkreis, am nördlichen Ozean, und *nicht* am Mittelmeer, das nie zum Großen Wasserkreis gerechnet wurde, lokalisierten. Dagegen spricht *nicht*, daß auf dem Stein von Rosette das Wort „Haunebu“ mit „Hellenikos“ übersetzt wird (Eisler, 1928, 1). Der berühmte Stein von Rosette stammt aus der Zeit der Kleopatra (69–30 v.Chr.), die auf ihm genannt wird. Damals saßen seit mehr als einem Jahrtausend, seit der Zeit der Großen Wanderung, Haunebu-Nordmeervölker in Griechenland.

Die Bezeichnung: „Völker von den Inseln und Festländern

am Weltmeer im fernsten Norden" hat man in vielen Büchern mit „Nord- und Seevölker" übersetzt. Diese Übersetzung ist ungenau, sie läßt es zu, daß man die Heimat dieser Völker im Mittelmeerraum sucht und an zwei verschiedene Völker „Nordvölker" und „Seevölker" denkt. Das ist nicht der Fall. Die Übersetzung Helcks „die Inseln im Ozean, die im Norden liegen" ist genau. Man müßte diese Bezeichnung abgekürzt „Nordozeanvölker" übersetzen oder, wie wir es im Nachfolgenden tun wollen, mit „Nordmeervölker".

An anderer Stelle werden die Nordmeervölker auch „Völker von den Enden der Erde" genannt, worunter wir ebenfalls Völker aus dem äußersten Norden des bewohnten Erdkreises der Ägypter zu verstehen haben. Unzählige Male bezeichnen ägyptische, hebräische, babylonische, griechische und lateinische Texte die Länder im äußersten Norden als Länder „an den Enden der Erde".

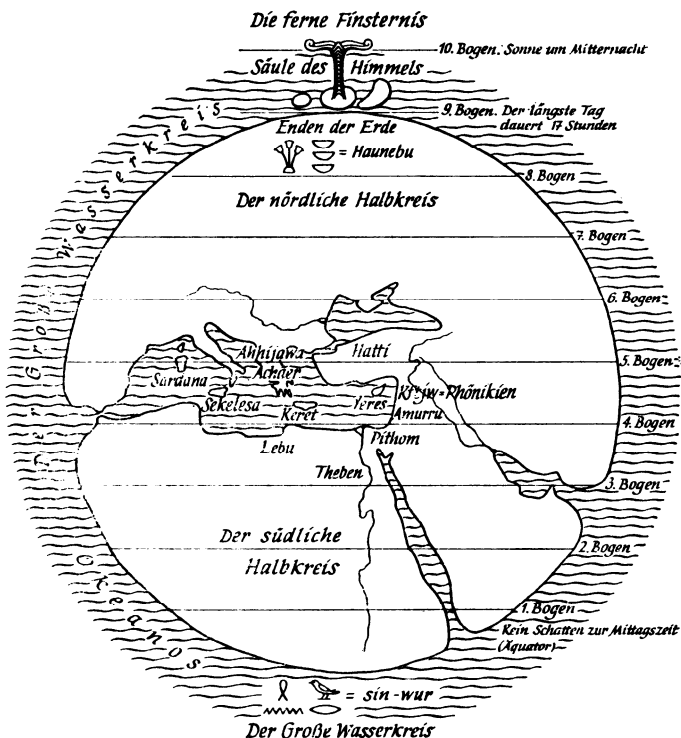
Wieder andere Textstellen in Medinet Habu sagen von den Nordmeervölkern: „Sie kommen von den Säulen des Himmels." Die Ägypter glaubten wie alle alten Völker, daß der Himmel auf einer oder auf mehreren Säulen aufruht und sich um die Spitze dieser Säule(n) dreht. Da nun der Polarstern der einzige ruhende Punkt am Himmel zu sein scheint, glaubten alle alten Völker, daß die Säule(n) des Himmels unter dem Polarstern, also im hohen Norden stehen. Für die Griechen war, wie E. Tièche in seiner Arbeit „Atlas als Personifikation der Weltachse" (1945) mit zahlreichen Belegen nachgewiesen hat, Atlas, der Himmelsstützer, geradezu eine „Personifikation der Weltachse", unserer „Erdachse", die im Norden zum Himmelspol aufragt.

Wieder eine andere Angabe über die Heimat der Nordmeervölker lautet: „Sie kommen von der fernen Finsternis" (= Mitternacht). Die Ägypter glaubten, daß im Norden die ewige Finsternis (Duat) herrsche, sie sagten z.B.:

„Die Sonne ruht in der sechsten Nachtstunde (= Mitternacht) in der Tiefe der Finsternis" und: „Die Sonne verläßt in der zwölften Stunde der Nacht (sechs Uhr morgens) die vereinigte Finsternis" (Sethe, 1928, 261 f.). Im Alten Testament ist diese Bezeichnung für die „Nordischen" (hasaponi) übernommen worden, dort heißt es: „Sie kommen von Mitternacht" (Jos. 11,2; 13,3; 15,5,8; 16,6; 17,10; 18,5,12,16—19 u. ö.). Es kann also nicht zweifelhaft sein, daß die zeitgenössischen altägyptischen Texte die Heimat dieser Völker an das Weltmeer im fernsten Norden verlegen.

Noch genauer ist die Bezeichnung der Texte von Medinet Habu: „Völker vom neunten Bogen." Die Ägypter hatten die bewohnte Erdscheibe in neun Bogen, die etwa unseren Breitengraden entsprechen, eingeteilt, deswegen wird der ganze „Erdkreis" auch „alle neun Bogen" genannt. Griechen und Römer haben diese Einteilung der Erdscheibe übernommen. Die Griechen nannten die „Bogen" der Ägypter „paralleloi", die Römer „circuli". Plinius d. Ä. sagt z.B.: „Der neunte circulus geht durch Britannien und das Land der Hyperboreer (Kimbrische Halbinsel), dort dauert der längste Tag siebzehn Stunden" (N. H. VI, § 219). Schon F. A. Ukert hat in seiner „Geographie der Griechen und Römer" festgestellt, daß diese Einteilung der Griechen und Römer von den Ägyptern übernommen wurde und daß der „neunte Bogen" den Gebieten zwischen dem 52. und 57. Grad nördlicher Breite entspricht (1816—46, I, 2, 187; III, 2, 396 ff. u. ö.). Zwischen dem 52. und 57. Grad nördlicher Breite liegen Norddeutschland, Dänemark und Südschweden. Hier müssen wir also die Heimat der „Völker vom neunten Bogen", „von den Säulen des Himmels", „von den Inseln und Festländern am Weltmeer im fernsten Norden" suchen.

Diese Angaben entsprechen denjenigen des Atlantisberich-



Ungefähres Weltbild der Ägypter um 1200 v. Chr. Um den „Erdkreis“ fließt der „Große Wasserkreis“ (= sin wur, griech. okeanos). Der Erdkreis ist in „neun Bogen“ geteilt, daher kann der ganze bewohnte Erdkreis auch „alle neun Bogen“ heißen. Der neunte Bogen liegt an den „Enden der Erde im fernsten Norden“. Die Griechen nannten die „Himmelssäule“ „stele boreios“ = Nordsäule, den Himmelsträger „Atlas“. Allein schon aus diesem Grund kann die „Heilige Insel“ der Atlanter, auf der die „Säule des Atlas“ stand, nur im Norden Europas gesucht werden.

tes. Auch dort heißt es, daß die Heeresmacht der Atlanter „ihren Ausgangspunkt im atlantischen Meer hatte“ (Tim. 24 e). Dieser Name wird so erklärt: „Auch Namen legte er (Poseidon) ihnen bei, und zwar dem Ältesten und dem Könige den, von dem ja auch die ganze Insel und das Meer, welches das Atlantische heißt, ihren Namen erhielten, weil der Name des ersten der damaligen Könige Atlas lautete“ (Krit. 114 a). Es ist ein ständig wiederholter methodischer Fehler, wenn man den alten Völkern moderne geographische Kenntnisse und Vorstellungen unterstellt und geographische Namen und Begriffe der Alten mit modernen geographischen Namen und Begriffen gleichsetzt. Dieser methodische Fehler ist häufig bei der Auslegung des Begriffes „Atlantisches Meer“ im Atlantisbericht gemacht worden. In vielen Büchern über das Thema „Atlantis“ wurde das dort erwähnte „Atlantische Meer“ mit dem „Atlantischen Ozean“ unserer Tage gleichgesetzt. Die alten Völker haben aber mit dem Namen „Atlantisches Meer“ *nicht* den „Atlantischen Ozean“ unserer Tage bezeichnet, sondern das Nordmeer, insbesondere die Nord- und Ostsee, die sie für *ein* Meer hielten.

Die „Säule(n) des Himmels“ standen nach ihrer Vorstellung unter dem Polarstern, wie wir oben (S. 31) hörten. Die Ägypter nannten den Gott der Himmelsstütze „Tat“, die Griechen „Atlas“, die Germanen „Irmin“, der in den Eddas „Iörmun“ genannt wird. Alle diese Völker glaubten, daß der Himmelstützergott im hohen Norden steht. Deswegen sagten z. B. die Ägypter von diesem den Himmel tragenden Gott: „Ich bin Tat, der Sohn des Tat, geboren in der fernen Finsternis.“ Die Griechen sagten von Atlas: „Vor den Wohnungen der Nacht (Norden) stehend, trägt des Japetos Sohn (= Atlas) den weiten Himmel mit dem Haupt und unermüdeten Händen“ (Hesiod Theogonia, 746 f.) oder „Atlas steht im Lande der Hyperboreer“

(Apollodor 2, 5, 11). Unter den „Hyperboreern“ sind die am Bernsteinfluß Eridanos-Eider wohnenden Völkerschaften auf der Kimbrischen Halbinsel zu verstehen. Nach Euripides „hält Atlas den weiten Himmel an Eridanos Ufern, wo Helios Töchter um Phaethon klagen und in die purpurnen Fluten des Flusses das Gold ihrer Tränen, des Bernsteins glänzenden Schimmer träufeln“ (Hippolytos, 732 f.). Weil die Alten den Himmelsstützer im hohen Norden lokalisierten, wird der Nordpol auch „Atlantischer Pol“ und der Himmelspol „von Atlas gestützter Pol“ genannt (E. Tieche, 1945, 70–85). Atlas ist, wie Tische mit vielen Belegen aus der antiken Literatur beweist, geradezu die „Personifikation der Weltachse“, die zum Himmelspol aufragt.

Hekataios sagt: „Das Hyperboreerland liegt am Atlantischen Meer gegenüber dem Lande der Kelten“ (Frgm. hist. graec. II, 386). Unter dem „Lande der Kelten“ sind die Länder an der Südküste der Nordsee zu verstehen. Diese und viele andere Stellen bei antiken Autoren, die E. Tieche in seinem Aufsatz „Atlas als Personifikation der Weltachse“ zitiert hat, beweisen, daß die Alten den Himmelsstützer Atlas im Norden lokalisiert und das „Atlantische Meer“ mit dem Nordmeer (Nord- und Ostsee) gleichgesetzt haben.

Wenn es also im Atlantisbericht heißt, daß die Atlanter vom „Atlantischen Meer“ kamen und daß ihre Könige dort „über viele Inseln und Teile des Festlandes herrschten“, dann sind diese Angaben identisch mit den Angaben der Texte von Medinet Habu, die von diesen Völkern sagen: „Sie kommen von den Inseln und Festländern am Weltmeer im fernsten Norden“ oder „Sie kommen von den Säulen des Himmels.“

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß auch die Angabe des Atlantisberichtes richtig ist, daß das Meer und das

Land jener Völker nach Atlas „Atlantische“ hießen (Krit. 114). In den Edden finden wir die Bezeichnung des Nordlandes als „Atalland“ (Thule XXIII, 174) und des Meeres als „Atles Pfad“ (Thule XX, 320). Die Schiffe werden mit dem Kenningar „Atal-Tiers-Elbe“ bezeichnet (Thule XX, 126). Gustav Neckel erklärt den Namen Atal oder Atle als den Namen eines Seekönigs. Es scheint sich bei diesem Namen „Atal“ oder „Atle“ um den Namen jenes meerbeherrschenden Königs zu handeln, der im Atlantisbericht „Atlas“ genannt wird, „von dem ja auch die ganze Insel und das Meer, welches das Atlantische heißt, ihren Namen erhielten“.

Der Name „Atland“, „Adalland“, „Oatland“ kommt häufig in verschiedenen alten Codices vor (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, unter diesen Stichworten). Es handelt sich dabei um alte Flurnamen aus verschiedenen Nordseeländern.

Kamen diese Völker, die nach den übereinstimmenden Angaben der Texte aus der Zeit Ramses' III. und des Atlantisberichtes bis an die Grenzen Ägyptens vorstießen, wirklich aus dem nordeuropäischen Raum? Daran kann auch nach den Darstellungen auf den Wandbildern von Medinet Habu kein Zweifel sein. Auf diesen Wandbildern haben die ägyptischen Künstler mit der sie auszeichnenden naturgetreuen Darstellungskunst viele Hundert Angehörige der Nordmeervölker mit Hörnerhelmen, Strahlenkronen, Griffzungenschwertern, mit den Schiffstypen und den typischen Rassemmerkmalen der Völker, die damals im nordeuropäischen Raum beheimatet waren, verewigt.

Hörnerhelme sind uns aus der Bronzezeit nur aus dem nordeuropäischen Raum bekannt. Auf zahlreichen skandinavischen Felsbildern, auf bronzezeitlichen Rasiernessern werden Krieger mit Hörnerhelmen abgebildet. Einige Hörnerhelme wurden im Original in Dänemark gefunden. Auf

ihrer „Großen Wanderung“, dem „Großen Kriegszug“ des Atlantisberichtes, haben die Nordmeervölker u. a. auch Zypern besetzt, wie auch die Texte von Medinet Habu bestätigen. Auf Zypern haben sie vor allem in Enkomi-Alasia eine große Siedlung erbaut, die der französische Archäologe Claude F. A. Schaeffer ausgegraben hat. Schaeffer fand dort ein „für die Seevölker-Forschung sicher datierbares, in ungestörter Lage gefundenes Material“, „darunter Bronzestatuetten, Graffiti mit Schiffs- und Kampfdarstellungen, Waffen und Werkzeuge, Schmuck und Siegel“. „All dies ist völlig verschieden von den spätmykenischen Funden aus Enkomi, die in der darunter liegenden, von Brandschichten versiegelten Schichten des 14. und 13. Jahrhunderts gehoben worden sind“ (1966, 60). In diesem Zusammenhang sind die Funde von Statuetten mit Hörnerhelmen wichtig. Eine Statuette trägt einen kleinen Rundschild in der linken und einen Speer in der rechten Hand, auf dem Kopf trägt sie einen Hörnerhelm. Eine andere Statuette ist massiv aus Bronze; sie trägt eine Kopfbedeckung mit zahlreichen Knoten, eine Art Krimmerbesatz, aus der zwei Stierhörner hervorragen. Da in dieser Schicht germanische Griffzungenschwerter gefunden wurden, hält Schaeffer diese Statuette für eine Darstellung des „hörnergeschmückten Apollons“. Das war jener Gott, den die Nordmeervölker bei ihrer Großen Wanderung mit in den Mittelmeerraum brachten. Kopfbedeckungen mit zahlreichen Knoten kennen wir bisher nur aus dem europäischen Norden. G. Schwantes nennt sie „ein überaus charakteristisches nordisches Trachtenstück“ (1953, 27). Karl Schlabow hat diese „dicke, filzartige Kopfbedeckung mit Krimmerbesatz“ in einer eingehenden Arbeit behandelt, die den Titel trägt: „Die 3500jährige germanische Hutmacherkunst durch einen neuen Fund auf deutschem Boden bestätigt.“ Da diese Kopfbedeckung aus einer zentimeterdicken Schicht

aus festem Filzstoff mit aufgenähten überaus zahlreichen Knoten bestand, war sie naturgemäß sehr warm und nur bei den Völkern Nordeuropas in Gebrauch und den Völkern am Mittelmeer unbekannt. Mehrere guterhaltene Stücke befinden sich im Nationalmuseum in Kopenhagen. Cl. F. A. Schaeffer hat in einem Schreiben vom 22. 6.1966 dem Verfasser mitgeteilt, daß er der Auffassung desselben, nach der die „Nord- und Inselvölker“ aus dem nordeuropäischen Raum stammen, zustimmt, und hat ihm ein Exemplar seiner Arbeit „Götter der Nord- und Insel völker auf Zypern“ mit einer herzlichen Widmung übersandt. Von den Götterstatuetten mit Hörnerhelmen, die man in Schonen und auf der Insel Seeland gefunden hat, sagt Schwantes: „Es handelt sich so gut wie sicher um eine Darstellung des Himmelsgottes, wie er auch mit dem Hörnerhelm, dem Wahrzeichen des Sonnenstieres, auf den Felsbildern Skandinaviens so außerordentlich häufig erscheint“ (1939, 522).

Zahlreiche Krieger der Nordmeervölker sind mit „Strahlenkronen“ abgebildet. Diese Abbildungen haben einige Verwirrung angerichtet. R. Herbig bezeichnete diesen Kopfschmuck als „Schilfblattkronen“, weil er nur ungenaue Nachzeichnungen dieser Wandbilder kannte. Eine eingehende Untersuchung der Wandbilder von Medinet Habu an Ort und Stelle zeigt jedoch, daß es sich keineswegs um „Schilfblattkronen“ handeln kann. Die Büschel, die aus dem Stirnband der Nordmeerkrieger aufragen, zeigen genau dieselbe gelbe Farbe wie die Haare und sind ihrer Form nach weder aus Schilfblättern noch aus Federn hergestellt.

H. Vinke schreibt über diese „Strahlenkronen“: „Strahlen, Stirnband und Kinnriemen bilden eine mechanische Einheit, die ‚Strahlen‘ sind nicht die Haare des Kriegers ... Bei diesen Darstellungen sind die ‚Strahlen‘ dicht zusam-

mengefaßt und von einer Länge, die gut ein Drittel der Kopflänge ausmacht. Lockeres menschliches Kopfhaar ist nicht derart aufzutürmen. Schließlich ist durch menschliches Kopfhaar auch kein Kopfschutz gegeben. Zu beachten ist in diesem Zusammenhang, daß ein Teil der Nordmeervölker einen sehr soliden Kopfschutz (Hörnerhelm) trägt. Daß die übrigen Krieger ohne jeden Kopfschutz im Kampf stehen sollen, ist wenig realistisch." (Brief an Verf. 1. 3. 1974) Vinke kommt dann zu der Vermutung, daß es sich bei den „Strahlen" um Roßhaarbündel handeln müsse, diese würden tatsächlich einen guten Kopfschutz geben. „Schlägt man mit der Hand in die Borstenreihen einer Kleiderbürste, so ist man überrascht, wie kräftig aber dennoch elastisch der Schlag von den Borsten aufgefangen wird." Über die Herkunft der langen gelben Borsten auf den „Strahlenkronen" hat sich A. Fichtel Gedanken gemacht. Sein Ausgangspunkt ist die Tatsache, daß man im letzten Weltkrieg in norwegischen Fjorden eine Pferderasse wiederentdeckt hat, von der man meinte, sie sei ausgestorben. Es handelt sich um das „norwegische Fjordpferd". Fichtel schreibt: „Bei meinen Untersuchungen unter den Fjordpferden stieß ich auf das hohe Alter dieser Rasse, sie hat sich ziemlich unvermischt seit Menschengedenken in Westnorwegen erhalten." Diese Pferderasse zeichnet sich „durch eine hochaufragende Stehmähne" aus, sie hat eine charakteristische Kopfform und einen außerordentlich kräftigen, rumpfigen Bau, ist sehr genügsam, zäh und ausdauernd. Die reinrassigen Fjordpferde sind gelb, auch ihre „Stehmähne" ist gelb. Fichtel nennt dieses Pferd ein „extrem nordisches Pferd" und stellt fest, daß es zum erstenmal mit der Wanderung der Nordmeervölker nach Griechenland gelangt ist. Während Fresken aus mykenischer Zeit immer das langmähnige, feingliedrige „kilikische Pferd" darstellen, wird auf geometrischen Vasen — und die geometrische Stil-

form ist unter dem Einfluß der Nordmeervölker entstanden — das „extrem nordische Stehmähnenpferd" abgebildet. Auch auf dem Parthenonfries sind „ausschließlich Stehmähnenpferde dargestellt".

Auch auf den Wandbildern von Medinet Habu sind außer Pferden mit langer Mähne auch solche „norwegischen Fjordpferde" mit der typischen Stehmähne abgebildet. Es handelt sich um Beutepferde aus den Kämpfen mit den Nordmeervölkern.

Merkwürdigerweise wurde diese Pferderasse in den ägyptischen, hebräischen und griechischen Texten als „Maultier" bezeichnet (Baranski, 1903, 105). In Hes. 27,14 heißt es, daß „die von Thogarma Maulesel auf deine Märkte gebracht haben". In Hes. 38,5 heißt es von Thogarma „das gegen Mitternacht liegt". In 1. M. 10, 1 f. ist von Japheth, zweifellos dem Japetos der Griedien, dem Ahnherr der Völker des Nordens, die Rede. Sein ältester Sohn heißt Gomer und dessen Sohn war Thogarma. Das Volk Gomer gilt als das „älteste Volk" und wird in den Keilinschriften Gimirai, bei Homer Kimmerioi (Od. 11,31 ff.) genannt. Die Kimmerioi wohnen nach Homer „an den äußersten Enden des Landes und des Meeres" (Il. 8,478), sie sind mit den später als „Kimbern" bezeichneten Bewohnern der „Kimbrischen Halbinsel" identisch. E. König sagt: „Die Stellung, in welcher Gomer in Hes. 38,6 auftritt, weist mit Sicherheit auf den fernen Norden hin und gestattet so, den Namen Gomer mit den Kimmeriern der Griechen in Beziehung zu bringen" (E. König, 1919, zu 1. M. 10,1 ff.). „Thogarma" ist also ein Teilvolk der Nordvölker, das „Maultiere" auf den Markt brachte. Auch Homer nennt die nordischen Pferde „Maultiere" (hemionoi). Er spricht z. B. „von der Eneter Land, wo wild die Maultiere gedeihen" (Il. 2,852). Die Eneter Homers sind identisch mit den Enetern, von denen Scymnus sagt, sie wohnten in der Nach-

barschaft der Kelten und der Nordsäule, die „ihre Spitze hoch über das Meer erhebt“ (siehe unten S. 148). Die „Eneti“ waren also ein Nordvolk. Daß bei ihnen „die Maultiere wild gedeihen“, zeigt, daß es sich bei diesen „Maultieren“ nicht um „verschnittene Pferde“ (Baranski) handelt, die sich ja nicht vermehren und „wild gedeihen“ können, sondern um eine Pferderasse, die durch ihre Stehmähne und ihren Körperbau an Maultiere erinnert.

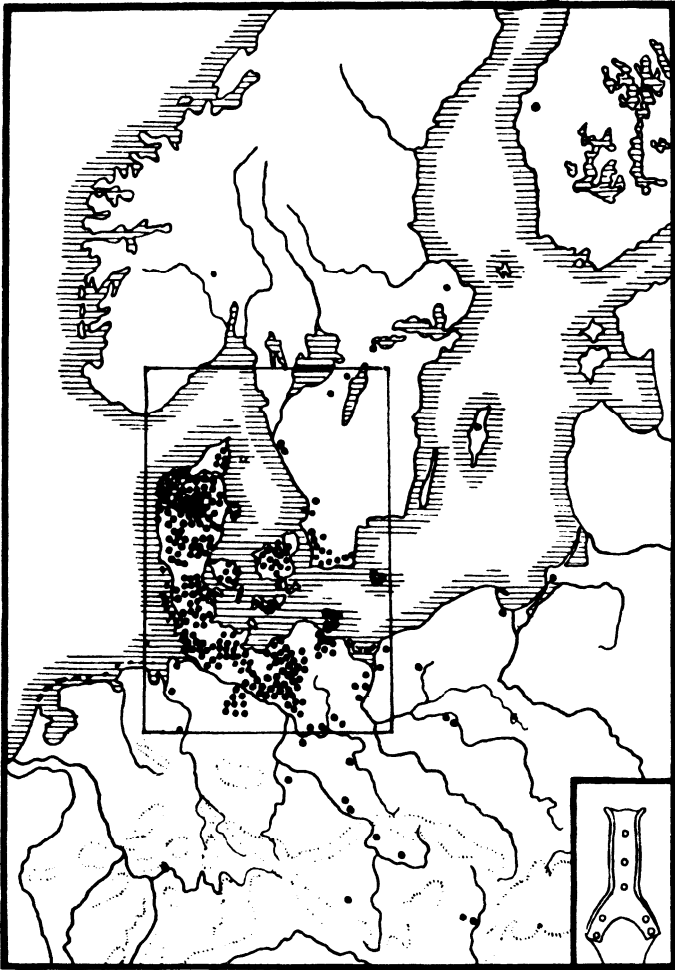
Daß Homer auch die Pferde der Atlanter als „Maultiere“ bezeichnet, werden wir weiter unten hören.

Dieses „norwegische Fjordpferd“ erfreute sich auch in späterer Zeit größter Wertschätzung. Das zeigt die unglaubliche Summe von 100000 Talenten, die Alexander der Große für ein „Stehmähnenpferd“, seinen berühmten „Boukephalos“, bezahlte. Zeitgenössische Autoren berichteten, daß Alexander der Große auf seinem Boukephalos, nachdem er die ganze Nacht bei der Verfolgung des Darius geritten war und den Lagerplatz des Darius verlassen fand, noch einhundert Kilometer in ununterbrochenem Ritt zurücklegte, bis er schließlich den König Darius, der kurz vorher von seinen Begleitern ermordet worden war, am Ufer des Kaspischen Meeres fand (Jean Larteguy, 1964, 123). Es ist kein Wunder, daß Pferde von dieser Ausdauer und Zähigkeit sich großer Wertschätzung erfreuten. Fichtel schreibt von den Haarbüscheln der „Strahlenkronen“: „Nur die Fjordpferde haben ein Haar, welches technisch dazu verwendbar wäre, menschliche Haare sind viel zu weich, um so hochaufragende Haarbüschel zu bilden. Es gilt als der schönste Schmuck dieser Urrasse und ist so auffällig, daß man leicht auf den Gedanken kommen kann, ihn auf den Helm zu setzen. Die Roßkämme sind auch in natürlicher Halsbiegung aufgesetzt“ (Brief 8. 5. 1969). Krieger mit „Strahlenkronen“ sind auf skandinavischen Felszeichnungen und auf bronzezeitlichen Rasiermessern

wiederholt abgebildet. Ein Kamm aus einem bronzezeitlichen Männergrab zeigt ein Gesicht mit Augen und Nase, über dem eine „Strahlenkrone“ aufragt. Dieser Kopfschmuck scheint sich lange gehalten zu haben. Eine germanische Einheit im römischen Heer trug diese „Strahlenkrone“. Auf einem fränkischen Bildstein von Niederollendorf (7. Jahrhundert n. Chr.) trägt ein Krieger die „Strahlenkrone“. Eine Münze Kaiser Konrads II. zeigt ein Bildnis des Kaisers mit diesem Kopfschmuck. Die Entwicklungslinie von der „Strahlenkrone“ zur germanischen Königskrone läßt sich lückenlos verfolgen.

Auf den Wandbildern von Medinet Habu sind zahlreiche Krieger der Nordmeervölker mit einem Schwert abgebildet, das in jeder Hinsicht dem „gemeingermanischen Griffzungenschwert, um etwa 1200 v. Chr.“ (Sprockhoff, 1936, 256) gleicht. Sprockhoff, den Schwantes den „besten Kenner dieser Schwerter“ nennt (1939, 432), hat diesem Schwerttyp „eine besondere und umfassende Studie gewidmet“ (Schwantes), die den Titel trägt: „Die germanischen Griffzungenschwerter“. In diesem Werk kommt Sprockhoff zu dem Ergebnis: „Die Verbreitung der germanischen Griffzungenschwerter kann als Beweis für den Umfang des germanischen Gebietes dienen“, er spricht von der „ungeheuren Masse der im Norden gefundenen Schwerter“ und von den Gußformen, die man im nordeuropäischen Raum gefunden hat. Sprockhoff nennt das einen Beweis dafür, „daß man die Herstellung dieser Schwerter im nordischen Raum als selbstverständlich betrachten müßte“ und veröffentlicht eine Karte, die die Unterschrift trägt: „Verbreitung des gemeingermanischen Griffzungenschwertes, um etwa 1200 v. Chr.“.

M. Burchhardt hat eine Arbeit über fünf germanische Griffzungenschwerter, die in Ägypten gefunden wurden, geschrieben, unter ihnen ist eines mit dem Prägestempel



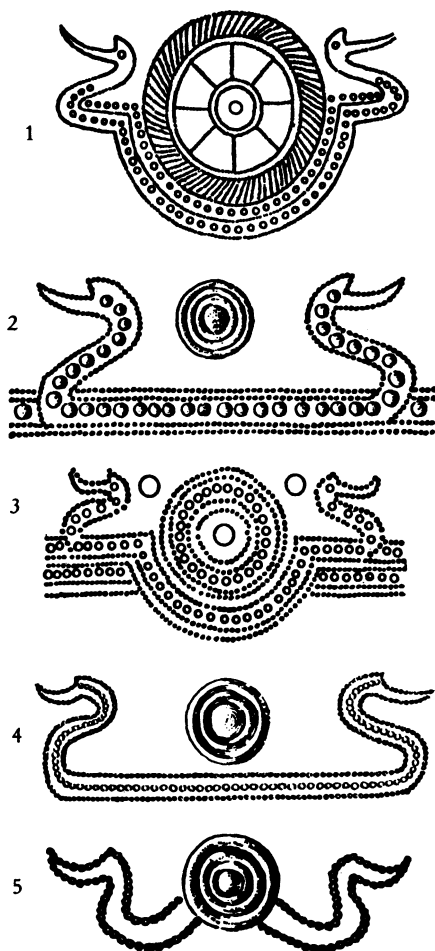
Verbreitung des gemeingermanischen Griffzungenschwertes. Um etwa 1200 v.Chr. Aus SPROCKHOFF, Die germanischen Griffzungenschwerter, Berlin 1931. Die nachträglich eingezeichnete Fläche van 3000 mal 2000 Stadien umfaßt genau das germanische Siedlungsgebiet um 1200 v. Chr. (Krit. 118a)

Sethos II. (t kurz vor 1200 v.Chr.), von dem Burchhardt schreibt: „Dieses Schwert ist sicher nordisch-europäischer Herkunft" (1912,61). Der dänische Vorgeschichtsforscher H. C. Broholm schreibt von diesem Schwert, „daß es in seiner Form den nordischen Stücken so nahesteht, daß es gut in Jütland hätte gefunden sein können" (1944,218). Zahlreiche andere Archäologen, unter ihnen C. Schuchhardt, Fr. Behn, G. Schwantes, haben festgestellt, daß diese in Ägypten gefundenen Griffzungenschwerter aus dem nordeuropäischen Raum stammen.

Da die Nordmeervölker auf ihrer „Großen Wanderung" den toten Krieger Schwerter mit ins Grab gaben oder im Kampf verloren haben, kann man den ganzen Wanderweg dieser Völkerwanderung von Nordeuropa bis an die Grenze Ägyptens verfolgen. So sind diese „gemeingermanischen Griffzungenschwerter" nicht nur „ein Beweis für den Umfang des germanischen Gebietes" jener Zeit, sondern auch ein Beweis für die Wege, die sie auf ihrer Großen Wanderung gewählt haben.

Besonders typisch sind auch die Schiffe, mit denen die Flotte der Nordmeerkrieger auf den Wandbildern von Medinet Habu in der Seeschlacht gegen die ägyptische Flotte kämpft.

Diese Schiffe haben einen steilen Steven an Bug und Heck, die Steven sind mit einem Schwanenkopf verziert. Solche Schiffe sind im nordeuropäischen Raum auf bronzezeitlichen Felsbildern, auf Bronzeschilden, Bronzekesseln, Rasiermessern und Schwertklingen häufig dargestellt. R. Herbig nennt diese Schiffe der Nordmeervölker auf den Wandbildern von Medinet Habu „eine Fremderscheinung im östlichen Mittelmeer, etwas von anderswo Hereingebrachtes" und beschreibt „die nicht mittelmeeerische, sondern eher nordische Bauart ihrer (der Nordmeervölker) Schiffe" (1940,61; 1941, 7 f.).



Germanische Schiffe der Bronzezeit, steiler Steven an Bug und Heck mit Schwanenköpfen wie die Schiffe der NordmeerVölker-Atlanten auf den Wandbildern von Medinet Habu.

Fundorte: 1 Siem, Amt Olborg, Dänemark; 2 Rossin, Kreis Anklam;
3 Granzin, Kreis Pardiim; 4 Prenzlauitz, Kreis Graudenz;
5 Corneto, Italien

Bronzezeitliche Schiffsgräber in Schweden und Dänemark zeigen in Stein dieselben Schiffsformen mit steilem Steven an Bug und Heck wie die Wandbilder von Medinet Habu.

Der französische Archäologe J.-G. Février hat eine Studie über die Seefahrt und den Schiffbau der Phönizier veröffentlicht, er sagt, daß um 1200 v.Chr. an der syrischen Küste „ein völlig rätselhafter Umschwung im Schiffbau“ beginnt. Tonmodelle und bildliche Darstellungen des neuen Schiffstyps in Phönizien „erinnern an die Wikingerschiffe späterer Zeit“ (1949/50, 128 ff.).

Dimitri Baramki, der Kurator des archäologischen Museums in Beirut, hat festgestellt, daß den Kanaanäern, die im 12. Jahrhundert v.Chr. aus dem Inneren Arabiens an die syrische Küste wanderten, „jener Fundus an nautischem und technischem Wissen, ohne den Hochseeschiffahrt nun einmal nicht möglich ist, vollkommen fehlte“. Dieses Wissen hätten erst die „geheimnisvollen Invasoren mitgebracht, die um 1200 v.Chr. in die Länder des nahen Ostens einfielen, die Seevölker“ (G. Herrin, 1973/74). „Die Seevölker (= unsere Nordmeervölker = Atlanter), die auch Teile des Libanons verheerten, hätten sich später mit den Kanaanäern zusammengetan und sich von ihnen absorbieren lassen. Durch diesen Verschmelzungsprozeß aber, in den die ersteren ihre maritimen Fähigkeiten einbrachten, sei die phönizische Nation entstanden.“ Diese Feststellung hält Baramki für einen „Schluß von fast zwingender Logik“. Baramki hat betont, daß viele seiner Kollegen ihm zustimmen oder entsprechende Theorien selbst entwickelt hätten (Herrin, 1973, 75).

Auch die Rundschilder, die die Krieger der Nordmeervölker auf den Wandbildern von Medinet Habu führen, werden häufig auf bronzezeitlichen Felszeichnungen Skandinaviens abgebildet. Einige Rundschilder aus Bronze wurden im

nordeuropäischen Raum gefunden. Die mykenischen Achäer führten damals den großen 8förmigen Schild, die Hethiter werden mit einem kleinen 8förmigen Schild dargestellt, in Ägypten war ein länglicher Schild in Gebrauch. Auf den Wandbildern von Medinet Habu führen Nordmeerkrieger Rundschilde mit genau denselben kreisrunden Verzierungen, wie sie auch auf Schilden aus Nordeuropa dargestellt sind.

Über die rassistischen Merkmale der Nordmeerkrieger auf den Wandbildern von Medinet Habu schreibt der Wiener Archäologe Fr. Schachermeyr: „Was wir über die Körperbeschaffenheit der Philister (= der führende Stamm der Nordmeervölker) aus den ägyptischen Reliefs und aus dem Alten Testament wissen, weist auf europäischen, ja nordischen Typus" (1929,245). Ähnlich haben sich die Archäologen R. Herbig und J. Wiesner geäußert.

Daß auf dem langen Wanderweg der Nordmeervölker häufig Griffzungenschwerter, Rundschildbuckel — die Schildflächen aus Holz oder Leder waren vergangen — Lanzenspitzen, Fibeln nordeuropäischer Herkunft gefunden wurden, beweist ebenfalls die Herkunft dieser Völker aus Nordeuropa.

Damit ist die Frage, die wir oben stellten, ob die Nordmeerkrieger der Texte Ramses III., die wir mit den Atlanten des Atlantisberichtes gleichgesetzt haben, aus dem nordeuropäischen Raum gekommen sein können, mit Hilfe der altägyptischen Texte, der Abbildungen von Medinet Habu und mit einem umfangreichen archäologischen Fundmaterial beantwortet. Diese Völkerschaften kamen nach allem, was wir von ihnen wissen, tatsächlich aus dem nordeuropäischen Raum, vom „neunten Bogen", „von den Säulen des Himmels", „von den Enden der Welt", „von den Inseln und Festländern am Weltmeer im fernsten Norden".

Die Lage der Königsinsel

Wenn es nunmehr feststeht, daß die Nordmeervölker = Atlanter aus dem nordeuropäischen Raum kamen, dann ist die Lage ihrer Königsinsel leicht zu bestimmen. In den Texten von Medinet Habu ist von der Lage der Königsinsel dieser Völker nicht die Rede. Diese Angaben mögen auf verlorenen Papyrusrollen oder auf zerstörten Teilen der Inschriften von Medinet Habu gestanden haben. Heute ist dort nur noch der Satz zu erkennen: „das Haupt ihrer Städte ist im Meer versunken“.

Die ägyptischen Priester haben aber dem Solon genaue Angaben gemacht, die so zutreffend sind, daß man vermuten darf, daß sie auf Aussagen gefangener Nordmeerkrieger zurückgehen.

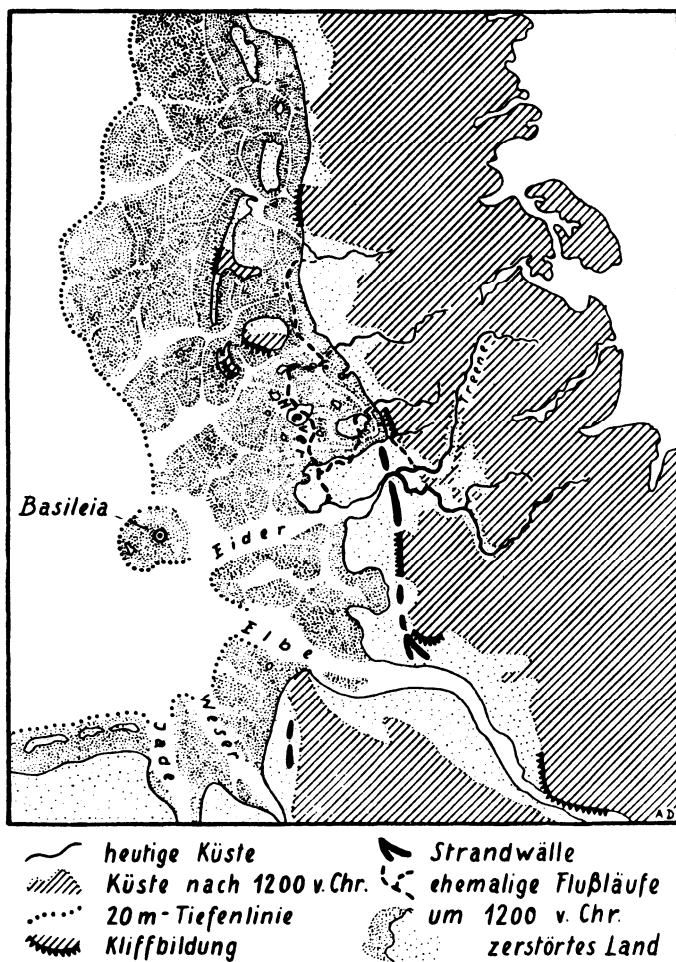
Folgende Angaben aus dem Atlantisbericht stehen uns zur Verfügung:

1. Die Königsinsel, auch „Basileia“ (die Königliche) genannt, „lag in der Mündung großer Ströme“ (Krit. 118 d).
2. Unmittelbar vor der Königsinsel lag „ein Felsen, der sehr hoch und wie mit dem Messer abgeschnitten aus dem Meere aufstieg“ (Krit. 118 a). Dieser Felsen hatte „rotes, weißes und schwarzes Gestein“ (Krit. 116a).
3. Auf diesem Felsen wurde „mit Hilfe des Bergbaues festes und schmelzbares Metall gewonnen“ (Krit. 114 c), das an anderer Stelle (Krit. 116 b) „chalkos“ = Kupfererz genannt wird.
4. Hinter dem Felsen „nach dem nahen Festland hin, lag eine Ebene, wie es keine schönere und an Bodenbeschaffenheit fruchtbarere gegeben haben soll“ (Krit. 113 c).
5. In dieser Ebene befand sich in der Mitte der kreisrunden Insel „50 Stadien (= 9,2 km) vom Meer entfernt ein allseits niedriger Hügel“ (Krit. 113 c). Auf diesem

Hügel standen die oberste Burg und das höchste Heiligtum der Atlanter, weswegen sie auch „nesos hierà" = heilige Insel genannt wurde (Krit. 115 b).

6. Auf dieser Insel „wurde an vielen Stellen Oreichalkos aus der Erde gegraben, ein heute nur noch dem Namen nach bekannter Stoff, der aber bei den damaligen Menschen neben dem Gold am höchsten geschätzt wurde" (Krit. 114e).
7. Nach dem Untergang der Basileia wurde das ganze Gebiet, in dem sie lag, in ein unpassierbares Schlammeer verwandelt. Wörtlich heißt es: „Als aber in späterer Zeit gewaltigste Erdbeben und Meeresüberschwemmungen sich ereigneten, versank während eines schlimmen Tages und einer schlimmen Nacht eure (der Athener) ganze Heeresmacht auf einmal unter die Erde, und ebenso versank auch die Insel im Meer und wurde den Augen entzogen. Daher ist das Meer dort auch heute noch (kai nyn) unpassierbar und unerforschbar geworden, wegen des sehr seicht liegenden Schlammes, den die untergehende Insel zurückließ" (Tim. 25 d).
8. „Auch heute noch (nyn de), nachdem sie durch Erdbeben unterging, stellt sich denjenigen, die von hier (von der Basileia aus) aus die Anker nach dem jenseitigen Meere lichten wollen, eine undurchdringliche, schlammige Untiefe entgegen, so daß sie nicht mehr durchfahren können als Sperre (kolytèn)" (Krit. 108 e).

Es gibt im nordeuropäischen Raum und auf unserem ganzen Planeten kein anderes Gebiet, auf das alle diese Angaben so genau zutreffen wie auf das Gebiet zwischen Helgoland und dem Festland (Eiderstedt).



Das Ausmaß der Katastrophen von 1200 v. Chr. Das Meer überflutete die Land- und Inselgebiete zwischen der heutigen 20 m-Tiefenlinie und dem „Mittellücken“ Schleswig-Holsteins und schuf dort Strandwälle und Kliffe.

Z, 1. Die Lage der Königsinsel

Die großen Ströme, die bei der Basileia ins Meer mündeten, sind die Weser, die Elbe, die Eider und die Hever, ein heute im Meer versunkener Fluß, der nach den Forschungen von Andreas Busch (1936, 11—71) nach nordsüdlichem Verlauf etwa 20 km östlich von Helgoland in die Eider mündete. Nach den eingehenden Forschungen zahlreicher Geologen erstreckte sich einst die „stein-bronzezeitliche Marsch“ weit in die Nordsee hinaus.

Damals mündeten die genannten Ströme in einem gemeinsamen Mündungstrichter unmittelbar südlich von Helgoland in die Nordsee. Diese Flüsse hatten ihre Betten so tief in den Untergrund eingegraben, daß ihr Verlauf und ihr gemeinsamer Mündungstrichter noch heute in jeder Seekarte zu erkennen sind. Unmittelbar östlich von Helgoland, im Schutze dieses Felsens lag eine Insel, die nach der Überflutung um 1220 v.Chr. in der eisenzeitlichen Regression der Nordsee teilweise wieder auftauchte (siehe den Bericht des Marcellus, S. 56) und nach den Untersuchungen der besten Kenner auf dem Gebiet der Geologie, der Meereskunde und der Archäologie (siehe S. 75 f. oben) und dem Zeugnis zeitgenössischer Urkunden aus dem 11., 12. und 13. Jahrhundert n.Chr. noch existierte und wohl erst in den schweren Sturmflutkatastrophen (siehe Heimreichs Mitteilung, S. 60) im 13. und 14. Jahrhundert n. Chr. endgültig untergegangen ist.

Zu 2. Die roten Felsen

Der Felsen, der vor dieser Insel lag und „sehr hoch und wie mit dem Messer abgeschnitten aus dem Meere aufstieg“, ist das Felsenmassiv von Helgoland. O. Pratje gibt die heu-

tige Größe dieses Felsenmassivs mit 0,35 qkm und die ehemalige mit 18 qkm an.

Man hat durch langjährige Beobachtungen festgestellt, daß die Nordsee von diesem Felsenmassiv in hundert Jahren etwa 10 m zerstört. Vor 3000 Jahren war demnach das Felsenmassiv nach allen Seiten hin mindestens um 300 m größer als heute. Dieses Massiv besteht aus rotem, weißem und schwarzem Gestein. Das rote Gestein (roter Buntsandstein) ist heute noch vorhanden. Der weiße Felsen bestand aus Gips und Kreide, er war noch 1639 „gleich hoch mit dem hohen Lande“ (Karte von Johannes Mejer, 1639) und lag im Gebiet der heutigen „Düne“, deren Sockel aus Gips und Kreide besteht. Der Name „Wittes Kliff“, den die Düne heute noch trägt, erinnert an diesen weißen Felsen, dessen „strahlendes Weiß“ von Autoren des 16. Jahrhunderts gerühmt wird.

Der schwarze Felsen steht noch heute in kilometerlangen Riffen im Norden der „Düne“ an. Er besteht aus Sandstein, der sehr reich mit kohlensaurem Kupfer imprägniert ist und daher seine blauschwarze bis schwarze Färbung erhalten hat (Bolton, 1891, 276 f.). Auch er ragte einst hoch über den Meeresspiegel auf.

2« 3. Kupfererz auf Basileia

Das Kupfererz, das nach den Angaben des Atlantisberichtes „mit Hilfe des Bergbaues“ auf jenem Felsen gewonnen wurde, befindet sich in einer kupfererzführenden Schicht zwischen dem oberen und dem unteren etwas dunkleren Buntsandstein. Der Neigungswinkel dieser Schicht beträgt 20–23 Grad von Osten nach Westen ansteigend. Heute tritt diese Schicht etwa 8–10 m unter der Oberkante des Felsenmassivs aus. Es läßt sich leicht errechnen, daß die Kupfer-

erzschicht, als die Westküste vor 3000 Jahren etwa 300 m weiter westlich lag, auf dem damaligen Oberland zutage trat und dort leicht gewonnen werden konnte. Eingehende spektralanalytische, chemische und schmelztechnische Untersuchungen des Helgoländer Kupfererzes, die von Fachleuten in Deutschland, Österreich, der Schweiz und in Frankreich vorgenommen wurden, haben den Nachweis erbracht, daß dieses Kupfererz schon in der jüngeren Steinzeit abgebaut, verarbeitet und wohl mit dem Bernstein weithin verbreitet wurde (Spanuth, 1965, 361 ff.).

Diese „sogleich ins Auge fallende Schicht“ (Bolton) ist sicherlich den Menschen der Jungsteinzeit, deren Hinterlassenschaften auf Helgoland gefunden wurden, aufgefallen. Sie mögen anfänglich Stücke aus gediegenem Kupfer, die in dieser Schicht vorkommen, ins Lagerfeuer geworfen und festgestellt haben, daß sie im Holzkohlefeuer schmelzen. So entstand schon in jener Zeit die Verarbeitung dieses Kupfererzes. „Das früheste Kupfer des Nordens“ ist nachweisbar aus Helgoländer Kupfererz hergestellt worden.

Daß dieses Kupfererz auch in der Bronzezeit auf Helgoland geschmolzen wurde, haben die Ausgrabungen des Kieker Vorgeschichtlers O. Olshausen bewiesen, der bei der Untersuchung eines bronzezeitlichen Grabhügels auf dem Oberland feststellte, daß dieser „bis hinab auf den Boden“ Holzkohlestückchen und Schmelzschlacken enthielt (Olshausen 1893, 516). Kupferplatten, sogenannte „Rohlinge“, die von Tauchern auf dem Meeresgrund bei Helgoland gefunden wurden, sind, wie spektralanalytische Untersuchungen ergeben haben, ebenfalls aus diesem Kupfererz erschmolzen worden. In einer Platte ist das Kupfer um eine Muschel gegossen, auch sind an der Oberfläche Muschelstücke sichtbar (Hundt u. Weber, 17. 12. 1974). Man kann also erkennen, daß das geschmolzene Kupfer in Meeres sand geflossen und dort erkaltet ist.

Zu 4. Fruchtbares Hinterland

Die als überaus fruchtbar geschilderte Ebene, die sich hinter dem Felsen erstreckte und den Burghügel umgab, war die stein-bronzezeitliche Marsch. An einigen Stellen der Westküste, so z. B. hinter dem Brandungswall von Lunden, ist diese stein-bronzezeitliche Marsch in mehreren Metern Tiefe noch erhalten. Es lohnte sich für die Bauern dieser Gegend noch vor etwa 15 Jahren, diese Erde auszugraben und über die Felder zu streuen, weil sie vor allem durch ihren hohen Kalkgehalt fruchtbarer ist als die „jüngere Marsch“, die in den letzten 7 bis 8 Jahrhunderten vom Meer angelandet worden ist.

Zu 5. Die Heilige Insel

Die kreisrunde Insel Basileia, die einen Halbmesser von 50 Stadien (= 9,2 km), also einen Durchmesser von 100 Stadien (18,4 km) hatte, paßt genau in das Gebiet zwischen dem Felsenmassiv von Helgoland und dem alten Flußlauf der Hever. Tatsächlich liegt genau „in der Mitte der Insel 50 Stadien vom Meer entfernt“ der „allseits niedrige Hügel „Steingrund“. Auf diesem Hügel müssen die oberste Burg und das höchste Heiligtum der Atlanter = Nordmeervölker sich erhoben haben.

Im Jahre 1943 hat der Vorgeschichtler Peter Wiepert, Ehrenbürger der Universität Kiel und Träger der selten verliehenen Universitätsmedaille der Kieler Universität, zusammen mit Tauchern der damaligen Kriegsmarine auf dem „Steingrund“ die „Überreste einer germanischen Königsburg“ festgestellt, worüber er dem Verfasser einen ausführlichen Bericht sandte.

Bei fünf verschiedenen Tauchuntersuchungen, die seit 1953

unter Leitung des Verfassers auf dem „Steingrund“ vorgenommen wurden, fanden die Taucher ebenfalls Siedlungsreste, u. a. Wallanlagen, behauene Steine, Fliesenplatten. Diese Fliesenplatten sind nach den Untersuchungen von Archäologen, Mineralogen und Geologen von Menschenhand bearbeitet, sie waren, wie die Taucher feststellten, „auf Stoß verlegt“ und lagen mit der glatten Seite nach oben und der rauhen Seite nach unten horizontal auf dem „Steingrund“. Diese Fliesenplatten stammen, wie eine mineralogische Untersuchung ergab (Prof. H. Rose, Gutachten vom 10. 7. 1953), aus einem Bergwerk, das schon in der Jungsteinzeit in einem Waldhügel bei Älborg (am Limfjord) angelegt und gegen Ende der Bronzezeit aufgegeben wurde. Der dänische Archäologe Johannes Brøndsted schreibt über dieses Bergwerk zur Gewinnung von Flintplatten: „Man fand in jenem Hügel 5 m tiefe Schächte mit den dazugehörigen Galerien und Plätzen, auf denen Flint verarbeitet wurde. Sie sind ein vollgültiger Beweis dafür, daß ein regelrechter Flintbergwerksbetrieb zum Zwecke des Exports hier im Lande in der Dolchzeit (nach Brøndsted etwa 1800-1500 v. Chr.) stattgefunden hat“ (1960,1,334). Ebenfalls fanden Taucher der Meeresbiologischen Anstalt Helgoland auf dem „Steingrund“ Fliesenplatten, die sie als „Atlantis-Steine“ bezeichneten (P. Lippens, 1974, Hus. Nachr. 10. 9. 1974). Fliesenplatten gleicher Art haben O. Olshausen und von Aschen in einem bronzezeitlichen Grab auf dem Helgoländer Oberland festgestellt (1893, 500), K. Kersten hat Fliesenpflasterung in mehreren bronzezeitlichen Gräbern auf der Insel Sylt gefunden (Kersten, Zur älteren nordischen Bronzezeit, o. J. 164 ff.). Prof. H. Rose stellt in seiner mineralogischen Untersuchung der Fliesenplatten fest: „Die Atlanter müssen sich die erforderlichen Platten aus Dänemark herangeholt haben“, d. h. 400 km über Land und Meer, so weit ist die Entfernung zwischen

dem vorgeschichtlichen Flintbergbau nördlich von Älborg und Helgoland.

Diese Insel, die im Schutz des hohen Felsenmassivs von Helgoland lag, wurde in den Naturkatastrophen am Ende der Bronzezeit überflutet, sie tauchte in der eisenzeitlichen Regression der Nordsee teilweise wieder auf, das ist eine häufige Erscheinung an der Westküste Schleswig-Holsteins. Der griechische Geograph Marcellus berichtet von diesem Wiederauftauchen, indem er sich auf „die ältesten Geschichtsschreiber“, die diese Nachricht überliefert hätten, beruft: „Die Bewohner dieser Inseln hatten die von ihren Vorfahren überkommene Erinnerung an Atlantis bewahrt, eine große Insel, die einstmals in dieser Gegend vorhanden gewesen sei und im Laufe vieler Jahrhunderte über alle Inseln des äußeren Meeres geherrscht habe und dem Poseidon geweiht gewesen sei. Diese Insel Atlantis sei vom Meer überflutet und zerstört worden. Wo sie einst lag, befinden sich jetzt sieben kleinere und drei größere Inseln, von denen die größte auch dem Poseidon geweiht ist“ (Marcellus, *Aithiopica*, bei Proklos, *Arist.de mir.ausc.* c. 149). Auf dieser Insel haben die christlichen Missionare Wulfram im Jahre 689, Willibrord im Jahre 690 und Liudger in den Jahren 780–785 das Evangelium verkündet und sie, weil dort das höchste Heiligtum des friesischen Gottes Fosite stand, „Fositesland“ genannt. Alkuin, der Lehrer Karls des Großen, schreibt in der *Vita Willibrordi* (Kap. 10): „Auf dieser Reise gelangte er (Willibrord) an der Grenze der Friesen und Dänen zu einer Insel, welche nach dem heidnischen Gott Fosite ‚Fositesland‘ genannt wird, weil auf ihr die Heiligtümer dieses Gottes errichtet sind. Diese Insel wurde von den Heiden in solcher Verehrung gehalten, daß auf ihr keiner von ihnen eines der dort weidenden Tiere oder der anderen dort befindlichen Dinge zu berühren

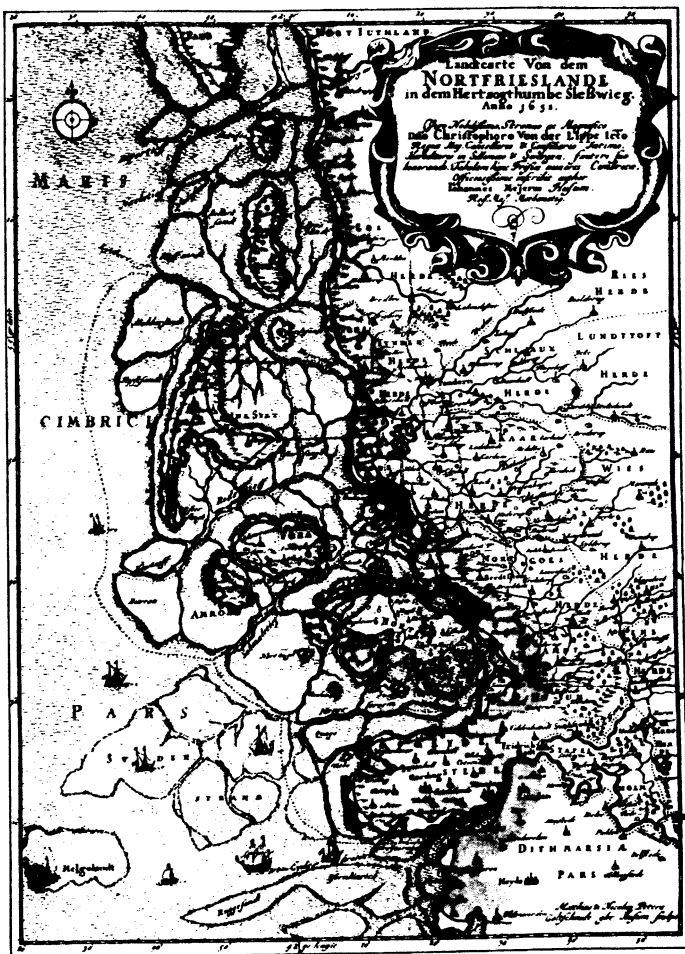
wagte und auch aus einer Quelle, die dort entspringt, nur schweigend Wasser geschöpft werden durfte."

Die Lage dieser Insel „Fositesland" beschreibt Adam von Bremen genau: „Der Erzbischof (Adalbert von Bremen) ordinierte von seinen Klerikern in Schleswig den Ratolf, in Seeland Wilhelm, in Fünen Eilbert, der, wie man erzählt, ein bekehrter Seeräuber war und die Insel Farria, die in weitem Abstand vor der Mündung der Elbe liegt, als erster bekehrte; er baute dort ein Kloster und bewohnte sie. Diese Insel liegt gegenüber dem Lande Hadeln. Ihre Länge beträgt acht, ihre Breite vier Meilen; die Leute heizen mit Stroh und Schiffstrümmern ... Diese Insel ist überaus fruchtbar, sehr reich an Vögeln und eine gute Weide für das Vieh; sie besitzt einen Hügel, keine Bäume, wird von schroffsten Klippen eingeschlossen und hat keinen Zugang außer einem einzigen; dort gibt es auch Süßwasser. Der Ort ist allen Seefahrern heilig. Daher erhielt er auch den Namen „Heiligland". Sie wird in der Vita Willibrordi „Fositesland" genannt und ist an der Grenzscheide (in confinio) zwischen Friesen und Dänen gelegen" (Adam v. Br. IV, Kap. 3). Wir erfahren hier also, daß diese Insel verschiedene Namen trug: „Fositesland", „Heiligland" und „Farria", ein Name den manche Autoren von der alten Bezeichnung für „Stier" = „Farre", andere von dem friesischen Wort „feer" = unfruchtbar, trocken ableiten. Letztere Ableitung würde aber in Widerspruch stehen zu der Mitteilung Adams von Bremen: „Diese Insel ist überaus fruchtbar ... usw.", so daß wir wohl „Farria" mit „Stierinsel" übersetzen dürfen.

Da Adam von Bremen mit der römischen Meile = 1,481 km rechnet, war diese Insel zu seiner Zeit noch etwa 11,8 mal 6 km groß. Ein Scholiast (= Verfasser gelehrter Anmerkungen) hat im 12. Jahrhundert diesem Text Adams die Anmerkung hinzugefügt: „Die Insel Farria oder Heilig-

land liegt zwei oder drei Tagereisen von England, in der Nähe des Landes der Friesen und unserer Wirrahe (Weser). Sie ist von einer Insel in der Mündung des Flusses (Egi)dore (= Eider) sichtbar. Von der Insel Utholmo (= Utholm) liegt sie in ... Segelreise."

Aus allen diesen Angaben ergibt sich, daß mit „Fositesland“, „Heiligland“, „Farria“ auf keinen Fall das Felsenmassiv von Helgoland gemeint sein kann, das Adam von Bremen richtig als „schroffste Klippen“ bezeichnet. Dieses Felsenmassiv war zu Adams Zeiten mit Sicherheit *nicht* 11,8 mal 6 km groß, es war nie „überaus fruchtbar“ und war, wie die völlige Fundleere aus der Zeit zwischen 1200 v.Chr. und 1200 n.Chr. beweist, nicht bewohnt, hatte keine heidnischen Heiligtümer (omnia fana, Vita Liudgeri), Liudger hätte auf ihr niemals „multa milia Fresonum“ = viele tausend Friesen taufen können, auch standen auf dem Felsen des heutigen Helgolands keine heidnischen Heiligtümer und kein christliches Kloster. Von den heidnischen Heiligtümern wird berichtet, daß Liudger „alle Heiligtümer“ (omnia fana) auf Fositesland zerstört hätte, das Kloster hatte Eilbert erbaut. Von den heidnischen Heiligtümern, vom Kloster und von der Anwesenheit vieler Menschen müßte man auch heute noch Spuren finden können, wenn sich das alles auf dem Felsen von Helgoland befunden hätte. Das aber ist nicht der Fall. Die zahlreichen Grabhügel (insgesamt waren es 13) und sonstige Funde auf dem Felseneiland stammen aus der jüngeren Steinzeit und Bronzezeit (1800–1550 v. Chr.) und der ersten Hälfte der älteren Bronzezeit (1550–1300 v. Chr.), „sie beweisen eine ansehnliche Besiedlung Helgolands bis ins 13. Jh. v. Chr.“ In der Mitte oder gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. hören Funde völlig auf, erst um 1200 n. Chr. tauchen die ersten Spuren einer Wiederbesiedlung des Felsenmassivs auf. Der friesische Chronist Antonius Heimreich hat viele heute



Die Wattenkarte von Joh. Mejer (1651)

verlorengegangene Urkunden und Schriften in seiner „Nordfresischen Chronik“ von 1666 verarbeitet. Er wird wohl recht haben, wenn er schreibt: „Daher ist neben dem größten Theyl des Südstrandes in Eiderstedt auch das Heiligland, so anno 1030 noch neun Kirchspiele gehabt, in den anno 1216 ergangenen Fluten also hinweggespület, daß anno 1300 nur zwey Kirchen seyn übriggeblieben.“

Zu 6. Der Oreibalkos war Bernstein

Der Oreichalkos, der nach den Angaben des ägyptischen Priesters auf der Insel Basileia „an vielen Stellen aus der Erde gegraben wurde“, hat viel Verwirrung angerichtet. „Oreidialkos“ war der Name einer künstlichen Legierung aus Gold, Silber und Kupfer, als solche konnte er nirgendwo „aus der Erde gegraben werden“.

Der ägyptische Priester wußte nicht, welcher „Stoff“ in seinen Vorlagen gemeint war. Darum sagte er: „Es ist ein heute nur noch dem Namen nach bekannter Stoff, der aber bei den damaligen Menschen neben dem Gold am höchsten geschätzt wurde“ (Krit. 114e), er beschrieb den ihm unbekannten Stoff so: „Er hatte einen feurigen Glanz“, die Atlanter „trugen ihn in Öl auf den Mauern ihres Tempels auf“, auch die heilige Säule in der Mitte des Heiligtumes „war mit Oreidialkos verziert“ (Krit. 119 c).

Alle diese Angaben passen nur auf einen „Stoff“: den *Bernstein*. Bernstein konnte im Gebiet zwischen Helgoland und Eiderstedt „an vielen Stellen aus der Erde gegraben werden“, denn gerade hier liegt „das Bernsteinland des Altertums“ (K. Andrée, 1937, 17 u. ö.). Man hat zwar lange Zeit angenommen, daß das Bernsteinland, von dem die antiken Autoren berichten, an den Küsten der Ostsee, vor allem im Samland, zu suchen sei. Aber dem widerspra-

chen die antiken Berichte. Sie erzählen nämlich von den „Elektriden“ oder „Glaesarien“, den Bernsteininseln, oder von der Hauptbernsteininsel „Basileia = Abalus“, die in der Mündung des Eridanos liegt, der vor allem im Frühjahr große Mengen Bernstein ans Ufer der Basileia schwemmt. Auch berichten alle antiken Autoren übereinstimmend, daß der Bernsteinfluß Eridanos in den nördlichen Ozean fließt; die Ostsee ist aber niemals „Ozean“ bezeichnet worden, auch gibt es dort keine Bernsteininseln. Zuerst hat der Altertumsforscher K. Lohmeyer 1872 erkannt, daß das Bernsteinland der Antike an der Westküste der Kimbrischen Halbinsel zu suchen sei. Dann hat der Kieler Vorgeschichtler O. Olshausen überzeugend nachgewiesen, „daß der Bernstein der Bronzezeit von der Westküste Jütlands kam“ (1890, 270 ff.), das war schon daraus ersichtlich, daß die „Bernsteinstraßen“ in vorchristlicher Zeit ausnahmslos an die Nordseeküste führten (O. Montelius 1911, 276 ff.; R. Hennig, Eridanos 1941, 93; K. Andree 1951, 88 f. u. a.).

Noch heute wird Bernstein häufig an der Westküste der Kimbrischen Halbinsel, vor allem an der Westküste Eiderstedts, angeschwemmt. Darunter sind Bernsteinstücke gefunden worden (durchbohrte Anhänger, Tierfiguren, Bernsteinperlen) „die sichtbarlich mit primitiven Werkzeugen bearbeitet, vermutlich vor vielen Jahrtausenden eine Schöne der Steinzeit oder Bronzezeit geschmückt haben“ (Husumer Nachrichten 30. 12. 1965 und 4. 6. 1968, ähnlich N. Neitzel 1969, 88).

Bei Baggararbeiten im Gebiet von Eiderstedt kommen regelmäßig große Bernsteinmengen mit dem Spülgut ans Tageslicht. Als 1968 an der Nordküste Eiderstedts mit Hilfe eines Saugbaggers Sand angespült wurde, fand man im Spülfeld große Mengen Bernstein. Dr. H. Steinen berichtet: „Es ist das ‚Gold des Nordens‘, das man zentnerweise

an der Nordküste der Halbinsel Eiderstedt am Ufer des Heverstromes aufsammelt. Bernstein war noch bis zum Vorjahr an den deutschen Küsten eine Rarität: Jetzt plötzlich ist durch den Deichbau ein ganzer ‚Goldrush‘ ausgebrochen.“ „Kindskopfgroße Stücke wurden gefunden, eine ganze Reihe von Findern haben 3000,— und 4000,— DM und mehr aus ihrem Bernstein erlöst“; „das größte nachgewiesene‘ Stück von über zwei Kilogramm, von einem Jungen aus dem Dorf Oldenswort verkauft, soll weit über 2000,— DM erbracht haben“ (Husumer Nachrichten 10. Dezember 1968).

Die Baggerarbeiten an der Nordküste Eiderstedts und in jüngster Zeit an der Küste Pellworms haben gezeigt, daß in den Schichten, aus denen der Spülbagger den Sand herauspült, „Nester oder eine reiche Schicht mit Bernstein“ vorkommen (H. Steinert). So ist es zu erklären, daß die Fischer, die zwischen Helgoland und Eiderstedt ihre Netze auswerfen, häufig Bernsteinstücke „fischen“, die vom Wogenschlag aus jenen Schichten herausgespült wurden. Es ist also richtig, wenn es im Atlantisbericht heißt, daß auf der Insel Basileia „an vielen Stellen Bernstein aus der Erde gegraben wurde“.

Richtig ist es auch, wenn behauptet wird, daß Bernstein „bei den damaligen Menschen neben dem Gold am höchsten geschätzt wurde“. Der Archäologe E. D'Aulaire stellt fest: „In den griechischen Städten und in Rom war Bernstein buchstäblich sein Gewicht in Gold wert“ (1975, 147). Plinius berichtet, „daß der Bernstein so teuer war, daß eine aus ihm erzeugte noch so kleine Figur höher bezahlt wurde als ein lebendiger Mensch“ (zitiert bei P. Herrmann, 1952, 63).

Auch in Ägypten wird das nicht anders gewesen sein. Das zeigt z. B. die Tatsache, daß Bernstein dort zusammen mit Gold zu kostbaren Ketten verarbeitet wurde, was ja deut-

lich zeigt, daß er „neben dem Gold am höchsten geschätzt wurde“.

So enthält z. B. der kostbare Brustschmuck aus schwerem Gold, den Pharao Tut-ench-Amon (t 1370-1335 v.Chr.) trug, eine große Bernsteinperle (Neitzel, 1969, 90). Mindestens seit Thutmosis III. (um 1500 v.Chr.) wußten die Ägypter, daß der Bernstein aus dem äußersten Norden kommt. In einer Grabinschrift aus jener Zeit heißt es, daß „eine Gesandtschaft der Haunebu aus den nördlichen Ländern von den Enden der Erde 8943 Pfund Bernstein überbracht“ habe. Dieser Bernstein wurde, wie wir aus Inschriften erfahren, vor allem zur Ausschmückung von Tempeln und zur Verzierung von Obelisksen verwendet. Die Verwendung des Bernsteins in heiligen Räumen oder auf heiligen Säulen wurde wahrscheinlich durch den Glauben ausgelöst: „Der Bernstein ist ein Erzeugnis der Augen des Ra (= Sonnengott), es leben die Götter in seinem Wohlgeruch, seine Farbe ist wie Gold“ (Zitat bei Baranski, 1903, 64). Auch die Griechen glaubten ja, der Bernstein sei „Tränen, geschwemmt in die Wirbel des Flusses (Eridanos), die dem Sohne der Leto, Phoibos Apollon, entstammen, wie er sie unzählige vergossen, als er zum heiligen Volke der Hyperboreer gelangte“ (Argonautika IV, 611). Darum wurde auch in Griechenland Bernstein als Ausschmückung von Tempeln benützt. Homer sagt z. B., daß die Halle des Zeus „von Gold und Bernstein, von Elfenbein und Silber glänzt“ (Od. IV, 73). In Schachtgräbern der mykenischen Kultur hat man einen „verschwenderischen Reichtum an Bernstein“ gefunden (Kossinna, 1928, 244). Auch in Gräbern auf Kreta hat man seit der frühminoischen Zeit (seit etwa 2000 v. Chr.) Bernsteinperlen den Toten mitgegeben. Eine goldgefaßte Bernsteinscheibe aus einem Grab bei Knossos, das um 1425 v.Chr. datiert wird, gleicht jenen „großen gewölbten Bernsteinscheiben“, die man „vielfach“

in Schleswig-Holstein oder in Dänemark oder England gefunden hat (Schwantes, 1939, 234; G. Childe, 1952, 662). Ebenso gleicht ein Halsband aus Bernstein, das in einem Tolos-Grab in Kakovatos im westlichen Griechenland gefunden wurde, jenen aus Nordeuropa oder England (G. Childe, 1952, 662). Auch in inneranatolischen Fürstengräbern, die Bittel in die Zeit 2500—2200 v. Chr. datiert, wurde ein „unerhörter Reichtum“ an Beigaben aus Gold, Silber, Bernstein und Karneol gefunden (Bittel, 1945, 18). Selbst unter dem Tempelturm von Assur wurden „in ganz archaischen Schichten Bernsteinperlen gefunden“ (Reallexikon der Vorgeschichte, 1924, Artikel „Bernstein“). Auch die Assyrer wußten, daß der Bernstein aus dem Nordmeer kommt. Eine Keilinschrift, die heute im Britischen Museum liegt und aus Assur stammt, berichtet von Karawanen, die „nach der Insel Kaptara, wo der Polarstern im Zenit steht und Bernstein (wörtlich: ‚Safran, welcher anzieht‘) aus dem Meer gefischt wird“, entsandt wurden.

Bernstein, der zu Perlen, kleinen Doppeläxten oder kleinen Anhängern verarbeitet wurde, findet man häufig in den Gräbern der Megalithkultur, die seit der jüngeren Steinzeit an den europäischen Küsten und auf den Inseln verbreitet waren. La Baume hat in Eberts Reallexikon (1924) eine lange Liste von Bernsteinfunden aus Gräbern der Megalithkultur veröffentlicht, die durch viele Funde aus der Zeit der letzten 50 Jahre ergänzt werden könnte. W. La Baume vermutet vor allem wegen der zahlreichen Funde von axt- und hammerförmigen Bernsteinstücken im weiten Verbreitungsgebiet der Megalithkultur, daß der Bernstein „als Schutzstein eine wesentliche Rolle spielte“ und „apotro päische Bedeutung durch seine magnetische Kraft“ hatte. Es ist wahrscheinlich, daß der noch heute in Niedersachsen und Schleswig-Holstein verbreitete Aberglaube, daß Bernstein vor Krankheiten und bösen Geistern schütze, seine

Wurzeln in vorchristlichen religiösen Vorstellungen hat. So hat selbst Martin Luther, der sonst allem Aberglauben abhold war, einen weißen Bernstein getragen, den Herzog Albrecht ihm geschickt hatte, „damit dieser gute Stein den bösen austreibe“, denn Luther litt an einer Steinkrankheit (Neitzel, 47). K. Andree schreibt: „Die dem Bernstein zugeschriebene Heil- und Abwehrkraft, die sich wohl aus seiner Anziehungskraft herleitet, veranlaßte den Namen Elektron, von aleko — ich wehre ab — eine Krankheit, ein Unheil“ (1951, 83).

Andere Forscher sind der Ansicht, daß der Bernsteinname Elektron-Glanzstein, glänzender Stein, vom Namen des Sonnengottes Elektor abzuleiten sei (Ukert, 1838, 427 u. ö.; Usener, 1899, 186; Andree, 1951, 82). Das ist eine Ansicht, die Plinius schon vertreten hat, der folgendes schreibt: „Electrum wird er genannt, weil Sol auch Elector genannt wird, wie viele Dichter sagen“ (37, 7).

Man kann es leicht verstehen, daß der Bernstein als Tränen des Apollon oder der Heliaden und wohl auch wegen der ihm zugesagten heilkräftigen und schützenden Wirkung und vielleicht auch wegen seiner merkwürdigen „elektrischen“ Kraft bei den alten Völkern in hohem Ansehen stand und gegen Gold eingetauscht wurde. Alle Vorgeschichtler sind sich darin einig, daß „die außerordentlich großen Goldschätze, über die die nordischen Bauern in der Bronzezeit verfügten“ (Schwantes), durch den Bernsteinhandel nach der Kimbrischen Halbinsel und den ihr vorgelagerten Inseln gekommen seien. So schreibt Neitzel: „Nicht ganz zu Unrecht ist der Bernstein ‚Vater des cimbrischen Handels‘ genannt worden, denn als wertvolle Gegengabe hat er den umfangreichen Fernhandel der Bronzezeit ermöglicht. Da der Nordsee-berstein gegen Gold eingetauscht wurde, also Gold wert war, ist hier die zweite Wurzel für den Namen ‚Gold des

Nordens' zu suchen" (1969, 90) (die erste Wurzel sei die goldene Farbe).

Ja, man hat wegen der „extrem großen Grabhügel, die erfahrungsgemäß oft besonders reich ausgestattete Gräber, Goldfunde und Importe enthalten“, einen „Goldweg“ von der Westküste der Kimbrischen Halbinsel nach Nordosten und nach Süden rekonstruiert (Ahrens, 1966, 175, 177, 245). Cl. Ahrens kommt auf Grund der vorgeschichtlichen Funde zu dem Ergebnis, daß die Hauptbernsteininsel Abalus, wie Pytheas die Basileia auch nennt, zwischen Helgoland und Eiderstedt lag und daß wir dieser Insel „eine bedeutende Stellung im älterbronzezeitlichen Bernsteinhandel zuweisen dürfen“ (1966, 245).

Rudolf Much meint in seiner Arbeit über den Gott Balder (1924, 93–126): „Ein Land, wo man ein so wertvolles Produkt einfach auflesen konnte, war ja wirklich etwas Außerordentliches, und leicht konnten sich da Gedanken an ein seliges Jenseits einflechten“ (1924, 103).

Daß die Hauptbernsteininsel Basileia, auf der „Bernstein an vielen Stellen aus dem Boden gegraben wurde“ (Krit. 114 e), nach den Angaben des Atlantisberichtes schon seit uralten Zeiten als „heilige Insel“ und oberster Thingplatz der weitverbreiteten atlantischen (= megalithischen) Kultur- und Religionsgemeinschaft galt, werden wir weiter unten (S. 159 f) erfahren.

Noch heute übt der rote, hoch aus dem Meere aufragende Felsen von Helgoland einen merkwürdigen Reiz auf alle aus, die ihn über dem blauen Meer auftauchen sehen. H. Prigge nennt die Insel Helgoland „eine einmalige Naturschöpfung in Mitteleuropa, wunderbar, geheimnisvoll, eigenwillig und in ihren Farben und Formen überall zauberhaft“. Vor dreitausend und mehr Jahren ragten aber außer dem roten Buntsandsteinfelsen, der damals noch mindestens 100 m hoch war, der „strahlend weiße Gips- und

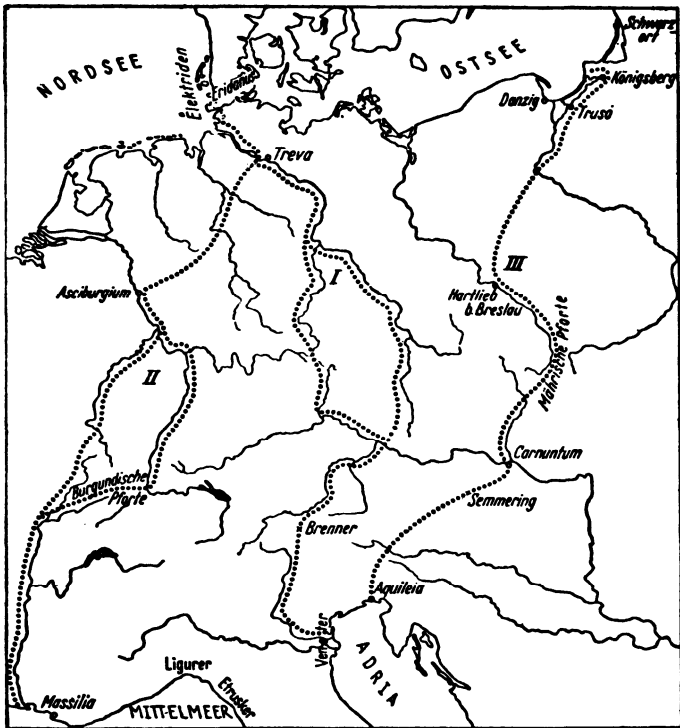
Kreidefelsen" im Gebiet der heutigen „Düne“, und der schwarze Felsen im Norden der Düne hoch auf. Im roten Buntsandsteinfelsen wurde das hochwertige Kupfererz gewonnen und auf der heiligen Insel im Schutz dieser Felsen wurde der kostbare Bernstein an vielen Stellen aus dem Boden gegraben oder von den Fluten des Eridanos-Eider ans Ufer gespült.

Mußte nicht dieses Gebiet durch seine einmalige Lage, seine zauberhaften Farben und Formen und seine kostbaren Bodenschätze eine zentrale kultische, machtpolitische und handelspolitische Bedeutung erhalten?

Auch die Bemerkung, die der ägyptische Priester dem Solon gegenüber vom Bernstein machte, ist richtig: „Es ist ein heute nur noch dem Namen nach bekannter Stoff, der aber bei den damaligen Menschen neben dem Gold am höchsten geschätzt wurde.“

Keine Kostbarkeit, die in der Jungstein- und Bronzezeit bis hin nach Ägypten verbreitet war, ist seit dem 12. Jahrhundert v. Chr. so plötzlich und für Jahrhunderte verschwunden wie der Bernstein. Daß der Bernstein in der Stein- und Bronzezeit in großen Mengen nach den Mittelmeerländern exportiert wurde, zeigen die „Bernsteinstraßen“, die man mit Hilfe zahlreicher Depot- oder Verwahr Funde quer durch Europa bis ans Mittelmeer rekonstruieren konnte. In solchen Verwahr Funden oder, wie Andree sie nennt: „unterirdischen Bernsteinspeichern“, fand man „mehrfach bis zu 12 Zentnern Rohbernstein mit nur einzelnen bearbeiteten Stücken“ (Andrée, 1951, 87).

„Diese ‚Bernsteinstraßen‘ nahmen ihren Anfang im bernsteinreichen Dithmarschen im Eidermündungsgebiet“ (Andree, 1951, 89) und gingen entweder quer durch Westfalen (Heiweg) nach Asciburgium-Duisburg an den Rhein, dann rheinaufwärts durch die burgundische Pforte an die Rhone nach Marseille oder durch Niedersachsen elbeaufwärts an



I Bernsteinstraße, die schon in der frühen Bronzezeit benützt wurde
 II Bernsteinstraße, die seit der mittleren Bronzezeit benützt wurde
 III Bernsteinstraße, die seit Kaiser NERO (54-68 n.Chr.) benützt wurde
 PLINIUS, 37, 11 berichtet, daß dort an der samländischen Küste der
 Bernstein erst „neulich erforscht“ worden sei (nuper percognitum).

die Donau. Hier teilte sich der Bernsteinhandelsweg, eine Route ging den Inn aufwärts und über den Brenner nach Italien an die Mündung des Pos, eine andere Route ging die Donau abwärts und über das Tal der Morawa und des Wardar nach Griechenland.

Die zahlreichen Depots oder Bernsteinfunde auf diesen Handelswegen und die vielen Bernsteinfunde in den Ländern am Mittelmeer zeigen, daß vor allem in der Bronzezeit große Bernsteinmengen von der Westküste der Kimbrischen Halbinsel in die Mittelmeerländer kamen. Mit dem Untergang der Bernsteininsel Basileia hörte dieser Bernsteintransport plötzlich auf. Fr. Behn sagt: „Dieser rege Nord-Südhandel geht durch die ganze Bronzezeit des Nordens, um dann plötzlich abzubrechen“ (1948, 161). Der Verfasser des Artikels „Bernstein“ in Pauly-Wissowa's Realenzyklopädie (1899) spricht von einem „jahrhundertlangen Stocken der Bernsteinzufuhr“ in den Mittelmeerländern. Der ungarische Archäologe Pal Patay sagt von der Zeit zwischen 1200 und 500 v. Chr.: „... selbst der von der Gegend der Nordsee ausgehende und durch den westlichen Teil Ungarns verlaufende, vom geschäftlichen Standpunkt sehr wichtige Bernsteinhandel nach Griechenland wurde damals (1200 v.Chr.) unterbrochen“ (bei B. Thomas, 1956, 14). S. Gutenbrunner meint, daß die Unterbrechung des Bernsteinhandels aus dem Nordseeraum ins Mittelmeergebiet „durch das Vordringen der Kelten“ zu erklären sei und schreibt: „zusammen mit dem Klimawechsel erklärt dies die Verarmung der Germanen seit dem Übergang zur Eisenkultur“ (1939, 31).

Als der ägyptische Priester dem Solon um 560 v. Chr. den Atlantisbericht vortrug, war seit über sechshundert Jahren kein Bernstein mehr nach Ägypten gekommen. Der Priester kannte diesen „Stoff“ nicht mehr und konnte nicht wissen, welche Kostbarkeiten in den altägyptischen Texten, die er

nacherzählte, gemeint waren. Er wählte die Übersetzung „Oreichalkos“. Es lag für ihn nahe, dieses Wort zu wählen, das aus den Wörtern „oros“-Berg und „chalkos“ zusammengesetzt ist. Das Wort „chalkos“ ist im Griechischen ein Lehnwort, wie R. Eisler (1928, 24) gezeigt hat, und bedeutet ursprünglich „zum Himmel gehörig“ oder „vom Himmel stammend“. Mit „chalkos“ wurden dann vor allem Eisenmeteoriten und später ganz allgemein Erz oder Bronze bezeichnet. Daß der Bernstein vom Himmel stammte, aus den Tränen des Sonnengottes oder „aus dem Saft der Sonnenstrahlen“ (so Nikias bei Plinius 37, 11, ähnlich Tacitus Germania 45) entstanden sei, war allgemein verbreitete Meinung. Wenn man nun dieses „vom Himmel stammende“ „leuchtende Geschenk der Götter“ (Od. 7, 132) auf der Königsinsel Atlantis „an vielen Stellen aus der Erde graben“ konnte, dann lag die Übersetzung dieses rätselhaften Stoffes mit „Oreichalkos“ nahe. Zudem wurden die Worte „Oreichalkos“ und „Elektron“ häufig miteinander verwechselt (H. Mitchel, 1955, 21 f. mit weiterer Literatur). So kommt auch der englische Altphilologe H. Mitchel zu der Feststellung, daß auch im Atlantisbericht eine Verwechslung zwischen Oreichalkos und Elektrum vorliege (1955, 21). Auch H. W. Pfannmüller ist der Meinung, daß der Oreichalkos im Atlantisbericht mit Bernstein übersetzt werden müsse (Mannus 36. Jg., 1970, H 1,72).

Nachdem Bernstein jahrhundertlang nicht mehr in die Mittelmeerländer gelangt war, wurde er in der römischen Kaiserzeit wieder in größeren Mengen eingeführt. Jetzt kam die Hauptmasse dieses begehrten „strahlenden Geschenkes der Götter“ wahrscheinlich aus dem Samland. Plinius d. Ä. (f 79 n. Chr.) berichtet, daß der „sarmatische Bernstein neulich entdeckt worden sei“ (nuper percognitum, Nat. hist. 37, 11). Auch berichtet er, daß zur Zeit des

Kaisers Nero (1 68 n. Chr.) ein römischer Ritter soviel Bernstein mit nach Rom gebracht hätte, „daß die Netze, die den Balkon im Zirkus gegen die wilden Tiere schützen, mit Bernsteinstücken geknotet wurden" und daß „der Kampfplatz und die Totenbahre und die ganze Ausrüstung für einen einzigen Tag ... aus Bernstein bestand, das schwerste Stück, das jener mitbrachte, wog 13 Pfund" (Plinius, Nat. hist. 37, 35 ff.)! So wurde denn in der römischen Kaiserzeit eine östliche Bernsteinstraße benützt, die ihren Ausgang an der ostpreußischen Küste nahm (siehe Karte S. 68). Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die Angabe des Atlantisberichtes zutreffend ist, daß auf der Königsinsel Bernstein an den Mauern des Tempels in Öl aufgetragen wurde und auch die heilige Säule in der Mitte des Heiligtums mit Bernstein verziert war (Krit. 119 c). Daß man ägyptische Tempel und Säulen reich mit Bernstein ausschmückte, haben wir oben (S. 63) gehört, ebenfalls auch, daß die Halle des Zeus "von Gold und Bernstein, von Elfenbein und Silber glänzt" (Homer). Ähnlich wird das auch im obersten Heiligtum der weitverbreiteten atlantischen (— megalithischen) Kulturgemeinschaft, der Hauptbernsteininsel der Vorzeit, gewesen sein.

Die Sage überliefert, daß bei Helgoland ein Tempel mit gläsernen Wänden (von germ. glas, latein. glaesum = Bernstein) versunken sei oder daß auf dem „Steingrund" eine goldene Stadt gelegen habe (C. P. Hansen, 1865, 87). Zahlreich sind die Sagen, die an allen Küsten der Nordsee verbreitet sind, daß in der Nordsee eine „Glasburg", ein „Glasterm", ein „Glasheim", ein „Glasberg" versunken sei. Schon der Name zeigt, daß es sich hierbei um Sagen aus dem germanischen Raum handelt, denn „glas", latinisiert „glaseum", ist die germanische Bezeichnung für den Bernstein. Plinius sagt: „Sicher ist, daß der Bernstein auf

den Inseln des nördlichen Ozeans entsteht und von den Germanen *glæsum* genannt wird" (Nat. hist. 37, 35 ff.). In der irischen Sage wird die „Glasburg“ „Glastonbury“, auch „Avalion“ und *Insula pomonum* genannt und berichtet, daß sie in der Nordsee versunken sei. Den Namen „Avallon“ setzt O. Huth mit dem Namen „Abalus“, wie Plinius die *Basileia* auch nennt, gleich (1955, 15). Der Name bedeutet „Apfelinsel“ (Krause, 1891, 122; S. Gutenbrunner, 1939, 71; O. Huth, 1955, 15 u. a.). Dieser Name erinnert an die Sage von den Äpfeln, die die Asin Idun in Asgard behütet, „wenn die Götter die Äpfel verzehren, wenn sie altern, dann werden sie alle wieder jung und altern nicht“ (Gylf. 26; Skaldskap. 22). Sicherlich ist dieser Mythos von den jugendspendenden Äpfeln uralte, denn schon Euripides singt von den güldenen Äpfeln, die die Hesperiden bewachen „an Eridanos Ufern, wo Helios Töchter um Phaethon klagen und in die purpurnen Fluten des Flusses ihrer Tränen Gold, des Bernsteins glänzenden Schimmer träufeln, wo der Gebieter des purpurnen Meeres den Schiffern die Weiterfahrt wehret, wo Atlas den weiten Himmel hält“ (Hippolytos 732 ff.).

Auch Apollodor (2. Jh. v. Chr.) sagt ausdrücklich, daß Herakles nicht in Libyen, sondern im Hyperboreerland die goldenen Äpfel der Hesperiden geholt hätte und zunächst mit dem Ligyerkönig Kyknos-Schwan kämpfen mußte, bevor er an den Eridanos gelangte, wo Atlas steht. Dort bei den Hyperboreern habe Atlas dem Herakles die Säulen des Himmels zum Halten gegeben und nicht im Westen (2,5,11).

Diese Sagen scheinen anzudeuten, daß auf der Bernsteininsel Abalus = Abalonia = Avallon = *Insula pomonum* (so der engl. Chronist William von Malmesbury) in einem Bernsteintempel goldene Äpfel aufbewahrt wurden, denen besondere Kräfte zugetraut wurden.

Vielleicht kann diese Sage vom Tempel auf der Basileia, auf dessen Mauern Bernstein in Öl aufgetragen wurde, durch folgende Beobachtung gestützt werden. Man kann Bernstein in Öl kochen oder auch bei Temperaturen zwischen 290 bis 385 Grad C schmelzen. Dann entsteht entweder „Bernsteinlack“ oder „Bernsteinkolophonium“ (Andree, 1951, 9). Nun werden an der Küste von Eiderstedt und Dithmarschen seit Menschengedenken Kolophoniumstücke angetrieben. Die Küstenbewohner meinten, daß vor ihrer Küste einmal ein Schiff mit einer Ladung Kolophonium untergegangen sei und diese Stücke daher stammen. Ein kopfgroßes Stück Kolophonium, das ein Büsumer Fischer gefunden hatte, wurde von Prof. Dr. K. Andree untersucht, wobei Bernsteinsäure nachgewiesen wurde. Andree stellte fest: „Es handelt sich ohne Zweifel um Bernsteinkolophonium“ (Gutachten vom 19. 7. 1954). Handelt es sich um Rückstände, die bei der Herstellung des Bernsteinlacks entstanden? Oder ist dieses Bernsteinkolophonium entstanden, als „die Einwohner der Insel Abalus den Bernstein statt des Holzes zum Feuern benutzten“, wie Plinius uns berichtet (Nat. hist. 37, 35 f.).

Daß die Germanen die Verflüssigung des Bernsteins kannten, beweist u. a. „ein sauber gegossener Bernsteinring“, der mit verschiedenen Bronzesachen in einer Urne, die auf der Insel Sylt ausgegraben wurde, lag (H. Handelsmann, Kiel 1882, 31). Tacitus erwähnt die Bernsteinverflüssigung durch Erhitzen (Germania 45), Plinius berichtet, daß man Bernstein in siedendem Öl oder Bockstalag gekocht und künstlich gefärbt hätte (Runge, Bernstein in Ostpreußen 67). W. Splieth, der als „Bahnbrecher der Vorgeschichtsforschung in Schleswig-Holstein“ bezeichnet wird, schreibt in seiner Arbeit über „Die Bernsteinengewinnung an der schleswig-holsteinischen Küste“ (Kiel, 1900, 18): „Schwarze Stücke (von Bernstein) sind keine Handelsware, sondern

arme Leute bedienen sich ihrer zum Anzünden anstatt der Lichte."

So kann die Entstehung des Bernsteinkolophoniums, das häufig an der Westküste gefunden wird, auf verschiedene Weise erklärt werden. Beim Verbrennen des Bernsteins entsteht „ein aromatischer Duft" (Neitzel), darum wurde Bernstein auch bis in die Neuzeit in Eiderstedt zu Räucherkerzen, -pulver oder -Stäbchen verarbeitet (Neitzel, 1969, 89). Das ist ebenfalls ein uralter Brauch, von dem schon Plinius berichtet (André, 1951, 80), die Griechen nannten daher den Bernstein auch *thyeum* und *thyon* von *thyo* = räuchern. Wahrscheinlich weist auch der oben (s. 63) zitierte Satz aus einem altägyptischen Text auf die Verwendung des Bernsteins als Räucheropfer hin: „Es leben die Götter in seinem Wohlgeruch." Überhaupt traute man dem Bernstein große Kräfte zu. Das zeigt z. B. eine griechische Bezeichnung des Bernsteins: „*Pherenike*" = der Siegbringer. Diese Hinweise mögen verständlich machen, warum der Bernstein schon im Altertum in so hohem Wert stand und man die Inseln, auf denen man dieses wertvolle Produkt einfach auflesen konnte, als paradiesische Inseln, als Inseln der Seligen bezeichnete. Es mag sein, daß hierzu auch die im Atlantisbericht (Krit. 116 c) überlieferte Mitteilung beitrug, daß im Innersten des mit Gold, Silber und Bernstein ausgeschmückten Heiligtums „ein der Kleito und dem Poseidon geweihter, dem öffentlichen Verkehr entzogener Tempel, eingefast mit einer goldenen Umhegung sich befand, wo sie am Anfang das Geschlecht der zehn Königsöhne gezeugt und hervorgebracht hatten". Völlig unabhängig von dieser Mitteilung ist der Mythos, den Euripides überliefert, daß an des Eridanos Ufern, in dessen Fluten die Heliaden „des Bernsteins glänzenden Schimmer träufeln und Atlas den weiten Himmel hält, der Palast steht,

in dem „der König der Götter die Hochzeit (koitais) begangen“.

Da die merkwürdige Behauptung aufgestellt wurde, das Gebiet zwischen Helgoland und Eiderstedt sei seit 6000 Jahren vom Meer überflutet, dort hätte niemals die Bernsteininsel Abalus-Basileia-Fositesland-Farria gelegen (K. Gripp, 1953), seien hier die Forschungsergebnisse aller wirklichen Kenner der Geologie und Meereskunde dieses Gebietes erwähnt: Der Kieler Geologe E. Wasmund lokalisierte die Bernsteininsel „draußen vor der Küste Eiderstedts, wo tertiäre Tone bernstein- und kohleführende Sande überlagern“ (1937, 36). Die Kieler Geologen W. Wolff und H. L. Reck schreiben: „Mit einigem Recht darf man annehmen, daß irgendwo zwischen Helgoland und Eiderstedt das alte Bernsteinland liegt... So ist es auch wahrscheinlich, daß in diesem Raum die Bernsteininsel Abalus der Alten gelegen hat“ (1922, 360). O. Pratje, einer der besten Kenner der Geologie Helgolands, schreibt: „Helgoland aber blieb nach Osten hin noch mit dem Festland verbunden und ragte als Vorgebirge ins Meer hinaus. Die Senkung erfolgte nicht gleichmäßig, sondern ruckweise, wie sich aus den verschiedenen untermeerischen Brandungsterrassen nachweisen läßt... Die Steinzeit- und Bronzezeitmenschen, deren Reste man auf Helgoland gefunden hat, werden trockenen Fußes zur Insel gelangt sein und dürften kaum breitere Meeresarme überquert haben. Also stand damals die Insel noch mit dem Festland in Verbindung“ (1923, 57 f.). Chr. Delff, ein hervorragender Kenner der Geschichte Nordfrieslands, schrieb, daß die Bernsteininsel Abalus-Basileia „östlich von Helgoland, aber 15 bis 20 km westlich von St. Peter lag“ (1936, 126). R. Hennig sucht diese Insel auf Grund der antiken Angaben „auf halbem Wege zwischen Helgoland und dem Festland“ (1941, 955). Zuletzt hat der Vorgeschichtler Cl. Ahrens auf Grund

der geologischen, meereskundlichen und archäologischen Forschungsergebnisse zahlreicher Fachgelehrter festgestellt: „Auf jeden Fall dürften einige besonders hoch gelegene Stellen des Südstrandrückens noch als Inseln weiterbestanden haben, deren Reste etwa im „Steingrund“, der „Loreley-Bank“ und bei Oldensworth — heute im Festlandsbereich auf Eiderstedt gelegen — erkennbar sind . . .“, Ahrens stellt weiter fest: „daß diese Inselkette noch eine recht beträchtliche Zeit dem Angriff des Meeres Widerstand geleistet hat, teilweise vielleicht bis an die Schwelle unserer Zeitrechnung heran“ (1966, 38, 39).

Die Feststellungen von Geologen, Meereskundlern und Archäologen, die die Bernsteininsel Abalus = Basileia in das Gebiet zwischen Helgoland und Eiderstedt verlegt haben, könnte noch verlängert werden (L. Meyn, 1864, P. H. K. v. Maack, 1869; W. Wetzel, 1939, 818; K. Andree, 1954, G. Schwantes, 1958, 20; C. Schott, 1950, 5 u.a.).

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß wir zuverlässige Berichte und Urkunden vorliegen haben, die beweisen, daß diese Insel im Schutz des Felsenmassivs von Helgoland bis ins Mittelalter besiedelt war. Nach der katastrophalen Überflutung um 1220 v.Chr. ist sie in der eisenzeitlichen Regression wieder aufgetaucht und, wie wir hören werden (S. 446 ff.), von Pytheas von Massilien um 350 v. Chr. betreten und ihrer Lage nach genau beschrieben worden. Auf ihr haben die christlichen Missionare Wulfram (um 689), Willibrord (um 690) und Liudger (780—785) das Evangelium verkündet und dort eine „große Anzahl von Heiden“ und den König der Friesen Ratbod angetroffen. Auf dieser Insel hat der bekehrte Seeräuber Eilbert († 1072) ein Kloster erbaut (Adam v. Bremen, um 1050, IV, 3). Diese Insel, deren schützende Felsen Adam ausdrücklich erwähnt, war damals 8 mal 4 Meilen groß „sehr fruchtbar an Getreide, und eine sehr reiche Er-

nährerin von Vögeln und Vieh". Sie trug damals auch den Namen „Farria". Erzbischof Adalbert von Hamburg weihte später den Eilbert zum Bischof von Farria = Heiligland. Als Bischofssitz erscheint Farria in den Papsturkunden von 1065-1158 (G.Carstens, 1965-59ff.). Eilbert wird z. B. „Farriensis episcopus" genannt. Im Jahre 1065 wendet sich Papst Alexander an die Bischöfe des dänischen Reiches mit dem Bemerken, Erzbischof Adalbert von Hamburg habe sich darüber beklagt, daß der Bischof Eilbertus, „Farriensis episcopus", seit drei Jahren nicht auf der Synode erschienen sei und sich verschiedener Vergehen schuldig gemacht habe. Gleichzeitig wendet Adalbert sich an Sven Estridson, König der Dänen, er möge sich jeder Gemeinschaft mit Bischof Eilbert von Farria enthalten, der König möge dafür sorgen, daß die kirchlichen Abgaben von Farria bezahlt würden (Diplomatarium Danicum, 1963, Nr. 5). Die Insel Farria wird auch später noch erwähnt. Um 1139 wird ein Bischof Orm „Faraoensis" neben dem Bischof Hermann von Schleswig genannt (Dipl. Dan, Bd. II, Nr. 77). Kaiser Friedrich Barbarossa bestätigte in einer Urkunde vom 16. März 1158, daß die Privilegien, die dem Erzbischof von Hamburg erteilt worden waren, weiterhin gelten und Hamburg Metropolitansitz auch für Farria bleiben solle. In den Urkunden aus jener Zeit lösen sich die Bezeichnungen „Farria" und „Friesen" ab.

Laur hat die Meinung vertreten, daß unter „Farria" die Färöer zu verstehen seien (1951, 416 ff.). Aber das kann nicht zutreffen. Die Färöer liegen nicht „vor der Mündung der Elbe ... gegenüber dem Lange Hadeln", wie Adam v. Bremen die Lage von Farria beschreibt (siehe oben S. 58). Auf den Färöern haben niemals Friesen gewohnt, die Färöer liegen auch nicht „an der Grenzscheide zwischen Friesen und Dänen", sie sind nicht, wie der Scholiast behauptet „von einer Insel in der Mündung des Flusses Egi(dore) =

Eider sichtbar". Außerdem ist die Geschichte der Bischöfe auf den Färöern genau bekannt. Ihr erster Bischof hieß Gudemund und starb 1116, sein Nachfolger Matthäus starb 1157. Die Missionare Wulfram, Willibrord und Liudger sind nie auf den Färöern gewesen.

So haben wir in den päpstlichen und kaiserlichen Urkunden aus dem 11. und 12. Jahrhundert Bestätigungen, daß die Insel Farria = Heiligland noch bis ins 12. Jahrhundert existierte und keineswegs schon vor 6000 Jahren im Meer versunken ist.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Heimreich, der ja alte, verlorengegangene Urkunden für seine „Nordfresische Chronik“ (1666) benützte, recht hat, wenn er die oben (S. 60) zitierte Nachricht überliefert, daß auf dem „Südstrand“ oder auf „Heiligland“, das er an anderer Stelle auch „Heiligland oder Farria insula“ nennt (1666, 119), „anno 1030 noch neun Kirchspiele“ lagen, von denen in den Sturmfluten in den Jahren 1202 und 1216 „nur zwei Kirchen, so nicht weit von Rotenburg (auf Farria insula) gestanden sein, übriggeblieben“. Diese beiden Kirchen sind nach Heimreich dann erst in der „groten Mandränke“ im Jahre 1362 untergegangen. Aus einem Ablassbrief des Baseler Konzils aus dem Jahre 1442 geht hervor, daß vor einiger Zeit an der Westküste Schleswigs nicht weniger als 60 Kirchen ausgedeicht, d. h. untergegangen waren (Nordfriesland 1929, 582). Damals - 1362 - sollen nach Angaben des dithmarscher Chronisten Neocorus, der von 1590 bis 1624 Prediger in Büsum war, „zwischen de Elve und Ripen 200000 Minschen verdrenket“ sein (Neocorus I, 313). Auf der ältesten Landkarte, die wir von Helgoland aus dem Jahr 1570 haben, steht östlich von Helgoland geschrieben: „Dißes sein steinwirk, die sich I¹/₂ meil in die See erstrecken, worauff zu ihr Zeit sieben Kirchen sollen sein gestanden. Können auff ein hollwasser noch gesehen wer-

den." Mit der „meil" ist hier die dänische Meile = 7,42 km gemeint. Man konnte also damals — um 1570 — noch 11 bis 12 km östlich von Helgoland bei Ebbe („hollwasser") diese Ruinen sehen. W. Stephan, der diese Karte von 1570 besprochen hat (1930, 96 ff.), bemerkt, daß die Überlieferung von diesen sieben Kirchen östlich von Helgoland „sich auch bei Rantzau und anderen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts findet". Caspar Danckwerth, der gelehrte Husumer Arzt und Bürgermeister, dessen „Neue Landesbeschreibung" (1652) „nichts auch nur Ähnliches an Wert und Umfang vor sich aufzuweisen hatte" (v. Hedemann, 1926, 878), bestätigt diese Angaben und sagt, daß man bei tiefstem Wasserstand von Helgoland aus „noch eine Meile (— 7,42 km) weges auf dem Sand" nach Osten gehen konnte (1952, 3).

In König Waldemars II. „Erdbuch" vom Jahr 1231 heißt es: „Eydersteth und Lundebiarghaereth, von wo der König mit dem Heere nach Utland hinüberzugehen pflegt." Utland oder Südstrand zwischen Eiderstedt und Helgoland muß um 1231 demnach noch so groß gewesen sein, daß Waldemar II. dort Unterkunftsmöglichkeit für ein ganzes Heer hatte.

In der Eiderstedter Chronik, in der viele Begebenheiten aus Eiderstedt aus der Zeit zwisdien 1103 und 1547 überliefert werden, heißt es zum Jahr 1338: „Do begunden de Utlande ersten entwey to brekende, und alle Depen begunden up to breken" (Nordfriesland 1929, 581).

In einer alten Karte, die vor 1634 gezeichnet sein muß, weil auf ihr noch die 1634 zerstörte Insel „Strand" in voller Größe zu sehen ist, steht zwischen Eiderstedt und Helgoland geschrieben: „Universa haec regio Frisica Septentrioanlis olim fuit terra ... in tot partes dirupta" (Dies ganze Gebiet Nordfrieslands war einst Land und wurde durch Sturmfluten in so viele Teile zerrissen.) Johannes

Petrejus, „dessen Aufzeichnungen durch Urkunden, die im Rigsarkiv (in Kopenhagen) lagern, voll belegt sind" (A. Panten, 1976), berichtet aus dem Jahr 1597, daß in einem alten Missale (kath. Meßbuch) der Kirche von St. Peter das Land zwischen Eiderstedt und Helgoland „der Süderstrand geheißen", aber „jetzt vergangen" sei. Diese und viele andere Nachrichten beweisen, daß zwischen Eiderstedt und Helgoland eine Insel oder Inselkette noch im frühen Mittelalter lag, „welcher Theil auch weiland Utland oder Süderstrand ist genannt, so weiland bis an Helgoland gereicht" (Heimreich 1660, 80).

Viele Historiker und Geologen, die mit diesem Gebiet zwischen Eiderstedt und Helgoland Untersuchungen angestellt haben, haben festgestellt, daß dort noch im frühen Mittelalter eine Insel oder Inselkette lag, zu der auch die Bernsteininsel Basileia = Abalus, von der Pytheas berichtet hat, gehörte.

Die letzten Reste dieser Inseln werden wohl, wie Heimreich angibt, in der „groten Mandränke" im Jahr 1362 untergegangen sein, von der nicht nur Neocorus, sondern auch die Eiderstedter Chronik berichtet: „Anno 1362 in der lateren twölf nachten tho Middernacht do ginck de allgerötheste Mandränke. Do vordrenckede dat meiste volk uth den Utlände" (Nordfriesland 1929, 581).

Es ist ein Beweis völliger Unkenntnis dieser und vieler anderer historischer Nachrichten und geologischer Forschungsergebnisse, wenn Gripp behauptet: „Das Gebiet um Helgoland ist um 5000 v. Chr. langsam im Meer versunken. Die mittelsteinzeitlichen Funde, die auf Helgoland gemacht wurden, sind reine Jagdfunde, denn dieses Gebiet ist nur damals gelegentlich bei Jagden betreten worden. Eine Besiedlung Helgolands in der Bronzezeit ist nicht nachzuweisen" (so wörtlich zum Journalisten Hannes Auer, Kiel, Sept. 1953).

Ich verweise auf die zahlreichen bronzezeitlichen Funde und auf die 13 bronzezeitlichen Grabhügel, die „eine ansehnliche Besiedlung Helgolands bis in die Zeit 1550–1300 v.Chr. erweisen“ (Zylmann, 1952, 39; Cl. Ahrens, 1966, 244).

Ebenso töricht sind Wetzels Behauptungen angesichts der vielen schweren Überflutungskatastrophen, von denen wir nicht nur schriftliche Nachrichten, sondern auch zahlreiche Funde von untergegangenen Wäldern und Siedlungen aus dem versunkenen Land haben, wenn er von einer „überholten Katastrophentheorie Spanuths“ spricht und sich auf „Spezialuntersuchungen“ beruft, die tatsächlich *nicht* vorliegen und die er trotz wiederholter Aufforderungen auch nicht nachweisen konnte. Wetzel behauptete: „unsere geologischen Befunde weisen auf langsam fortschreitende, im ganzen störungsfreie Prozesse hin“ (1953, wiederholt 1968/69, 195).

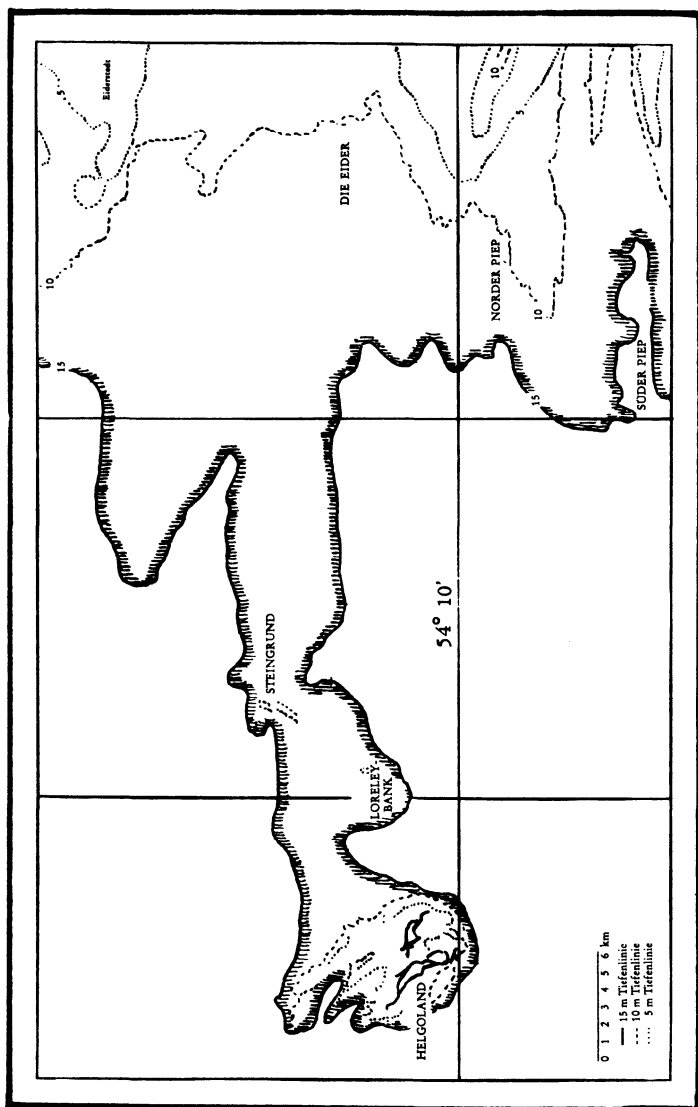
Beide Herren wußten nichts von der Lage des „Steingrundes“, nach der sie sich erkundigten, und nichts von dem unterseeischen Rücken zwischen Helgoland und Eiderstedt, der früher den Namen „Süderstrand“ trug. Wetzel erklärte: „Mit Vorliebe wird (von Spanuth) E. Wasmund zitiert, der 1937 als noch junger Forscher (Wasmund war damals Professor für Geologie und Meereskunde an der Universität Kiel, Anm. Spanuth) *etwas leichtfertig* von einer Schwelle sprach, die sich von Eiderstedt in Richtung Helgoland erstreckt haben soll“ (1953 Manuskript, wiederholt 1968/69, 169).

Dieser unterseeische Rücken zwischen Eiderstedt und Helgoland, von dem Prof. Wasmund „etwas leichtfertig“ sprach, „ist noch heute in der Isobathenkarte des Seegebietes zwischen Helgoland und Eiderstedt deutlich sichtbar“ (Cl. Ahrens, 1966, 236). Zahlreiche wirkliche Kenner dieses Gebietes haben über ihn geschrieben, außer E. Wasmund,

die Geologen P. Schmidt-Thome (1919, 61 ff.); O. Prätje (1948, 324 f. mit den Abbildungen Nr. 2, 3, 4; derselbe, 1952, Abb. 1); H. Heck (1936, 3 u. ö.); und der Archäologe Cl. Ahrens (1966, 237, mit Abb. 37).

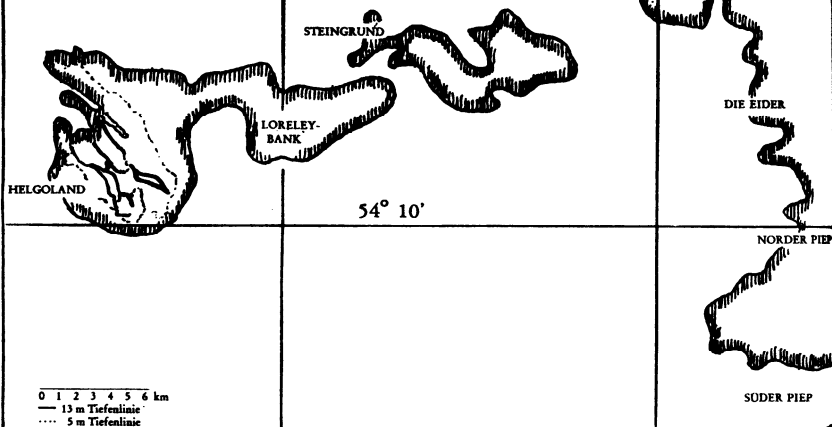
Selten sind so falsche Behauptungen mit so apodiktischer Sicherheit und unter Berufung auf nicht existierende „eingehende Spezialuntersuchungen“ (W. Wetzel) einer ahnungslosen Zuhörerschaft vorgetragen worden. Selten ist die Wahrheit in so dreister Weise verleugnet worden wie bei den „Diskussionen“ in Schleswig und Kiel, bei denen mir keine Möglichkeit zur Entgegnung oder gar zu einer „Diskussion“ gegeben wurde. Damals und später behaupteten Gripp und Wetzel, das fragliche Gebiet zwischen Helgoland und Eiderstedt sei „um 5000 v.Chr. langsam im Meer versunken“. Im Gegensatz zu dieser Behauptung haben beide über eine Insel in diesem Gebiet geschrieben. Zuletzt schrieb Gripp (1964, 295): „Es kommt hinzu, daß von der vorstehend verschwundenen Insel in der Hevermündung(l) Haken in östlicher Richtung verliefen“. Diese Haken sind, wie zahlreiche eisenzeitliche Funde beweisen, gegen Ende der Bronzezeit entstanden (Becksmann, 1933).

Wetzel hat in seiner Arbeit „Miozäner Bernstein im Westbaltikum“ (1939, 818) die Feststellungen der obenerwähnten Geologen H. Heck und E. Wasmund, die ja beide die Insel Abalus = Basileia zwischen Helgoland und Eiderstedt lokalisiert haben, ausdrücklich zugestimmt: „Ihm (H. Heck) schließt sich 1936 E. Wasmund an und fügt die spezielle Annahme hinzu, daß die Bernsteininsel Abalus der Alten vermutlich die untergegangene Insel Südstrand sei. Zu diesen auffälligen Befunden im Westen der Nordmark stimmen auch *die Fundumstände im Inneren der Halbinsel*“ (von Wetzel gesperrt). H. Hennig hat daher mit Recht geschrieben: „Wetzel und Wasmund haben dar-

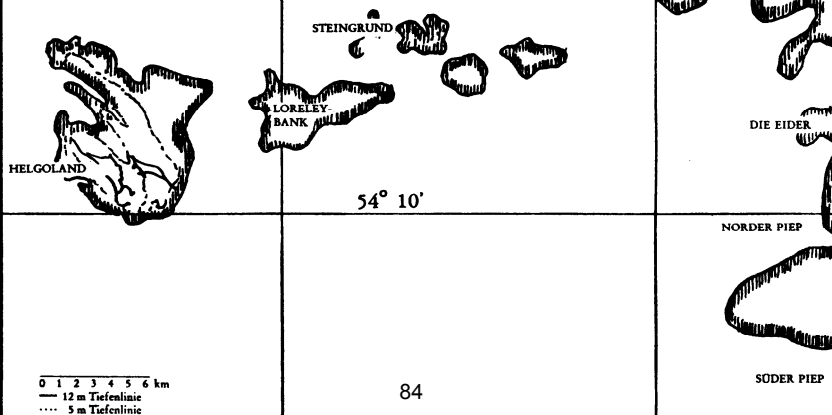


Helgoland als Halbinsel Schleswig-Holsteins (15 m-Tiefenlinie)

Helgoland und die 13 m-Tiefenlinie



Gebiete oberhalb der 12 m-Tiefenlinie



auf hingewiesen, daß Südstrand, eine heute im Meer verschwundene Insel zwischen Helgoland und der Halbinsel Eiderstedt, die antike Bernsteininsel gewesen sein könnte" (in: Die Heimat, 1949, H. 12, 298).

Zu 7. Das Schlammeer

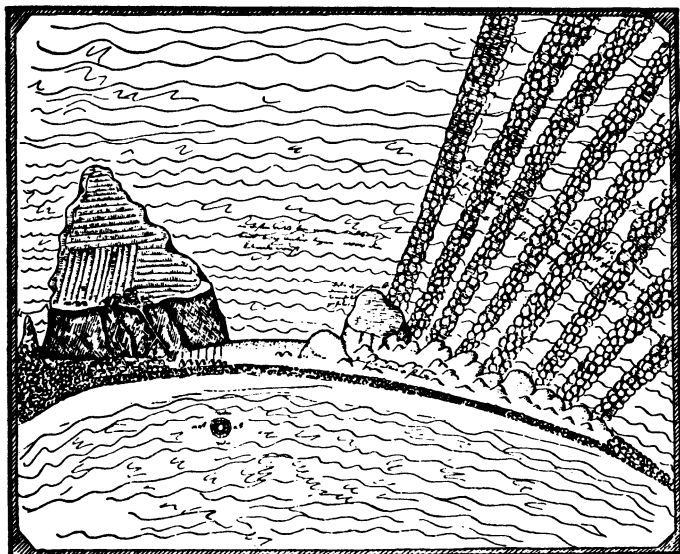
Nach dem Untergang der Basileia blieb dort, wo sie einst lag, „auch heute noch" ein sehr seicht liegendes, unpassierbares und unerforschbares Schlammeer zurück, eine „schlammige Untiefe" stellt sich dem entgegen, der ins gegenüberliegende Meer schiffen wollte, als unpassierbare Sperre.

Ausdrücklich wird zweimal betont, daß das „auch heute noch" so sei, d. h. also in den Tagen, in denen der ägyptische Priester dem Solon diesen Bericht erzählte.

Es ist nicht schwer, in diesem sehr seicht liegenden Schlammeer mit seinen „schlammigen Untiefen" das Wattenmeer an der Westküste Schleswig-Holsteins zu erkennen. Dieses Wattenmeer wäre „auch heute noch unpassierbar und unerforschbar wegen des sehr seicht liegenden Schlammes", wenn nicht rund 600 schwimmende Seezeichen und 80 Leucht- und Balkentonnen und zahlreiche Leuchttürme auf den Inseln und Halligen den Seefahrern die Fahrrinnen anzeigen würden. Da die schlammigen Untiefen und Sandbänke und mit ihnen die Fahrrinnen dauernd ihre Lage verändern, müssen die Seezeichen immer wieder neu verlegt werden.

Der Husumer Kartograph Johannes Meyer hat das Wattenmeer neu vermessen und 1651 eine Karte dieses Gebietes

veröffentlicht, aus der man ersehen kann, daß damals noch östlich von Helgoland ein größeres Wattengebiet lag. Caspar Dankwerth, ein hochgebildeter Mann, der 1633 in Basel den Doktorhut erworben hatte, hat in seiner „Neuen Landesbeschreibung“ von 1652 die Karten Meyers veröffentlicht. In dem Begleittext schreibt er u. a., daß man bei tiefstem Wasserstand in jener Zeit von Helgoland aus „noch eine Meile weges auf dem Sand“ hinausgehen konnte (1652, 3). Da man damals mit der dänischen Meile (= 7,42 km) rechnete, lag also um 1652 östlich von Helgoland ein Wattengebiet von dieser Größe. Von der Decken berichtet, „daß noch im Jahre 1809 verschiedene Helgoländer, ohne irgendeine Beschreibung ihrer Insel zu kennen, zur Zeit der Ebbe, soweit das Auge reichte, in der Umgebung der Insel die Stellen zu bezeichnen wußten, wo einst heidnische Tempel, Klöster, Kirchen, Schlösser gelegen waren“. Friedrich Oetker erzählt in seinem 1855 erschienenen Helgolandbuch, daß Einwohner Helgolands ihm erzählt hätten, daß nordöstlich des Felsenmassivs eine Sandinsel gewesen sei mit einem Gehölz, wohin die Bewohner zum Beten — to bérigen (eigentlich: „zum Berge“) — gegangen seien (1855). Es kann nicht zweifelhaft sein, daß sich Wattengebiete noch im 17. Jahrhundert n. Chr. östlich von Helgoland befunden haben. In diesem Wattengebiet konnte man bei tiefstem Wasserstand noch die Ruinen von sieben großen Gebäuden sehen. Auf der ältesten Karte von Helgoland, die aus dem Jahr 1570 stammt, werden diese Ruinenreste als „Kirchen“ bezeichnet, dort heißt es: „können auff ein hollwasser noch gesehen werden“ (Stephan 1930). Der altfriesische Chronist Antonius Heimreich berichtet, daß in jenem Gebiet, das zu seiner Zeit (1666) noch ein Wattenmeer war, in heidnischen Zeiten Tempel und Burgen standen, dort sei „die Residenz und Hofhaltung der ersten Könige des Landes gewesen“. Diese „heilige Insel Elektris“ tauchte, wie wir oben (S. 56)



Zeichnung nach der ältesten bisher bekannten Karte von Helgoland aus der Zeit um 1570 (Museum in Schleswig)

hörten, in der eisenzeitlichen Regression der Nordsee wieder auf. Diese eisenzeitliche Regression der Nordsee wird mit etwa 3 m angegeben. Doch streiten sich die Fachgelehrten, ob damals der Meeresspiegel um 3 m abgesunken oder das Land sich um diesen Betrag gehoben hätte. Ob wir uns für ein Absinken des Meeresspiegels oder für eine Hebung des Landes in der Eisenzeit entscheiden, ist in unserem Zusammenhang gleichgültig. In unserem Zusammenhang ist nur die Tatsache entscheidend, daß die „heilige Insel Elektris“, die „Basileia“, in der Eisenzeit wieder auftauchte, was von allen wirklichen Kennern des fraglichen Gebietes bejaht wird.

So konnte Pytheas von Massilien, der um 350 v. Chr. von seiner berühmten Forschungsfahrt in die Nordsee zurück-

kehrte, die Insel Basileia betreten und ihre Lage genau beschreiben (siehe S. 416), er hat berichtet, daß das Wattenmeer „weder aus Land noch Meer noch Luft allein, sondern aus einem Gemisch aus diesem allen besteht, es gleicht einer Meerlunge und ist weder begehbar noch befahrbar“. Jenes der Meerlunge ähnliche Meer hat Pytheas „selbst gesehen“ (Zitat bei Strabo II, 4, 1). Die Kunde von jenem Schlammmeer im äußersten Norden taucht häufig in griechischen und römischen Berichten auf. In der „Orphischen Argonautica“, die aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammt, wird berichtet, daß die Argonauten, als sie vor der Küste des Kimmerierlandes, das „unter dem Wagen des Pols in den äußersten Wassern der Tethys liegt“, zur „heiligen Insel Elektris“ (= Bernstein) kamen, „auf die schlammige Bank des zähgeronnenen Meeres sprangen“ (zitiert bei H. Müller, 1844). Zu den ältesten Sagen der Griechen gehören diejenigen vom Hyperboreerland. In ihnen wird überliefert, daß das Meer an seiner Küste „weder zu Fuß noch mit dem Schiff passierbar sei“ (Pindar, um 500 v. Chr., in: Pythais 10, 42). Der „Hyperboreische Ozean“ trug daher auch den Namen „pepegyia thalatta“, „okeanos pepegos“, „mare amalchium“, „mare concretum“, was „zähflüssiges“ oder „schlammiges Meer“ bedeutet. Es wird auch als „aestuarium“ (Wattenmeer), „limus“ (Schlammeer) oder „mare piger“ (träges Meer) bezeichnet. Auch wird es „okeanos nekron“, „mare mortuum“, „marimarus“ (keltisch) genannt, was in allen Fällen „Meer der Toten“ heißt, ein Name, der wahrscheinlich eine Erinnerung an die vielen Toten bewahrt, die bei der Überflutungskatastrophe um 1220 v. Chr. ums Leben kamen.

Als Drusus Germanicus im Jahre 12 v. Chr. die „Säulen des Herkules“ in der Nordsee erkunden wollte (Tacitus, Germania, Kap. 34), blieb die Flotte im zähen Schlamm (sidere limo) in den „trägen Wogen“ (pigrae undae) stecken. Albi-

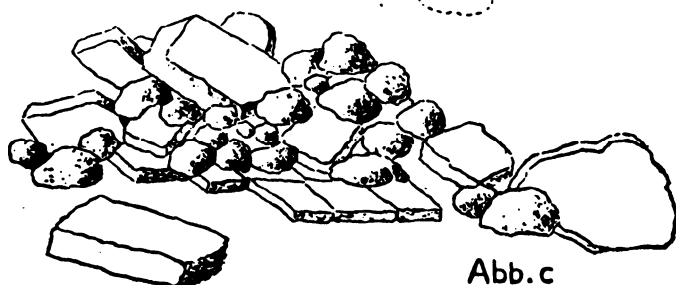
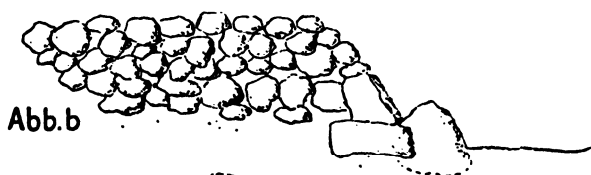
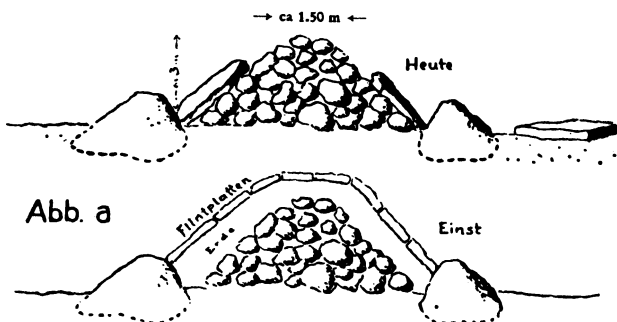
novanus Pedo, ein römischer Offizier, der diese Flottenexpedition mitgemacht hat, schließt sein Gedicht mit den Worten:

„Die Gottheit ruft; Zurück! Der Erde Grenzen
zu schaun ist Menschaugen streng verwehrt!
Was stören unsre Ruder fremde Meere,
die heilige Flut, der Götter stille Sitze?“
(Text beim älteren Seneca [suasor. 1,15 f.]).

Ebenso blieb Wulframs, des ersten Missionars der Nordfriesen, Schiff im Schlamme stecken, als er nach Fositesland segelte, wo er den Willibrord traf. Erst bei Hochwasser kam Wulframs Schiff dann wieder frei (Vita Wulframni, Kap. 8). Es scheint, daß Fositesland nur eine schwer passierbare Zufahrt durch das damalige Wattenmeer hatte. Das entspricht der Angabe Adams von Bremen: „Sie (die Insel Fositesland) hat keinen Zugang außer einem einzigen.“ Auch diese Angabe kann sich *nicht* auf das Felsenmassiv von Helgoland beziehen. Denn bis zur Zerstörung des Gips- und Kreidefelsens im Gebiet der heutigen „Düne“ lagen zwischen diesem Felsmassiv und dem roten Buntsandsteinmassiv der „Nordhafen“ und der „Südhafen“, die zu jeder Zeit tiefe, von Ebbe und Flut unabhängige Zufahrten hatten.

Zu 8. Die versperrte Zufahrt zum gegenüberliegenden Meer

Auch die Angabe, daß durch den Untergang der Basileia eine „undurchdringliche, schlammige Untiefe als Sperre demjenigen sich entgegenstellt, der von hier aus die Anker nach dem jenseitigen Meer lichten“ wollte, so daß er nicht mehr durchfahren kann, entspricht genau den örtlichen Verhältnissen.



Diese Skizze zeichnete der Taucher Eberhard FRIES vom Steinwall und von den Ruinenresten, wie er sie auf dem „Steingrund“ vorgefunden hat.

- a Steinwall heute - einst (Rekonstruktion);
- b Wallanfang an der Durchfahrt (Seitenansicht);
- c Ruinenschutt über Plattenbelag

In vor- und frühgeschichtlicher Zeit konnte man über die Flußläufe der Eider und der Schlei von der Nordsee „nach dem jenseitigen Meer“, der Ostsee, gelangen. Dieser Schiffahrtsweg wurde in der Bronzezeit eifrig benützt, wie die vielen Funde und bronzezeitlichen Gräber an den Ufern beider Ströme beweisen.

Die Frage ist umstritten, ob zwischen diesen beiden Flußläufen eine direkte Verbindung noch in der Bronzezeit bestand oder ob sie durch eine schmale Landenge schon getrennt waren. Der Kieler Geograph v. Maack ist überzeugt, daß diese Verbindung damals noch bestand, „daß die Eider der Westsee mit der Schlei der Ostsee zusammengehangen“. Er erinnert daran, daß „die Bodenbeschaffenheit des Isthmus (Landenge), worüber das „Kowerk“ (ein tiefer Wassergraben mit Wall) geführt wurde, noch „grundlos“ genannt wird und „vor sechzig Jahren noch Sumpfpflanzen trug“ (1869,94). Andere Autoren meinen, daß die Verbindung zwischen Eider und Schlei, „über die viele Jahrtausende lang die Wassermassen aus der Ostsee in die Nordsee flossen“, in jener Zeit nicht mehr bestand.

Wir brauchen diese Frage nicht zu entscheiden. Die skandinavischen Felsbilder zeigen uns, daß man in der Bronzezeit Schiffe mit Pferden über Land zog. So mag in der Bronzezeit die schmale und niedrige Landenge zwischen Eider und Schlei auf diese Weise überwunden worden sein. Die Wikinger haben diese schmale Landenge durch einen „Nord-Ostseekanal auf Rollen“ (P. Herrmann, 1952,58) überwunden. In der Bronzezeit existierte dieses wikingerzeitliche System von Rollen und Gleitbahnen wohl noch nicht. Man wird die Schiffe mit Pferden über die schmale Wasserscheide zwischen Eider und Schlei gezogen haben. Als aber durch die schweren Naturkatastrophen um 1220 v. Chr., der etwa 25 km lange Brandungswall quer durch die alte Eiderniederung aufgeschüttet wurde, war dieser

Schiffahrtsweg durch diese mächtige Sperre unpassierbar geworden. Der ehemalige Kieler Geologe C. Schott schreibt: „Durch die „Lundener Nehrung“ (so heißt heute der Brandungswall) und den nördlich anschließenden Strandwall wurde die große Eiderbucht in ein Haff verwandelt und damals so der Grund gelegt zu den Schwierigkeiten, mit denen heute die Wasserbauer zu kämpfen haben. Hinter den Strandwällen bildeten sich große Schilfsümpfe und Moore“ (1950,6).

Viele Jahrhunderte später — der Zeitpunkt ist ungewiß — hat die Eider den Brandungswall durchbrochen und ihr altes Flußbett zu erreichen versucht.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß alle acht Angaben, die wir zur Lokalisierung der Bernsteininsel Basileia haben, mit großer Genauigkeit auf das Gebiet zwischen Helgoland und dem Festland zutreffen. Es gibt auf unserem Planeten kein anderes Gebiet, von dem man dies sagen könnte. Nur die beiden Angaben, daß auf dem Felsen vor der Basileia Kupfererz „mit Hilfe des Bergbaues gewonnen wurde“ und daß auf der Basileia „an vielen Stellen Oreidialkos = Bernstein aus der Erde gegraben wurde“, beweisen eindeutig, daß die Königsinsel der Atlanter = Nordmeervölker in diesem Gebiet lag, denn Kupfererz und Bernstein kommen auf unserer Erde nirgend anderswo zusammen vor als zwischen Helgoland und Eiderstedt. Zugleich zeigen aber die erstaunlich richtigen Angaben über die Lage der Königsinsel auch, daß sie von einem genauen Kenner der örtlichen Verhältnisse stammen müssen. Das alles kann nicht der Phantasie eines ägyptischen Priesters oder Solons oder gar Platons entsprungen sein. Wir dürfen vermuten, daß diese zutreffenden geographischen Angaben auf Aussagen gefangener Nordmeerkrieger zurückzuführen sind.

Diese Vermutung wird gestützt durch die Mitteilung, „daß

jene Ägypter, welche sie (die Angaben des Atlantisberichtes) zuerst aufzeichneten, dieselben in ihre Sprache übertragen haben" (Krit. 113 a), womit gesagt ist, daß der ursprüngliche Atlantisbericht in nichtägyptischer Sprache — also in der Sprache der Atlanter = Nordmeervölker — gegeben und erst von „jenen Ägyptern, welche sie zuerst aufzeichneten", ins Ägyptische übersetzt wurde.

Zweites Kapitel

DAS „GOLDENE ZEITALT“

In Griechenland und Nordeuropa

Im Atlantisbericht wird uns von einem klimatisch überaus günstigem Zeitalter berichtet, das später von schwersten Naturkatastrophen beendet wurde (Krit. 109–112). Vor diesen Katastrophen sei Griechenland fruchtbar und reich gewesen: „Damals trug das Land alles in großer Fülle“ (Krit. 111 a). „In dem damaligen noch unversehrten Lande aber erschienen die Berge wie Erdhügel, die Talgründe des jetzt sogenannten Phelleus (= „Steinflur“) waren mit fetter Erde bedeckt, und die Berge bekränzten dichte Waldungen, von denen noch jetzt augenfällige Spuren sich zeigen. Denn jetzt bieten die Berge nur mehr den Bienen Nahrung; vor nicht gar langer Zeit aber standen noch die Bedachungen von zum Sparrenwerk tauglichen, dort für die größten Bauten gefällten Bäume unversehrt. Auch trug der Boden viele andere hohe Fruchtbäume und bot den Herden höchst ergiebige Weide. Vor allem aber gab ihm das im Laufe des Jahres von Zeus entsandte Wasser Gedeihen, welches ihm nicht, indem es wie jetzt bei dem kahlen Boden in das Meer abfloß, verlorenging, sondern indem er viel Erde besaß, in sich aufnahm und es in einer schützenden Tonschicht verteilte, entließ es das von den Höhen eingezogene Wasser in die Talgründe und gewährte allerorten reichliche Bewässe-

rung durch Flüsse und Quellen, von welchen auch jetzt noch an den ehemaligen Quellen geweihte Merkzeichen zurückgeblieben sind, daß das wahr sei, was jetzt von ihm erzählt wird" (Krit. 111b—e). „Die zahlreiche Bevölkerung erfreute sich des trefflichsten Bodens, der reichlichsten Bewässerung und unter ihrem Himmel des angenehmsten Wechsels der Jahreszeiten" (Krit. 111e).

Diese Angaben entsprechen den Verhältnissen in der Blütezeit der mykenischen Kultur, die die Griechen das „Goldene Zeitalter" nannten. Wir kennen die Fruchtbarkeit, den Waldreichtum, den Wohlstand und die hohe Kultur der zahlreichen Bevölkerung Griechenlands in mykenischer Zeit aus den Epen Homers und aus überaus zahlreichen Funden.

Auch Hesiod besingt das „Goldene Zeitalter" und sagt u.a.: „Reich war an Herden die Flur", „viel Frucht gewährte die nahrungssprossende Erde immer von selbst, vielfach und unermeßlich" (Werke und Tage Vers 116 f.).

In dieser Zeit blühten auf dem griechischen Festland, auf Kreta und vielen anderen Inseln im Jonischen und Ägäischen Meer viele Siedlungen zu volkreichen Städten auf, zahlreiche großartige Paläste und Burgen wurden erbaut. Im sogenannten „Schiffskatalog" im 2. Gesang der Ilias nennt Homer viele Städte, die über 1200 Schiffe mit zahlreichen Kriegern zum Kampf um Troja über das Meer sandten.

Daß dieser „Schiffskatalog" die Verhältnisse Griechenlands in der Blütezeit der mykenischen Kultur um etwa 1300 v. Chr. richtig beschreibt, hat Viktor Burr in seinem interessanten Werk „Neon Katalog" überzeugend nachgewiesen.

Der englische Philologe H. D. F. Kitto wiederholt die oben zitierten Verse des Atlantisberichtes und stellt dann fest: „Das erklärt fraglos den verblüffenden Unterschied zwi-

schen der Kost der homerischen Helden und der der klassischen Zeit; bei Homer wird alle zwei- oder dreihundert Verse ein Ochse verspeist, und Fisch zu essen ist ein Zeichen äußersten Elends; in klassischer Zeit ist Fisch ein Luxus und Fleisch so gut wie unbekannt" (1957,32). Vom großen Waldreichtum Griechenlands zeugen die homerischen Epen. Wenn Homer vom Parnaß, von Ithaka, Zakynthos, Kreta und dem Idagebirge erzählt, dann nennt er diese und andere Gebiete Griechenlands „wälderreich", „waldumrauscht", „waldbewachsen". Der Parnaß hatte nach Homer „waldige Hänge" und „Waldtäler". Von Ithaka sagt er: „Waldungen gibt es dort jeglicher Art", der Berg Neriton auf Ithaka ist „dichtbelaubt und waldumrauscht" usw., usw. Auch die Inschriften auf den Linear-B-Täfelchen erwähnen so häufig „Holzfäller" und „Feuerbrenner", die nach Chadwick „Köhler" gewesen sein müssen (1958, 145), so daß dieser zu dem Schluß kommt: „Das mykenische Griechenland war sicher viel mehr bewaldet als das heutige".

H. D. F. Kitto stellt fest: „Heute sind vier Fünftel Griechenlands Ödland. Einst aber waren die Hänge wohlbewaldet, ein reiches Reservoir für Bauholz wie für großes und kleines Jagdwild" (1957, 34). Auch die Angabe des Atlantisberichtes: „vor nicht langer Zeit aber standen noch die Bedachungen von zum Sparrenwerk tauglichen, dort für die größten Bauten gefällten Bäume unversehrt", entsprechen den Tatsachen. Die Ausgrabungen mykenischer Bauten haben zum Erstaunen der Archäologen ergeben, „daß man große Mengen Holz verwendete, auch das Mauerwerk war mit Holz verstrebt, im Aufbau etwa wie mittelalterliches Fachwerk" (Chadwick, 1958, 24).

H. Sulze hat eine eingehende Arbeit über „Die Zimmermannsarbeit der mykenischen Bauten" veröffentlicht, er schreibt: „Daß in Griechenland der mykenischen Zeit große Wälder rauschten, . . . daß der Holzbau vorherrschend und

formbildend war" (1958, 394 f.). Auch die zahlreichen Schiffe, die in mykenischer Zeit erbaut wurden, beweisen, daß man damals keinen Mangel an Bauholz hatte. Auf Kreta und den Inseln im Jonischen und Ägäischen Meer herrschten ähnliche Verhältnisse. Sie waren nach Homer reichbewaldet, fruchtbar und von einer zahlreichen, wohlhabenden Bevölkerung bewohnt. Homer nennt Kreta „fruchtbar und schön ... es leben dort sicher die Menschen ungezählt und 90 Städte sind drinnen" (Odyssee 19,172 f.).

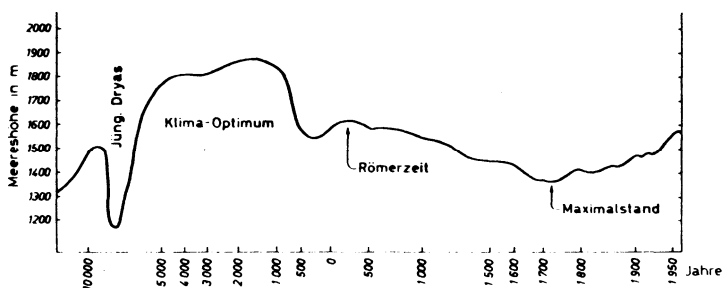
In der Ilias erwähnt Homer „viele reichbevölkerte Städte im hundertburgigen Kreta" und zählt zahlreiche Städte mit Namen auf, die zum Teil nach den Naturkatastrophen nicht mehr bewohnt wurden (Ilias II, 645 ff.).

Auf der Insel Talos, wie Thera-Santorin in mykenischer Zeit hieß, herrschte nach Homer der König Mekisteus, der seinen Sohn Euryalos mit Schiffen und Mannschaften zur mykenischen Flottenexpedition nach Troja entsandte (Ilias, 2, 565 f.). Ein Beweis, daß der furchtbare Hauptausbruch des Talos-Thera, der alles Leben vernichtete und Thera mit einer bis zu 60 m hohen Aschen- und Bimssteinschicht bedeckte, in der Blütezeit der mykenischen Kultur noch nicht erfolgt war.

So sind die Verhältnisse im „Goldenen Zeitalter" der mykenischen Kultur im Atlantisbericht richtig geschildert. Dasselbe gilt auch von den Angaben des Atlantisberichtes über das Reich des ältesten Zwillingssohnes des Poseidon, Atlas, also über die Heimat der Atlanter-Nordmeervölker, die wir im nordeuropäischen Raum zwischen dem 52. und 57. Grad nördlicher Breite lokalisiert haben.

Auch hier herrschte in der Bronzezeit ein überaus günstiges Klima, das sich durch Wärme und ausreichende Regenmengen auszeichnete und daher große Fruchtbarkeit und Waldreichtum zur Folge hatte. Auch die Edden, die, wie wir sehen werden, zutreffende Erinnerungen an diese Zeit, „ur-

älteste Kunde, die früheste, die ich weiß" (Völuspa 1), bewahrt haben, nennt diese Zeit das „Goldene Zeitalter" (Gylfaginning 14).



Schneegrenze in Norwegen in den letzten 12 000 Jahren.
 Nach O. LIESTÖL (in O. HOLTEDAHN, 1960), umgezeichnet.
 Aus Schwarzbuch 1961, 178

Die Schneegrenze in Norwegen lag in der Bronzezeit bei 1900 m Seehöhe (Schwarzbach 1961, 178), also so hoch, wie sie seit der letzten Eiszeit niemals wieder lag. Skandinavien war in der Bronzezeit von wärmeliebenden Laubwäldern bis ins norrländische Küstenland, also bis zum Polarkreis, bedeckt (Oxenstierna 1957, 18; L. Suball 1958, 76; I. G. Andersson 1914, 15 f.). Oxenstierna spricht von der „längstvergangenen, wärmebadenden, lichtumflossenen Bronzezeit, in der es in Skandinavien die heute so typischen Nadelwälder noch nicht gab, sondern nur Laubmischwälder" (1957, 18). Eindrücke von Wein- und Weizenkörnern in Tongefäßen aus dem Mälartal nordwestlich von Stockholm zeigen, daß dort schon seit dem Beginn der Bronzezeit Wein und Weizen angebaut wurden. Der schwedische Archäologe Sten Florin sagt hierzu: „Diese Eindrücke sind wohl in der Weise entstanden, daß Getreide-

körner, Weinbeerkerne und andere Pflanzenteile beim Formen der Gefäße in den Ton eingepreßt wurden" (1943, 89).

Es ist also richtig, wenn im Atlantisbericht nach Aufzählung der verschiedensten Früchte und Bäume berichtet wird: „Alles dies brachte die heilige Insel, deren Klima damals Sonnenwärme und Feuchtigkeit verband, in vortrefflicher Güte und erstaunlicher Menge hervor" (Krit. 115 b). In diesem durch das bronzezeitliche Klima so begünstigten „Goldenen Zeitalter" hatte sich die Bevölkerung des nord-europäischen Raumes, den man auch den „nordischen Kulturkreis der Bronzezeit" benannt hat, stark vermehrt. Mehrere hunderttausend Grabhügel und überaus zahlreiche Bodenfunde beweisen die dichte Besiedlung dieses Gebietes. H.Schilling sagt, daß „in der Bronzezeit in gewissen Landstrichen, vor allem Westjütlands, eine wahrhaft fürchterliche Überbevölkerung geherrscht" habe (1940, 317). Allein auf den vergleichsweise kleinen nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr und Amrum haben die Vorgeschichtsforscher eintausendeinhundert Grabhügel aus der Bronzezeit nachgewiesen. L. Meyn spricht von einer „außerordentlich dichten Besiedlung Sylts, die beweist, daß hier eine herrschende, reiche Bevölkerung wohnte" (1937, 16). Auf dem Oberland von Helgoland, das heute nur mehr 0,35 qkm groß ist, wurden dreizehn bronzezeitliche Grabhügel nachgewiesen (Cl. Ahrens, 1966, 244), eine Zahl, die für diese geringe Fläche doch sehr groß ist.

So ist die Angabe des Atlantisberichtes wohl zu verstehen: „Auf den Bergen und im übrigen Land gab es, wie erzählt wurde, eine große Menschenmenge" (Krit. 119 a).

Die Vorgeschichtsforscher haben einen „Goldweg", der von der Westküste Schleswig-Holsteins quer durchs Land nach Nordosten führt, nachgewiesen und ihm diesen Namen gegeben, weil er durch extrem große Grabhügel mit besonders

reich ausgestatteten Gräbern, durch Goldfunde und Importe gekennzeichnet ist (Ahrens, 1966, 175, 177, 245). Cl. Ahrens hat nun wegen ähnlicher Funde in bronzezeitlichen Gräbern Helgolands geschrieben: „Das bedeutet aber, daß wir der Insel Helgoland eine bedeutende Stellung im älterbronzezeitlichen Bernsteinhandel zuweisen dürfen, obwohl, wie oben dargelegt, die Insel (gemeint ist das Felsenmassiv) selbst nicht Fundplatz dieses lohnenden Handelsgutes gewesen ist. Bedenken wir aber, daß zu jener Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine Kette von Inseln bis zum damaligen Festland in Eiderstedt bestanden hat, unter denen sich die berühmte Abalus des Pytheas (die Pytheas auch „Basileia“ genannt hat, Anm. der Verf.) befand, erscheint eine solche Vermutung meines Erachtens keinesfalls abwegig, vor allem, wenn man eine dem Landverkehr ergänzende intensive Seefahrt und eine gewisse kultische Bedeutung der Felseninsel berücksichtigt. Vielleicht erklärt sich in diesem Zusammenhang auch das oben dargelegte Vorkommen zahlreicher besonders großer Grabhügel auf der Insel“ (Cl. Ahrens, 1966, 245).

So hat die vorgeschichtliche Forschung wahrscheinlich gemacht, daß Helgoland oder vielmehr die Bernsteininsel Basileia-Abalus im bronzezeitlichen Bernsteinhandel eine bedeutende Stellung eingenommen hat. Wenn wir weiter bedenken, daß die Vorgeschichtsforschung gezeigt hat, daß in der Bronzezeit ein reger Seeverkehr nach England und an die Westküsten Europas von unserer Westküste ausging, dann wird man folgende Angaben des Atlantisberichtes von der Insel Basileia nicht für abwegig halten: „Die Schiffsarsenale waren voll von Trieren und allem Zubehör, was zu Trieren gehört. Hatte man aber die Häfen, deren drei waren, in Richtung nach draußen überschritten, dann lief vom Meere ausgehend ein Wall ringsherum, überall fünfzig Stadien vom größten Ring und Hafen entfernt und

vereinigte sich wieder an der Mündung des Kanales am Meer. Dieses Ganze aber war umgeben von dichtgedrängten Wohnungen, der Ausfahrtplatz aber und der größte Hafen wimmelte von Schiffen und Kaufleuten, die aus aller Welt dort zusammenkamen und durch ihr massenhaftes Auftreten bei Tage wie bei Nacht Geschrei, Getümmel und Lärm mannigfacher Art verursachten" (Krit. 117d bis e).

Daß die Atlanter-Nordmeervölker tatsächlich über große Flotten verfügten und es verstanden, die Hochsee zu befahren, haben die Vorgeschichtsforscher wiederholt festgestellt. Ja, H. W. Brögger, der Direktor des Norwegischen Museums in Oslo, hat es sogar für wahrscheinlich gehalten, daß diese hochseeerfahrenen Nordleute schon in der Bronzezeit den Seeweg nach Nordamerika entdeckt hätten, „da damals“, wie er sagte, „die Seefahrt auf dem Höhepunkt stand“ (1934). A.Köster nennt die Nordmeervölker, die um 1200 v.Chr. mit ihrer Flotte in die Nilmündungen eindrangen, „die erfahrensten Seeleute ihrer Zeit“ (1923,42).

Organisation im nordischen Kulturkreis und im Königreich Atlantis

Das Gebiet des nordischen Kulturkreises der Bronzezeit war, wie die rechtshistorischen Forschungen gezeigt haben, wohlgeordnet. Das ganze Gebiet war in Landlose eingeteilt, je hundert Landlose waren zu einem Distrikt zusammengefaßt, der einem Anführer unterstand. Der Name für diese Distrikte aus je hundert Landlosen war „Hundari“ (schwedisch), „Haeret“ (dänisch), „Harde“ (friesisch).

Man hat lange angenommen, daß die urgermanische Aufstellung des Heeres in Hundertschaften anzeige, daß eine

Hundari, also hundert Landlose, hundert Mann zum Heeresdienst stellen mußte (Heerestheorie). Eingehende Forschungen haben aber ergeben, daß diese Ansicht unhaltbar ist. Die Forschungen haben gezeigt, daß die Hundari („Haeret, Harden“) keine militärischen, sondern wirtschaftliche Größen waren. Die Bezeichnung „Hundari“ soll nicht besagen, daß dieser Distrikt hundert Mann zum Heeresdienst stellen mußte, sondern daß er aus hundert Hufen bestand. Eine Hundari mußte nur 20 Mann zum Heeresdienst stellen, und je 6 Hundari waren zu einer Art militärischer Einheit zusammengefaßt und mußten zusammen 120 Mann stellen. Das ist die oft erwähnte „germanische Großhundertschaft“. Die skandinavischen Historiker haben vielfach nachgewiesen, daß „eine Hundertschaft ein Verband von 120 Kriegern gewesen sei“ (Rietschel, 1907, 31; Chr. L. E. Stemmann, 1871, 65 f.; J. C. H. R. Steenstrup, 1974, 18 f.; H. Matzen, 1893, I, 15 u. a.). Die Rechtshistoriker Siegfried Rietschel und Claudius von Schwerin haben in ihren „Untersuchungen zur Geschichte der germanischen Hundertschaft“ (Weimar 1907) und „Die altgermanische Hundertschaft“ (Breslau 1907) zahlreiche Beweise vorgelegt, daß diese Einteilung des Landes und Aufstellung des Heeres „ursprünglich ist und in die Zeit der Besiedlung zurückreichen müsse“ (Rietschel, 1907, 351, 358).

Rietschel faßt seine Forschungen mit folgenden Worten zusammen: „Aus allen diesen Gründen möchte ich mein Urteil dahin zusammenfassen: wenn wir überhaupt bei einem Volke von einer politischen Einteilung sprechen können, die alle Zeichen der Ursprünglichkeit an sich trägt und ihren Ursprung in der Urzeit deutlich verrät, so ist es bei der Hundari der Fall.“ Rietschel stellt dann fest, daß über die Ursprünglichkeit und das hohe Alter dieser Verwaltungsorganisation „Einstimmigkeit herrscht“ (1907, 368, 399). Der Rechtshistoriker Claudius von Schwerin bestätigt

und ergänzt die Feststellungen Rietschels und nennt die Landes- und Heereseinteilung, die wir oben beschrieben haben, „ein Produkt germanischer Ansiedlung“ (1907, 214).

Die „Zeit der Besiedlung“ oder die „germanische Ansiedlung“, aus der diese Organisation des Landes und Heeres nachweisbar ist, ist in Südschweden die Bronzezeit, in Dänemark und Schleswig-Holstein die jüngere Steinzeit. Wir dürfen daher annehmen, daß in der Zeit, die uns hier beschäftigt, das 13. Jahrhundert v.Chr., das ganze Gebiet des nordischen Kulturkreises einheitlich geordnet war und Heer und Flotte nach dem oben erwähnten Schema aufgestellt wurden.

Es ist nach alledem, was wir über die Zuverlässigkeit der geographischen und historischen Angaben des Atlantisberichtes erfahren haben, nicht verwunderlich, daß er genau dieselbe Organisation des Landes und Aufstellung des Heeres im Königreich Atlantis beschreibt, wie sie von den Rechtshistorikern für das germanische Siedlungsgebiet der Bronzezeit nachgewiesen wurde.

In Krit. 119 wird berichtet: „Was aber die Zahl der Bewohner betrifft, so bestand die Anordnung, daß jeder Distrikt (unsere Hundari, Haeret, Harde) in der Ebene aus der kriegstüchtigen männlichen Bevölkerung einen Anführer stellen sollte, die Größe eines Distriktes aber betrug hundert Landlose. Die Gesamtzahl aller dieser Distrikte aber betrug 60 000. Auf den Bergen und im übrigen Lande gab es, wie erzählt wurde, eine große Menschenmenge. Alle aber waren nach Ortschaften und Flecken einem dieser Distrikte und dem betreffenden Anführer zugewiesen. Die Anführer mußten nach den geltenden Bestimmungen zum Kriege stellen: Den sechsten Teil eines Streitwagens, so daß die Gesamtzahl auf 10000 Wagen kam, zwei Pferde und zwei Reiter, ferner ein Zweigespann ohne Wagen mit

einem aufgesessenen Krieger mit kleinem Schild, der im Kampf herabstieg, dazu einen Lenker für die Rosse. Ferner mußte jeder von ihnen stellen: zwei Schwerbewaffnete und zwei Bogenschützen und zwei Schleuderer sowie jeder drei Stein- und drei Speerwerfer ohne Rüstung und endlich zur Bemannung der 1200 Schiffe je vier Seeleute."

Zählt man die Anzahl der Krieger, die von dem Anführer eines Distriktes (= Hundari) gestellt werden mußten, zusammen, dann kommt man auf zwanzig Mann, sechs Distrikte mußten also hundertzwanzig Mann stellen. Das ist die obenerwähnte „Großhundertschaft" von hundertzwanzig Kriegern.

In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß diese Organisation des Landes und Aufstellung des Heeres auch in England nachgewiesen wurde. Auch von England sagt Rietchel: „Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß dieser Verband in die älteste Zeit der Besiedlung zurückreicht" und „ursprünglich ist", „für diese Ursprünglichkeit spricht die weitgehende Ähnlichkeit zwischen skandinavischer und angelsächsischer Hundertschaft, die nicht aus gegenseitiger Entlehnung, sondern allein aus altgermanischer Eigenart erklärt werden kann" (1907, 78 f.). Ebenso sei bemerkt, daß diese Organisation *nicht* in Norwegen und auf Island nachgewiesen werden konnte, die auch nach Auffassung der Vorgeschichtler nicht zum nordischen Kulturkreis der Bronzezeit gehörten.

Der nordische Kulturkreis der Bronzezeit zeichnet sich also nicht nur durch eine sehr urtümliche Landes- und Heeresorganisation aus, sondern durch einheitliche Waffen, Schmucksachen, Keramik, Begräbnisformen u. a. Die Vorgeschichtler bezeichnen diesen Kulturkreis auch als „germanisches Gebiet der Bronzezeit". Als typische Waffe dieses Gebietes gilt das „gemeingermanische Griffzungenschwert", das „gemeingermanisch" genannt wird, weil es

bei allen germanischen Stämmen dieses Gebietes geführt wurde. Sprockhof? spricht, wie wir schon oben (S. 42) hörten, von der „ungeheuren Masse der im Norden gefundenen Schwerter“ und sagt: „Die Verbreitung der germanischen Griffzungenschwerter kann als Beweis für den Umfang des germanischen Gebietes dienen“ (1936,257).

Sprockhof? hat 1931 eine Karte „Verbreitung des gemeingermanischen Griff Zungenschwertes um etwa 1200 v.Chr.“ veröffentlicht (S. 43, Abb.). Aus dieser Karte ist zu ersehen, daß dieser Schwerttyp vor allem in Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Mecklenburg bis an die Oder, Niedersachsen bis an die Weser verbreitet war. Dieses Gebiet umfaßt den „nordischen Kulturkreis“ oder das „germanische Gebiet der Bronzezeit“ zwischen dem 52. und 57. Grad nördlicher Breite, also dem „neunten Bogen“ des ägyptischen Weltbildes (siehe oben S. 33). Die Größe dieses Kernreiches wird so angegeben: „Nach der einen Seite hatte es eine Länge von 3000 Stadien (= 555 km) und nach der anderen Seite 2000 Stadien“ (370 km) (Krit. 118 a).

Das entspricht genau der Größe des germanischen Siedlungsgebietes der Bronzezeit. 3000 Stadien oder 555 km beträgt die Entfernung zwischen dem 52. und 57. Grad nördlicher Breite, 2000 Stadien oder 370 km entspricht der Entfernung zwischen der Mündung der Weser und der Oder oder zwischen der Westküste Jütlands und der Linie Odermündung—Südspitze des Vättern-Sees, die die östliche Grenze des germanischen Gebietes der Bronzezeit war. Dieses Kernreich von 3000 mal 2000 Stadien wird als eine Ebene geschildert, in der es allerdings „Berge“ gab, denn es heißt, daß der Kanal, der auf der Insel Basileia gegraben war, „die von den Bergen herabströmenden Flüsse aufnahm“ und „auf diesem Wege schafften sie das Holz aus den Bergen in die Stadt herunter“ (Krit. 118e). Die Be-

Schreibung des fraglichen Gebietes als „Ebene“ ist richtig, die „Berge“ in diesem Gebiet sind selten höher als 100 bis 200 m.

Gegen den Nordwind war diese Ebene geschützt „durch Berge, die an Menge, Höhe und Schönheit alle sonst vorhandenen übertrafen“ (Krit. 118 b). Hier wird man an das norwegische Hochgebirge denken dürfen, auf das diese Beschreibung zutrifft. Vereinzelte Funde von germanischen Griffigungenschwertern an der norwegischen Küste zeigen, daß Seefahrer aus dem germanischen Siedlungsgebiet auch bis dorthin gekommen sind.

In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß in den Dialogen „Timaios“ und „Kritias“ mit dem Namen „Atlantis“ drei verschiedene Gebiete bezeichnet werden: 1. Die Königsinsel Basileia, die einen Halbmesser von 50 Stadien = 9,2 km hatte (Krit. 113 c), 2. das Kernreich des Atlas, das 3000 x 2000 Stadien groß war (Krit. 118a) und 3. der ganze Kulturbereich, also die Gebiete, die die anderen Brüder des Atlas beherrschten. Das haben alle Forscher, die sich mit diesen Dialogen ernsthaft befaßt haben, festgestellt. Ich nenne u. a. A. Schulten, P. Borchardt, A. Herrmann, W. Brandenstein, J. W. Mavor jr., J. V. Luce und A. Franke.

A. Franke schreibt: „Plato braucht die Bezeichnung Atlantis' so wie wir z. B. die Bezeichnung ‚Rom‘. Wir können ja ohne weiteres sagen: Rom liegt am Tiber, und Rom schob seine Grenzen bis zur Donau vor, und: In den Bauten der Sassaniden zeigt sich der Einfluß Roms. Rom meint hier: 1. die Stadt, 2. das Reich, 3. den Kulturbereich“ (A. Franke, 1976,4).

Wenn vom Untergang der „Insel Atlantis“ (Tim. 25d) die Rede ist, dann ist nur die Königsinsel gemeint, auf der sich, wie unmittelbar zuvor gesagt wird, „eine große und staunenswerte Königsmacht gebildet hatte“ (Tim. 25 a). Von

dem Reich, das der König Atlas beherrschte, das sich „über viele andere Inseln und Teile des Festlandes erstreckte“, ist hier nicht die Rede. Die „Teile des Festlandes“ sind nicht untergegangen. Ebenfalls ist auch der ganze Kulturbereich Atlantis nicht untergegangen. Dieser große Kulturkreis, zu dem „Libyen bis nach Ägypten und Europa bis Tyrrien“ und viele Gebiete „außerhalb der Säulen des Herakles gehörten“, „war größer als Libyen und Asien (Kleinasien)“ (Krit. 108 e), über ihn „herrschten die Könige von der Insel Atlantis“. Dieses große Gebiet ist nicht untergegangen. Es heißt z.B., daß das Reich des Gadeiros, des jüngeren Bruders des Atlas, „noch jetzt in jener Gegend so genannt wird“ (Krit. 114 b).

Das Königtum bei den Germanen

Die ältesten schriftlichen Nachrichten, die wir über das Königtum bei den Germanen besitzen, stammen von dem römischen Geschichtsschreiber Tacitus (etwa 55–120 n.Chr.). In seiner „Germania“ berichtet er: „Die Könige haben (bei den Germanen) keine unumschränkte oder willkürliche Gewalt; ihre Herrschaft beruht mehr auf dem Beispiel, das sie geben, als auf der Macht, die ihnen zu Gebote steht“ (Kap. 7). Aus späterer Zeit erfahren wir häufig, daß sich germanische Könige vor einem Gericht, einem Thing, verantworten mußten. Ja, in der Heimskringla sagt der Gesetzesmann Thorngnyr zu König Olaf, Eriks Sohn (11. Jh.): „Widerstehst du unserem Willen, dann schlagen wir dich tot, denn wir dulden keinen Friedensbruch und keine Gesetzwidrigkeiten. Unsere Vorfahren haben ebenso gehandelt, sie haben in einer und derselben Quelle auf dem Morathing fünf Könige ertränkt“ (Thule, XV, 120 f.). Die germanischen Könige waren also keine Gottkönige und

auch keine absoluten Monarchen, sie genossen keine göttlichen Ehren und standen *unter* dem Gesetz und mußten sich regelmäßig — auf Island abwechselnd jedes fünfte und sechste Jahr — vor einem Thing verantworten.

Wir haben über das germanische Königtum keine Nachrichten aus der Zeit *vor* der „Germania“ des Tacitus. Aber es scheint, daß diese Stellung des Königs bei den Germanen bis in die Bronzezeit zurückgeht, denn im Atlantisbericht wird von der Stellung der Könige folgendes berichtet: „Die Herrschaft und Gemeinschaft unter ihnen wurde aufrecht erhalten nach den Anordnungen des Poseidon, wie sie ihnen das Gesetz und die Inschrift überlieferten, die von den Urvätern auf einer Säule aus Oreichalkos (Bernstein) eingegraben war; sie stand in der Mitte der Insel im Heiligtum des Poseidon. Dort versammelten sie (die fünf königlichen Zwillingspaare) sich abwechselnd bald jedes fünfte, bald jedes sechste Jahr, um die ungerade Zahl nicht vor der geraden zu bevorzugen, und berieten hier in persönlicher Berührung über die gemeinsamen Angelegenheiten, untersuchten ferner, ob einer sich einer Übertretung schuldig gemacht hätte, und saßen darüber zu Gericht. Waren sie aber im Begriff ein Urteil zu fällen, so gaben sie sich einander folgendes Unterpfand“ (hier folgt die Schilderung des Stieropferfestes, von dem weiter unten die Rede sein soll). „Dann legten alle ein dunkelblaues Gewand von wunderbarer Schönheit an und so, bei der Glut der Eidesopfer am Boden sitzend und alles Feuer um das Heiligtum herum auslöschend, ließen sie nächtlicher Weile dem Rechte als Richter und Gerichtete seinen Lauf, wenn einer von ihnen den anderen irgendeiner Übertretung beschuldigte. Das Urteil aber, welches sie gefällt hatten, schrieben sie, sobald es Tag ward, auf eine goldene Tafel, die sie als Gedenktafel aufstellten mitsamt den Gewändern. Es gab noch mancherlei andere Gesetze über die Ehrenrechte der einzelnen

Könige, die wichtigste Bestimmung aber war, daß sie niemals gegeneinander die Waffen erheben dürften und alle Beistand zu leisten hätten, wollte etwa jemand versuchen, in einem der Staaten das Königsgeschlecht zu vernichten; dabei sollten sie aber gemeinsam, wie die Vorfahren, über Krieg und sonstige Unternehmungen beraten und die Oberleitung dem Geschlecht des Atlas überlassen; doch sollte der König nicht das Recht haben, einen seiner Verwandten zum Tode zu verurteilen, wenn nicht mindestens sechs von den Zehn ihre Zustimmung gäben" (Krit. 119 c—120 d).

Diese Erzählung ist als „ahistorisches Märchen" bezeichnet worden, doch gibt es einige Hinweise, die es wahrscheinlich machen, daß auch diese Angaben historisch richtig sind. Zunächst sei darauf hingewiesen, daß auch Ramses III. in den Texten von Medinet Habu von den „Zehn" spricht, die die Nordmeervölker angeführt hätten (Breasted, *Anc. Rec.* IV, § 38). Poseidon, der Vater des Atlas und Ahnherr der königlichen Zwillinge, gehört „zu den aus der Urheimat des Nordens (nach Griechenland) mitgebrachten Gottheiten", wie der schwedische Gelehrte Martin P. Nilsson festgestellt hat (1938, 294). Er ist dem Namen und Wesen nach mit dem höchsten Gott der Friesen, Fosite, identisch, nach dem die „Heilige Insel" bei Helgoland „Fosites-Land" genannt wurde. Es war bei den germanischen Königen üblich, den Stammbaum auf einen Gott zurückzuführen, wie es uns im Atlantisbericht von den zehn Königen erzählt wird.

Wir werden weiter unten aus dem „Wen-Amun-Papyrus" (11.Jh. v.Chr.) erfahren, daß ein Stamm der Nordvölker nach der „Großen Wanderung" an der Küste des heutigen Staates Libanon sesshaft geworden war. Es war der Stamm der „Sakar". Der König der Sakar war auch kein Gottkönig mit absoluter Gewalt, wie die Könige in Ägypten und im Achäerreich, er mußte mit den Großen seines Rei-

ches zu Rate sitzen und sich ihren Anordnungen beugen. Bei den Doriern, die mit den Sakar und den „Phrs“-Philistern der Texte stammes- und blutsverwandt waren, unterstanden die Könige ebenfalls dem Gesetz und der „Apella“, dem Thing der Großen, auch bei ihnen galt Poseidon als Ahnherr des Königsgeschlechtes. Die Verehrung von Zwillingen war im nordischen Kulturkreis der Bronzezeit verbreitet. Das zeigen viele Darstellungen von zwei völlig gleichen Gestalten, die mit Recht als Zwillingspaar gedeutet werden, auf bronzezeitlichen Felszeichnungen Skandinaviens und auf Rasiermessern dieser Zeit. Besonders eindrucksvoll ist die Darstellung eines göttlichen Zwillingspaars mit Strahlenkrone auf einem bronzezeitlichen Rasiermesser von Voel. Nach alter griechischer Überlieferung stammen die göttlichen Zwillinge aus dem Hyperboreerland, dem Bernsteinland im Norden. H. Lüdemann sagt: „Das in Sparta verehrte Zwillingspaar der Tyndariden geht vielleicht auf die altnordische Zwillingsgottheit zurück“ (1939, 37). Auch die Römer verehrten das Zwillingspaar Castor und Pollux, wozu Hauer bemerkt, daß „das in indogermanische Urzeit zurückgeht“ (1940, 68). Tacitus sagt von den Germanen: „In alten Liedern feiern sie den Gott Tuisto, den Erdentsprossen, und dessen Sohn Manus als den Ursprung und Gründer des Volkes“ (Germania, Kap. 2). Hauer und andere haben den Namen Tuisto mit „Zwilling“ übersetzt (1940, 14). In der Völuspa heißt es: „Die Kinder der Zwillinge werden wieder das weite Windheim besiedeln.“ Tacitus erwähnt auch, daß der germanische Stamm der Naharnavalen das Zwillingspaar der Alces verehrt (Germania, Kap. 43).

Allgemein wird angenommen, daß das merkwürdige Doppelkönigtum bei vielen indogermanischen Stämmen auf das Ahnenpaar der göttlichen Zwillinge zurückgeht.

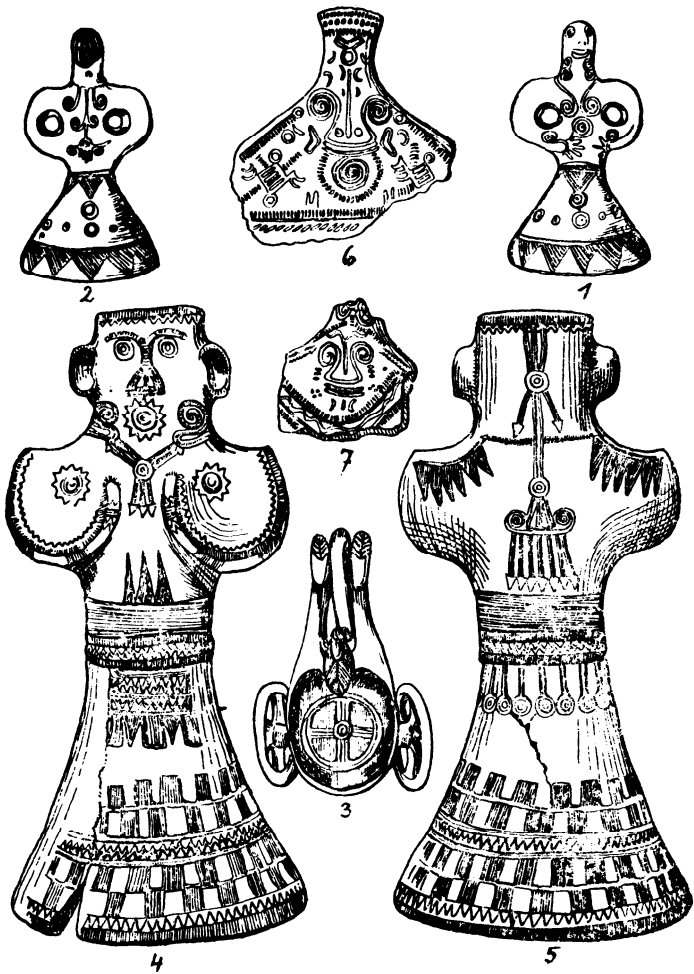
So deutet die Erwähnung der fünf Zwillingspaare, die auf

Poseidons „heiliger Insel“, dem späteren „Fosites Land“, „abwechselnd bald jedes fünfte, bald jedes sechste Jahr“ ihre Thingversammlung abhielten, darauf hin, daß auch hier historisch richtige Nachrichten vorliegen. Ein anderer Hinweis für die Richtigkeit dieser Angaben ist die Erwähnung des „dunkelblauen Gewandes von wunderbarer Schönheit“, das die fünf Zwillingspaare bei diesem Thing trugen. Im griechischen Text steht „kallisten kyanen stolén“, das Schleiermacher mit „Gewand“ übersetzt hat. „Stolé“ wurde ein langer, faltiger Mantel oder Überwurf genannt, der vor allem von Königen getragen wurde. Es ist ein merkwürdiger Zufall, daß ein solcher blauer Königsmantel, der allerdings aus viel späterer Zeit, dem 3. Jahrhundert n. Chr., stammt, in einem alten nordischen Heiligtum, im Thorsberger Moor in Schleswig-Holstein, gefunden wurde. Der Fachmann für vorgeschichtliche Webekunst und Textilien, K. Schlabow, hat diesen Mantel genau untersucht und ihm eine eingehende Arbeit gewidmet. Er stellt fest, daß das „technische Wunder“ dieses Mantels nicht so sehr in seiner ursprünglichen Länge (mindestens 2,36 m) besteht, sondern vielmehr in der Tatsache, daß bei seiner Anfertigung zwei verschiedene Webarten angewendet wurden, zu deren Durchführung es „eines hochentwickelten Webeapparates“ bedurfte.

Schlabow konnte den Nachweis erbringen, daß der technisch so hochentwickelte Gewichtswebstuhl, an dem der „Prachtmantel von Thorsberg“ angefertigt wurde, im Norden „schon in der Bronzezeit, also vor 3500 Jahren, benutzt worden ist“. Die Farbe war blau in verschiedener Abstufung. Infrarotaufnahmen haben gezeigt, „daß das Garnmaterial für die Köperbindung nicht aus einem Farbton besteht, sondern das Blau in einer Abstufung von dunkel, mittel und hell auftritt... Wir haben es somit nicht mit einem schlichten blauen Mantel zu tun, sondern die große

blaue Fläche ist durch angenehme Karree-Einteilung aufgelöst, eine Feststellung, durch welche die Bezeichnung jPrachtmantel' im weiteren bestätigt wird". Schlabow führt weiter aus, „daß er (der Mantel) auch aus späteren Jahrhunderten in Schnitt und Farbe als Königsmantel überliefert worden ist" (1951,176).

Berühmt ist der kostbare blaue „Sternenmantel" Kaiser Heinrichs II. († 1024), der heute im Diözesanmuseum in Bamberg aufbewahrt wird. Er hat den Namen „Sternenmantel" erhalten, weil auf dem blauen Seidenstoff Sonne, Mond und Sterne und andere symbolische Figuren in Goldstickerei dargestellt sind. Hierzu schreibt G. Hofmann, Generaldirektor der Bayrischen Staatlichen Bibliotheken: „Der Gebrauch solcher Sternemäntel durch die Herrscher der Welt — der Sternenhimmel steht hier als Symbol für die den ganzen Erdkreis umspannende Macht — läßt sich bis ins 6. vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgen und hält sich weiterhin in der Antike; die Diadochen trugen ihn ebenso wie die Könige des alten Rom, wie Cäsar, Augustus und die römischen Imperatoren" (1950, 93). Im Atlantisbericht haben wir die älteste schriftliche Erwähnung dieses „dunkelblauen Mantels von wunderbarer Schönheit", den die fünf königlichen Zwillingspaare bei ihrem Thing trugen, vorliegen. Dieser Prachtmantel dürfte der Vorläufer der späteren blauen Königsmäntel gewesen sein. Die Nordmeervölker haben bei ihrer Großen Wanderung, die sie um 1200 v. Chr. bis an die Grenzen Ägyptens führte, unterwegs viele Gräber und Depots angelegt. Dazu gehört u. a. auch ein Grab in Klicevac (Jugoslawien). Dort wurden Tonstatuetten gefunden, die den „Hyperboreischen Apollon" auf einem von Schwänen gezogenen Wagen darstellen. Der Gott trägt an Hals und beiden Brustseiten Sonnen- und Sternbilder in gelber Farbe, auf dem Haupt trägt er eine „Strahlenkrone" mit einem Stirnband, auf



Apoll vom Schwanenwagen von Dubljaja
 1) Vorderansicht, 2) Rückansicht, 3) Aufsicht a. d. Wagen, Tonstatuette v. Klicfevac, 4) Vorderansicht, 5) Rückansicht, 6) Bruchstück eines Tonidols von Orsova, 7) Bruchstück eines Tonidols von Kovin (Temes. Kubin) aus Georg KOSSACK, Studien zum Symbolgut der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas, Berlin 1954, Tafel 3
 Auf dem Bruchstück 4 und 5 ist die angedeutete „Strahlenkrone“ mit Zick-Zack-Muster, auf dem Bruchstück 6 und 7 die stilisierte Himmels säule zu beachten. (Anm. d. Verfassers).

dem Zick-Zack-Muster dargestellt sind. Sein langes, bis auf den Boden reichendes Gewand ist, wie Farbreste zeigen, dunkelblau mit vielen gelben Verzierungen. Ein ähnlicher Kultwagen aus derselben Zeit, der bei Dupljaja in der Nähe von Belgrad gefunden wurde, zeigt denselben Gott auf einem von Schwänen gezogenen Wagen, „er (Apollon) fährt offenbar in seine alte Heimat, wenn er zu den Hyperboreern reist, zum Ausgangspunkt der Bewegung, die ihn nach Griechenland gebracht hat“ (Sprockhoff, 1954, 70). Die Gestalt auf dem Schwanenwagen trägt einen Halsring und Armbänder mit entgegengesetzt gedrehten Spiralen, „die unserer nordischen Periode IV zuzuweisen sind“ (Sprockhoff?). Die Gestalt trägt einen langen bis zum Fußboden reichenden Mantel wie diejenige von Klicevac. Sprockhoff erinnert bei der Wiedergabe dieser Tonstatuetten an einen Abschnitt aus einem Fragment des griechischen Dichters Alkaios (um 600 v.Chr.), wo Alkaios von der Geburt Apollons im Hyperboreerland berichtet: „Als Apollo geboren wurde, stattete ihn Zeus mit goldener Binde und Leier aus, gab ihm dazu einen Wagen zu fahren, Schwäne aber zogen den Wagen, und schickte ihn nach Delphi“ (Frg. 2–4). Sprockhoff fährt fort: „Eine treffendere Beschreibung für den Wagen von Dupljaja scheint nicht möglich“ (Sprockhoff, 1954, 70 f.). Hier haben wir aus der Zeit um 1200 v.Chr. die älteste Darstellung des hyperboreischen Apollon mit dem langen, blauen Mantel. Auch das scheint ein Hinweis zu sein, daß die Angabe des Atlantisberichtes über „den dunkelblauen Mantel von wunderbarer Schönheit“, den die Könige auf Atlantis trugen, historisch richtig sein kann. Im übrigen sei bemerkt, daß auch Odin, der Oberste der Asen, den blauen Himmelsmantel trug (Hauer, 1940, 151).

Wenn es im Atlantisbericht heißt, daß die fünf königlichen Zwillingspaare „nächtlicher Weile dem Rechte als Richter

und Gerichtete seinen Lauf ließen", dann scheint auch diese Angabe durch die Bemerkung des Tacitus bestätigt zu werden, daß bei den Germanen die wichtigen Angelegenheiten während der Nacht beraten wurden, „denn nicht nach Tagen wie wir, sondern nach Nächten rechnen sie, so werden auch die Termine festgesetzt und Zusammenkünfte getroffen" (Germania, Kap. 11). Dieses Zählen nach Nächten ist eine Folge der Zeitberechnung nach dem Mondwechsel, daran erinnern noch heute die Ausdrücke wie *Fastnacht*, *Weihnacht*, die zwölf heiligen *Nächte* sowie die englischen Ausdrücke *a sun-night*, *a fort-night*.

Die goldenen Tafeln, die im Atlantisbericht erwähnt werden, sind wahrscheinlich auch keine Märchenerfindung. Euhemeros von Messene (um 300 v. Chr.) berichtet in seiner „Heiligen Aufzeichnung" (hierà anagraphé), daß im nördlichen Ozean auf einer Insel ein altes Heiligtum stand, in dem goldene Tafeln aufbewahrt würden, auf denen die Geschichte der dortigen Könige in uralter Zeit aufgezeichnet seien. Die Könige hätten dort die Namen Uranos, Kronos und Zeus getragen (S. Wide, 1910, 245). Aischines, ein Schüler des Sokrates (um 400 v. Chr.), berichtet, daß die hyperboreischen Jungfrauen Arge und Opis „eherne Tafeln mit Schriften der Erinnerung" nach Delos gebracht hätten, wo sie aufbewahrt würden (Axiochos, 371). Herodot berichtet, „Arge und Opis seien zu gleicher Zeit mit den Göttern Apollon und Artemis (die als Zwillingsspaar galten) aus dem Hyperboreerland gekommen", sie seien in Delos gestorben und dort beerdigt worden, „das Grab befindet sich hinter dem Artemisheiligtum, an der Ostseite, ganz nahe der Herberge der Keier" (IV, 35), wo es noch heute gezeigt wird.

In der Völuspa, die, wie wir sehen werden, gute Erinnerungen an das „Goldene Zeitalter" überliefert, heißt es, daß, die Erde nach den furchtbaren Naturkatastrophen, „Rag-

narök" genannt, wieder aus dem Meere aufsteigt „und die Götter dort (wo Asgard war) die wundersamen goldenen Tafeln wiederfinden werden, dieselben, die vor Urtagen ihr eigen waren" (Völ., 61). In der Gylfaginning wird erzählt, daß die Asen sich nach Ragnarök „zusammensetzen und unterhalten, sie erinnern sich an ihre Runen und sprechen über die Ereignisse in alten Tagen, von der Midgardschlange und dem Fenriswolf. Sie finden im Grase die goldenen Tafeln wieder, welche die Asen einst benutzten" (Gylf., 53).

Hier haben wir es mit einer germanischen Tradition zu tun, die unabhängig vom Atlantisbericht oder den Überlieferungen griechischer Autoren von den „goldenen Tafeln" erzählen, die in Urtagen die Asen benutzten.

Gab es eine bronzezeitliche Runenschrift?

Viel schwieriger ist die Frage zu lösen, ob die Angabe des Atlantisberichtes, „das Urteil schrieben sie auf einer goldenen Tafel auf", richtig sein kann oder nicht, also die Frage, ob es im 13. Jahrhundert v. Chr. im nordischen Kulturkreis eine Schrift gegeben hat. Nach den Edden „erinnern sich die Asen an ihre Runen", die sie vor Ragnarök kannten. Gab es vor Ragnarök, der großen Untergangskatastrophe von Asgard, im Norden eine Runenschrift? Diese Frage wird fast allgemein verneint. Man hält die Germanen der Bronzezeit für Analphabeten, wie man ja auch bis vor kurzer Zeit die mykenischen Achäer für Analphabeten hielt, bis man mehrere tausend Täfelchen mit „Linear-B-Schrift" gefunden und entziffert hatte. Aber es gibt einige Hinweise, die gegen das Analphabetentum der Germanen jener Zeit sprechen.

F. Altheim und E. Trautmann haben in ihrer Arbeit „Vom

Ursprung der Runen" bronzezeitliche Felszeichnungen von Fossum, Bohuslän, veröffentlicht, die sie für runenähnliche Zeichen halten. Auf ihrem Zug nach dem Süden, der auch über den Brenner und den Tonalepaß ging, kamen die Nordmeervölker in die Val Camonica, wo sie viele tausend Felszeichnungen hinterließen. Dort befindet sich u. a. auch „jene vorrunische Sinnbildschrift nordischen Ursprungs“, die die beiden Forscher mit den ähnlichen Zeichen aus Skandinavien vergleichen. Das Ergebnis dieser Forschungen fassen sie so zusammen: „Die Übereinstimmungen, die wir zusammengestellt haben, können nicht zufällig sein. Die Sinnbildschrift der Nordgermanen — daran besteht kein Zweifel mehr — kehrt auf den Felsen der Val Camonica wieder. Das Ergebnis kommt nicht überraschend. Wir haben von Anfang an zu zeigen versucht, daß die Felsbildkunst des Alpentaales sich nur verstehen läßt, wenn man sie von der skandinavischen ableitet. Die Wiederkehr der Formen und Motive ist überraschend; sie konnte aus dem Bereich des Jahres- und Sonnenkultes in lückenloser Abfolge aufgezeigt werden. Hier fügen sich die Übereinstimmungen in der Sinnbildschrift aufs Schönste an. Wie die Felsbildkunst der Val Camonica als Ganzes, so ist auch ihre Sinnbildschrift nordischen Ursprungs“ (1941, 57). „In der Val Camonica ist uns neben dem norditalienischen Alphabet in seinen zeitlich verschiedenen Formen eine ältere Sinnbildschrift begegnet. Sie weist eine weitgehende Verwandtschaft mit der vorrunischen Sinnbildschrift des germanischen Nordens auf und ist von ihr abzuleiten“ (1941, 62). Die beiden Verfasser nehmen also eine vorrunische Sinnbildschrift an, die in der Bronzezeit in Nordeuropa bekannt war.

Die Schrift-Forscher haben häufig wegen der auffallenden Ähnlichkeit zwischen den Runenzeichen und den Zeichen der italischen und griechischen Alphabete von einem unmittelbaren Zusammenhang dieser Zeichensysteme gespro-

chen und die Ansicht vertreten, daß das griechische Alphabet von den Phöniziern entlehnt und auch in den italischen Zeichen und in den nordischen Runenzeichen in abgeänderter Form erscheint. Sie konnten sich dabei auf eine Bemerkung Herodots berufen: „Die Phoiniker haben durch ihre Ansiedlung in Boiotien viele Wissenschaften und Künste nach Hellas gebracht, so z. B. die Schriftzeichen, die die Hellenen, wie ich glaube, bis dahin nicht gekannt hatten" (V, 58).

Wer waren die Phönizier?

Diese Frage ist erst in jüngster Zeit beantwortet worden. Um 1200 v. Chr. besetzten die Nordmeervölker die Westküste Syriens und Palästinas. Sie fanden ein Gebiet vor, das durch die schweren Naturkatastrophen, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v.Chr. gerade auch diese Gegenden verwüstet hatten, völlig zerstört und entvölkert war und errichteten Königreiche, im Libanon das der Sakar, an der Küste Palästinas das der Phrs, der Philister. Von diesen Königreichen berichtet der Papyrus Wen Amun aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts v. Chr. und die verschiedenen Schriften des Alten Testaments. Etwa im 11. oder 10. Jahrhundert v.Chr. wanderte aus dem Binnenland ein Volk ein, das sich selbst „Kanaaniter" nannte. Diese Kanaaniter vermischten sich mit den Nordmeervölkern, also den Sakar im Libanongebiet, daraus entstanden die Phönizier (siehe oben S. 46).

Nun ist es wahrscheinlich, daß die Kanaanäer, die bis dahin keine Schrift besaßen, von den „Seevölkern", unseren „Nordmeervölkern", nicht nur den Schiffbau und die Hochseeschifffahrt erlernt haben, sondern vielleicht auch die Runenschrift, und daß die auffallenden Ähnlichkeiten zwischen der „phönizischen" und den griechischen, itali-

schen Schriften und nordischen Runen-Zeichen vielleicht so zu erklären sei.

Haben denn die „Seevölker“, in diesem Fall die Sakar des Libanongebietes, eine Schrift gehabt?

Im Wen-Amun-Papyrus, der nur die Sakar, Sakarfürsten und Sakarschiffe im Libanon kennt und noch nichts von Kanaanäern oder Phöniziern in diesem Land weiß, wird berichtet, daß der König der Sakar die „Tagebücher“ seines Großvaters und seines Vaters holen läßt, in denen genau verzeichnet ist, wieviel Zedernholz diese nach Ägypten verkauft haben. Mit anderen Worten: Im 12. Jahrhundert v. Chr. konnte der Großvater des Sakarfürsten schreiben und genau buchführen. Wir wissen allerdings nicht, welcher Schrift er sich dabei bediente. Die hethitische Schrift war wie die mykenische Linear-B-Schrift mit den Naturkatastrophen des 13. Jahrhunderts v. Chr. verschwunden. Die ägyptische Hieroglyphenschrift wird er kaum erlernt haben. Die Sakar und die Philister, die seit etwa 1200 v. Chr. an jenen Küsten sesshaft geworden waren, gehörten nicht zu den Nordmeerkriegern, die in ägyptische Gefangenschaft gefallen und in die Arbeitslager gebracht worden waren. Die Keilschrift, die im 13. Jahrhundert v.Chr. in Ugarit und in Assyrien in Gebrauch war, wird der Großvater des Sakarfürsten kaum erlernt haben. Einerseits weil Ugarit in den Katastrophen des 13. Jahrhunderts v. Chr. völlig zerstört wurde, andererseits weil die Nordmeervölker Assyrien nicht betreten haben. Die Frage muß also offenbleiben, welcher Schrift sich ein Sakarfürst im 12. Jahrhundert v. Chr. bedient hat. Aber es besteht die Möglichkeit, daß er sich jener Runenzeichen bedient hat, aus denen dann etwa im 10. Jahrhundert v.Chr. die „phönizische Schrift“ entstanden ist. Es ist demnach nicht völlig unmöglich, daß die Könige von Atlantis „das Urteil auf einer goldenen Tafel aufschreiben“ konnten.

Die Meinung Herodots, daß die Phönizier die Schrift erfunden und nach Griechenland gebracht hätten, ist schon im Altertum bestritten worden. Diodor, der sein Wissen aus sehr alten Quellen schöpft, sagt, daß die Buchstabenschrift von dem thrakischen Sänger Linos und seinem Schüler Orpheus aus dem Norden nach Griechenland gebracht und dort der griechischen Sprache angepaßt worden sei, sie hieß „phönikische“ wegen der Sage von Kadmos, der sie von Phönikien nach Griechenland gebracht habe, aber nach alter kretischer Überlieferung hätten sie (die Phönizier) die Buchstabenschrift gar nicht erfunden, sondern nur deren Gestalt verändert (Diodor, III, 67, und V, 74). Der Wahrheit wird wohl auch Tacitus nahe kommen, der die Erfindung der Buchstabenschrift durch die Phönizier ebenfalls bestreitet und sagt: „Die Phönizier haben den Ruhm erlangt, diese Schrift erfunden zu haben, welche sie nur empfangen haben“ (Annalen, XI, 14).

Behn hat darauf hingewiesen, daß „der bedeutsamste Fund von Schriftdenkmälern der ausgehenden Eiszeitkultur aus der Bachgrotte von Mas d'Azil in Frankreich stammt. Es sind mehrere hundert Kieselsteine, die in roter Farbe aufgemalte Zeichen tragen. Hier ist das Naturbild schon nicht mehr erkennbar (wenn es überhaupt ein solches gegeben hat), es sind rein konventionelle Zeichen, ... die eine verblüffende Ähnlichkeit mit späteren griechischen und lateinischen Buchstaben zeigen. Man hat denn auch unbeschwert eine fortlaufende Entwicklungslinie von der Eiszeit bis in frühgeschichtliche Zeiten hinauf konstruiert und die Kiesel von Azil als die ältesten bekannten Ahnen unserer Schrift gefeiert. Das auffallend massenhafte Vorkommen dieser Kiesel verleitete zu der kühnen Vermutung, daß die Grotte eine Schultube gewesen sei, in der den Kindern der Eiszeitjäger das Lesen und Schreiben beigebracht wurde“ (1948,172).

„In der Kulturstufe der jüngeren Steinzeit finden sich an den Wänden megalithischer Bauten mehrfach ganz ähnliche Zeichen, die mit den diluvialen so starke Ähnlichkeit haben, daß sie ohne Bedenken aus ihnen abgeleitet werden können und müssen. Die meisten stammen aus der Bretagne, einzelne aus anderen Teilen Frankreichs und Westdeutschlands" (Behn, 1948, 173). Auch in Megalithgräbern Portugals wurden „Beigaben von kleineren Steinen, die mehrzellige Inschriften tragen", gefunden (Kossinna, 1933, 17), die mit den germanischen Runen „die schlagendsten Übereinstimmungen" zeigen (ebenda). Auch auf den Kanarischen Inseln, auf denen „wir gewissermaßen den stehengebliebenen Rest der westeuropäischen-nordischen Megalithkultur vor uns haben" (Huth, 1939, 133), wurden Inschriften gefunden, die nach D. Wölfel vier verschiedene Schrifttypen und „megalitisches Erbe" zeigen. Wölfel spricht von „der Verwandtschaft des altlibyschen Alphabets (wie er die kanarischen Schriftzeichen nennt) mit dem iberischen und dem Sinai-Alphabet, vielleicht auch mit den Runen (1941/1942,131).

Wir werden weiter unten erfahren, daß die Völker, die die Inseln und Küsten der Nord- und Ostsee bewohnten, schon in der jüngeren Steinzeit über außerordentliche astronomische und mathematische Kenntnisse verfügten, wie in jüngster Zeit durch zahlreiche Untersuchungen nachgewiesen wurde. Prof. R. Müller schreibt: „Die Gelehrten (der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit) gaben damals — und das gilt natürlich nicht nur für Stonehenge — ihr Wissen von einer Geschlechterfolge zur anderen weiter. Wie sie dabei ihre „Beobachtungsbücher" führten, wissen wir nicht. Doch eins scheint mir sicher, daß man bei den sich über Jahre und Jahrzehnte erstreckenden Himmelsbeobachtungen Gedächtnisstützen benötigte und auch nicht nur durch mündliche Unterweisung die Erscheinungen, die der

Himmel über ihnen entfaltete, der heranwachsenden Generation weitergeben konnte. Wenn es Kerbmale auf Holz oder Knochen waren, sind alle Spuren in den vergangenen Jahrtausenden verwittert und verweht" (1970, 70). R. Müller spricht von „mancherlei in Stein geschriebener Zeichen, die wir leider nur ahnend lesen können", die sich in Siedlungen der Steinzeit fanden (1970, 70).

Drittes Kapitel

KULT UND GLAUBE AUF ATLANTIS

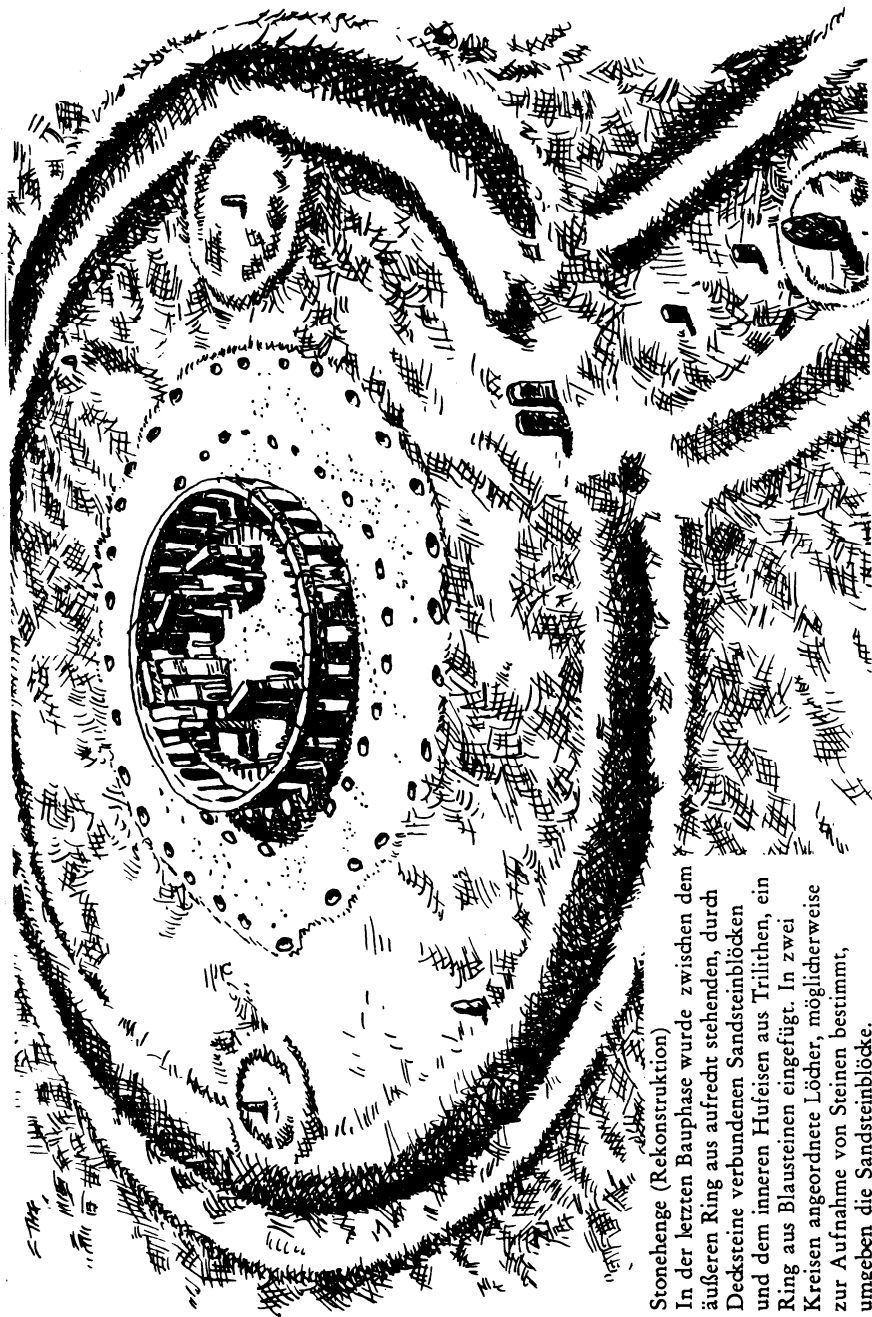
Eine Trojaburg auf Atlantis

Zu dem megalithischen Erbe gehören die oft riesigen Steinkreise, die man an den Küsten und auf den Inseln in Nord- und Westeuropa, auf den kanarischen Inseln und in Nordafrika gefunden hat. Diese Steinkreise, die manchmal in mehreren konzentrischen Ringen, manchmal in spiralförmiger Anordnung errichtet wurden, werden „Trojaburgen“ oder „Walburgen“ genannt und stellen nach übereinstimmender Ansicht der Archäologen sehr alte Sonnenheiligtümer dar. Häufig ist bei diesen Trojaburgen die Sage überliefert, daß in ihnen eine Jungfrau gefangengehalten werde. Diesen Sagen liegt ein alter Sonnenmythus zugrunde. Die gefangene Jungfrau stellt, so meint man, die Sonne dar. Die konzentrischen, in jüngerer Zeit spiralförmigen Kreise sollen den Weg darstellen, den die Sonne zurücklegt. Die Sonne ist in Gestalt einer Jungfrau in diesen Kreisen oder Spiralen gefangen und wird so gezwungen, ihren segensreichen Lauf einzuhalten. Der Name „Trojaburg“ (engl. Troytown, schwed. Trojeborg und Trelleborg) wird zurückgeführt auf das Verbum draja (altdeutsch), thraian (got.), troian (kelt.), throwen (mittelenglisch), drehen oder sich wenden, eine Bezeichnung, die die vielfachen Drehungen oder Windungen dieser Kreise oder Spiralen wiedergeben soll.

Im ganzen Verbreitungsgebiet der Trojaburgen sind in Zusammenhang mit diesen alten Anlagen Erinnerungen an kultische Tänze oder Reigen erhalten, die wohl die Darstellung des Sonnenlaufes wiedergeben oder vielleicht sogar beeinflussen sollten. So ist der Trojatanz bei schwedischen, dänischen, norddeutschen, englischen Trojaburgen in Sage oder Brauchtum überliefert, hierher gehören auch der Trojatanz der Römer und der Labyrinthtanz auf Kreta und auf Delos.

Eine der bekanntesten Anlagen dieser Art ist diejenige von Stonehenge in Südengland. Diese großartige Anlage ist, wie die archäologischen Untersuchungen gezeigt haben, in drei verschiedenen Bauphasen errichtet worden. In der ersten Bauphase wurde nur ein ringförmiges Bollwerk errichtet. In der zweiten Bauphase wurden zwei konzentrische Kreise aus Blausteinen mit Oberschwellen angelegt. Diese Bauphase wurde, wie Scherbenfunde beweisen, durch Angehörige „der nordisch bestimmten Becherkultur“ erbaut. Rudolf Ströbel hat in seiner Arbeit „England und der Kontinent in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ zahlreiche Beweise dafür vorgelegt, daß in dieser Zeit der zweiten Bauphase „Landnehmer von Jütland“ große Teile Englands besetzten. Die Streitaxtformen, die lanzettförmigen Feuersteindolche, die Keramikformen, die Art der Bestattung der Toten und die oft reichen Bernsteinbeigaben jener Zeit stammen aus Jütland. „Germanische Bronzen, besonders Schwerter, erfreuten sich in England großer Beliebtheit. Manches spricht dafür, daß schon damals ‚Wikinger‘ nach England zogen“ (1940, 167 f.). Ströbel weist engste Verbindungen zwischen dem nordischen Megalithgebiet und den dortigen Steinkreisen und den Megalithbauten und Steinkreisen Englands, darunter auch mit der Anlage von Stonehenge, nach.

Auch die dritte Bauphase von Stonehenge verdankt den



Stonehenge (Rekonstruktion)

In der letzten Bauphase wurde zwischen dem äußeren Ring aus aufrecht stehenden, durch Decksteine verbundenen Sandsteinblöcken und dem inneren Hufeisen aus Trilithe, ein Ring aus Blausteinen eingefügt. In zwei Kreisen angeordnete Löcher, möglicherweise zur Aufnahme von Steinen bestimmt, umgeben die Sandsteinblöcke.

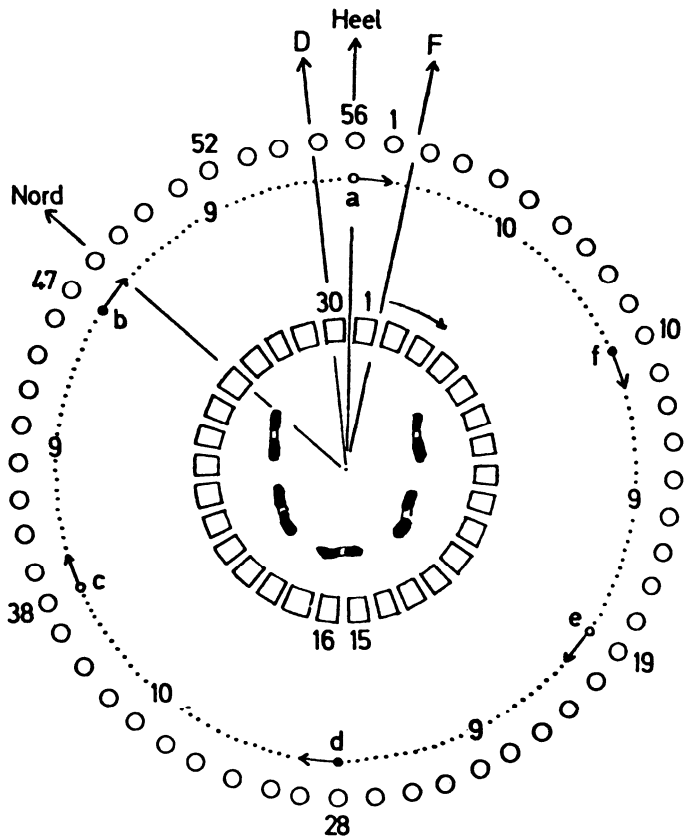
„Landnehmern aus Jütland“ oder ihren Nachfahren ihre Entstehung.

In dieser Bauphase, die man etwa um 1500 v. Chr. datiert, ließen die, wie die Funde zeigen, „reichen und mächtigen Herren aus dem jütländischen Bechervolk“ Stonehenge II völlig umbauen. Zuerst wurden die blauen Steine von Stonehenge II entfernt und dann vom Mittelpunkt der heutigen Anlage, in dem ein Grab gefunden wurde, ein Kreis von 29,5 m abgemessen und auf ihm dreißig Steinpfeiler errichtet, deren einzelne Einsatzlöcher gerade so tief waren, daß die Oberenden der verschieden langen Steinsäulen auf gleiche Höhe zu stehen kamen. Um die Einsatzlöcher wurden zahlreiche kleinere Steine eingestampft, die den Steinsäulen festen Stand geben sollten. „Währenddessen meißelten andere Steinmetze die leicht gekrümmte Form der Überlegsteine. Jeder war dreieinviertel Meter lang, ein Meter breit und 75 Zentimeter dick und hatte Zapfen und Nut, damit er mit seinem Nachbarstein eng verklammert werden konnte“ (Maisel, 1961, 65 ff.). Diese Überlegsteine wurden dann auf die Steinsäulen aufgelegt, so daß sie oben auf dem Säulenkreis einen geschlossenen Ring bildeten. Dann wurden die blauen Steine in der Anordnung aufgerichtet, in der sie sich heute befinden: in Ringform innerhalb der Steinkolonade und in Hufeisenform innerhalb einer hufeisenförmigen Gruppe von fünf Trilithen aus Sandstein. Innerhalb der beiden hufeisenförmigen Anlagen wurde ein fünf Meter langer Altarstein errichtet. Im 15. Jahrhundert v. Chr., so nimmt man an, war dann diese letzte Bauphase fertig. Die fünf Trilithen, die in Hufeisenform um den Altarstein stehen, zeigen das „Zwillingssymbol“, das ebenso auf skandinavischen Felsbildern erscheint, wie es auch in Griechenland als Symbol des Zwillingspaars der Dioskuren üblich war. Sehr wahr-

scheinlich sollten diese fünf „Zwillingssymbole“ fünf Zwillingspaare symbolisieren.

Außerhalb eines äußeren kreisrunden Erdwalles steht der sogenannte „Heiston“, von dem eine breite Straße auf den Mittelpunkt der ganzen Anlage führt. Über dem „Heiston“ ging, wie astronomische Berechnungen ergeben haben, vom „Altarstein“ aus gesehen, die Sonne am längsten Tag des Jahres (etwa um 1800 v. Chr.) auf. Damals muß also schon die Bauphase II von den „Landnehmern aus Jütland“ errichtet worden sein. Die Bauphase I war nur ein „Viehpfers“, den die einheimischen „Dorchesterleute“ angelegt hatten. Sie hatten noch keinen Sonnenkult und verstanden auch nicht, so riesige Steine — Durchschnittsgewicht der dreißig Pfeiler des inneren Steinkranzes 26 600 kg — zu transportieren, zu glätten und zuzurichten.

Nun hat Professor Gerald S. Hawkins mit Hilfe der Datenverarbeitungsmaschine im astro-physikalischen Observatorium der amerikanischen Harvard-Universität an Megalithkreisen Englands, vor allem an Stonehenge, nachgewiesen, daß die Megalithiker in Stonehenge ein „steinernes Rechenzentrum“ erbaut hatten, das es ihnen ermöglichte, Sonnen- und Mondfinsternisse und andere astronomische Daten präzise vorauszusagen. Unter den zweiunddreißig wichtigen astronomischen Visierlinien waren auch solche, die das „Metonische Jahr“, einen Zeitraum von neunzehn Jahren, also den Zeitraum, in dem der Vollmond wieder auf dasselbe Datum fällt, anzeigten. Da aber dieser Zyklus nur zweimal hintereinander neunzehn Jahre, jedes dritte Mal jedoch nur achtzehn Jahre beträgt, muß man für drei Zyklen des Metonischen Jahres 56 Jahre errechnen. Auch dieser Zeitraum war, nach Prof. Hawkins, in Stonehenge durch 56 Löcher, die man bei den Ausgrabungen fand und in denen ehemals Pfähle oder Steinsäulen steckten, angezeigt. Durch sie sollten wohl diese 56 Jahre der drei



Metonischen Jahreszyklen errechnet werden. Die Griechen nannten das „Metonische Jahr“ ein „etos holon“, den Zeitraum von 56 Jahren nennt man „eine Sarosperiode“. Hawkins hat durch seine Computer errechnet, daß die Wahrscheinlichkeit einer bloß zufälligen Übereinstimmung der

Linien von Stonehenge mit diesen wichtigsten astronomischen Punkten nicht größer sei als 1 zu 10 Millionen. Prähistoriker und Astronomen haben Hawkins' Forschungen überprüft und ebenfalls durch Computer nachrechnen lassen und haben diese Ergebnisse bestätigt und zum Teil noch erheblich ergänzt. So scheint Stonehenge „ein megalithischer Computer“ gewesen zu sein, ein „steinernes Rechenzentrum“, mit dem man viele wichtige astronomische Daten errechnen und voraussagen konnte.

Das Hyperboreer-Land

Englische Forscher meinen, daß Stonehenge jenes Heiligtum der Hyperboreer gewesen sei, von dem Hekataüs (6. Jh. v. Chr.) folgendes berichtet:

„Jenseits des Keltenlandes liegt eine Insel im Ozean, die nicht kleiner als Sizilien ist. Dieselbe erstreckt sich gegen Norden hin und wird von den Hyperboreern bewohnt, die so genannt werden, weil sie noch jenseits der Gegend wohnen, von wo der Boreas (Nordwind) weht. Die Insel hat sehr guten Boden und ist sehr fruchtbar. Das Klima ist dort so günstig, daß jährlich zweimal Ernten stattfinden können. Auf dieser Insel soll Leto geboren sein, weshalb denn auch Apollon, der Sohn der Leto, von allen anderen Göttern dort am meisten verehrt wird. Die Einwohner sind gleichsam als Priester des Apollon zu betrachten, weil dieser Gott jahraus, jahrein, Tag für Tag, von ihnen mit Lobgesang gepriesen und ausnehmend verehrt wird. Auch ein herrlicher Hain des Apollon ist dort auf jener Insel und ein berühmtes Heiligtum, das mit vielen Weihgeschenken geschmückt und ‚im Schema der Sphären‘ (sphaeroeide to schemati) erbaut war. Auch eine Stadt, die diesem Gott geweiht ist, gibt es daselbst und die Mehrzahl ihrer Bewoh-

ner sind Zitherspieler und sitzen immer im Heiligtum mit Saitenspiel und Gesang, den Gott lobpreisend und seine Taten verherrlichend. Diese Hyperboreer sollen eine besondere Sprache haben und den Hellenen sehr freundlich gesinnt sein, insbesondere aber den Athenern und den Deliern, und dieses Wohlwollen soll schon aus älterer Zeit stammen. Auch seien einige Hellenen in das Land gekommen und hätten daselbst kostbare Weihgeschenke zurückgelassen mit hellenischen Aufschriften. Desgleichen sei auch vor alter Zeit ein Hyperboreer mit Namen Abaris nach Hellas gekommen und habe die Freundschaft und Verwandtschaft mit den Deliern erneuert. Von jener Insel aus soll der Mond in geringem Abstand von der Erde erscheinen und ganz deutlich sichtbare Erhebungen wie die Erde zeigen. Immer nach neunzehn Jahren soll der Gott die Insel besuchen, in welchem Zeitraum die Gestirne immer wieder in dieselbe Stellung zurückkehren, weshalb denn auch bei den Hellenen ein neunzehnjähriger Zeitraum ‚das Jahr des Meton‘ genannt wird“ (Hekataüs, zitiert bei Diodor, II, 47).

Der Ausdruck „sphairoeide to schemati“ = „im Schema der Sphären“ ist oft falsch mit „kugelrund“ übersetzt worden. Das aber ist nicht gemeint. Dieser Ausdruck erklärt sich aus frühen astronomischen Vorstellungen.

Nach sehr frühen, primitiven astronomischen Vorstellungen ist der Himmel eine Schale, an der die Gestirne befestigt sind und die sich täglich einmal um die Erde dreht. Bei fortschreitender Himmelsbeobachtung erkannte man immer mehr und mehr die *Eigenbewegung der Planeten*. Das verlangte gebieterisch nach einer Erklärung. Man versuchte sie in der Art zu geben, daß man den Raum zwischen Himmel und Erde aus mehreren Schalen oder *Sphären* bestehend dachte, deren jede ihre eigentümliche Bewegung habe. Außer den Schalen oder Sphären, an denen die Sonne

und der Mond befestigt seien, nahm man solche für die verschiedenen Planeten und für die Fixsterne an. Da der Augenschein lehrte, daß die Gestirne an jedem Tag wiederkehren, nahm man an, daß auch *unter* der Erdscheibe die Schalen oder Sphären sich fortsetzten. Die Schalen oder Sphären stellte man schematisch als Kreise in verschiedener Größe dar. „Im Schema der Sphären“ heißt also nicht, daß der Tempel der Hyperboreer „kugelrund“ war, sondern daß um ihn herum in verschieden großen Kreisen das Schema der Sphären nachgebildet war.

Es ist also eine Anlage gemeint, die wir oben (S. 123) als „Trojaburg“ oder „Walburg“ bezeichnet haben. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß auch in der Edda das Hauptheiligtum von „Asgard, Troja genannt wurde“ („Asgardr, that kollum ver Troja“, Gylf. 8, O. S. Reuter, 1921, 20). Das Heiligtum auf der Basileia und Asgard waren also als „Troja“ oder „Trojaburg“ erbaut. Das hier geschilderte Heiligtum kann nicht, wie häufig geschehen, mit demjenigen von Stonehenge gleichgesetzt werden. Es wird ja ausdrücklich berichtet, daß es im Hyperboreerland stand, daß dort die Hyperboreer wohnen und daß der Hyperboreer Abaris von dort nach Hellas gekommen sei.

Das Hyperboreerland ist nicht mit England identisch, sondern mit der kimbrischen Halbinsel oder, wie man sie heute nennt, mit Jütland. Schon die frühesten Nachrichten, die wir vom Hyperboreerland haben, verbinden es immer mit dem Bernsteinfluß Eridanos, mit der „heiligen Insel Elektris“, mit Apollon und dem Phaethon, der im Hyperboreerland in die Mündung des Eridanos gestürzt sei. Auch wird schon früh überliefert, daß sich an der Küste des Hyperboreerlandes ein Schlammeer ausbreite. Die „heilige Insel Elektris“, die andere griechische Autoren auch „Helixioia“ nennen, lag in der Mündung des Eridanos. Plinius sagt aus-

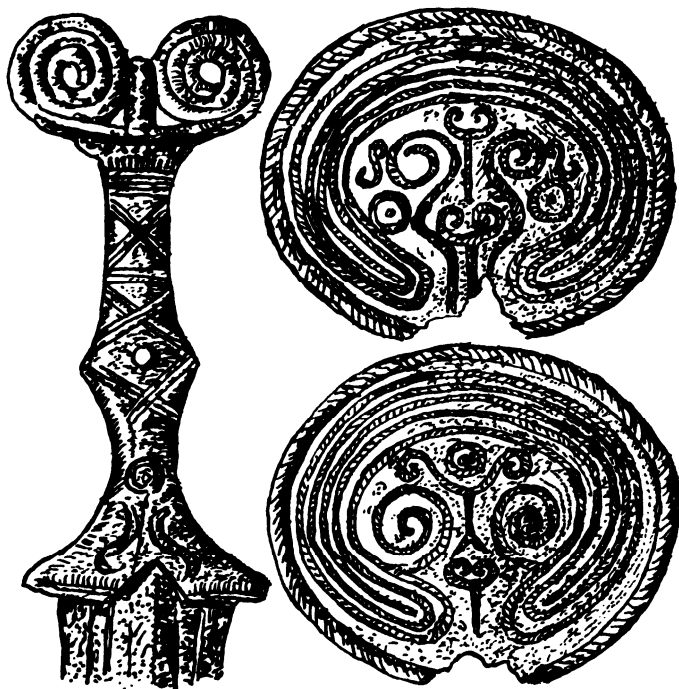
drücklich: „Der neunte Kreis (circulus) geht durch Britannien und das Land der Hyperboreer, dort dauert der längste Tag siebzehn Stunden" (Nat.hist. VI, 219). Plinius unterscheidet also ausdrücklich Britannien und das Hyperboreerland. Das tut auch Mela Pomponius.

Da es bei Stonehenge keinen Bernsteinfluß und kein Bernsteinvorkommen gibt, dieses Heiligtum auch nicht in der Mündung eines Flusses liegt und der längste Tag dort auf dem 51. Grad nördlicher Breite nicht 17, sondern 16 Stunden dauert, kann man Stonehenge nicht mit jenem von Hekataüs beschriebenen Heiligtum der Hyperboreer gleichsetzen.

Die große Ähnlichkeit zwischen der Schilderung des Hekataüs von jenem Heiligtum mit demjenigen, das im Atlantisbericht beschrieben wird, ist schon Knötel aufgefallen (1893, 406). Daß Stonehenge mit jenem Heiligtum im Hyperboreerland viele Ähnlichkeiten aufweist, ist leicht zu erklären. Stonehenge wurde ja in der 2. und 3. Bauphase von „Landnehmern aus Jütland" errichtet, sie werden Stonehenge heimischen Vorbildern nachgebaut haben. Daß es solche Vorbilder im nordischen Kulturkreis wirklich gegeben hat, beweisen die vielen Steinkreise und Trojaburgen, die man hier gefunden hat. Auch gibt es viele Darstellungen auf Kultsteinen, Bronzen, die z. T. aus der jüngeren Steinzeit oder aus der älteren Bronzezeit Nordeuropas stammen, die „nicht nur verblüffende Ähnlichkeit mit solchen Anlagen haben, sondern ihnen völlig gleich sind" (Schwantes, 1939, 549). „Auch auf den skandinavischen Felszeichnungen gibt es vereinzelt Darstellungen, die so aussehen, als ob Grundrisse von derartigen Heiligtümern und kultischen Tanzplätzen gemeint seien" (Schwantes, 1939, 547).

In diesem Zusammenhang sei vor allem auf zwei Darstellungen auf einer Fibelplatte aus dem bronzezeitlichen

Hortfund von Vegstorp (Bohuslän) hingewiesen. Auf ihnen wird die Welt- oder Himmelssäule inmitten einer Trojaburg, die durch 5 konzentrische Kreise dargestellt ist, abgebildet.



Vollgriffschwert und Fibelplatten aus Hortfunden von Bildschön (Kr. Thorn) und Vegstorp (Bohuslän)

Daß es auch sehr große Anlagen dieser Art im nordischen Kulturkreis gegeben hat, ist erst vor kurzer Zeit auf der Insel Seeland nachgewiesen worden.

Luftbildaufnahmen, die 1967 bei Birkendegaard, etwa

8 km östlich von Kaiundborg, gemacht wurden, zeigten Spuren von drei großen ehemaligen Steinkreisen. Die Steinsäulen, die dort einst standen, sind nicht mehr vorhanden. Aber man konnte auf dem Luftbild deutlich erkennen, daß auf jenem Feld drei konzentrische Kreise, in deren Mittelpunkt ein Steinkistengrab liegt, einst errichtet worden waren. Diese Steinsäulen waren, wie in Stonehenge, in großen Einsatzlöchern, die einen Durchmesser von etwa 1,4 m hatten, eingelassen. Wie in Stonehenge wurden um die Einsatzlöcher zahlreiche kleinere Steine eingestampft, um den Steinsäulen festen Stand zu geben. Im Luftbild konnte man die dunklen Flecken der Einsatzlöcher und die hellen Flecken der Steinpackungen deutlich erkennen. Die hellen und die dunklen Flecken waren nur unmittelbar *nach* einem starken Regenguß im Luftbild zu erkennen. Die Erde trocknete über den Steinpackungen, die noch erhalten sind, schneller auf als über den Einsatzlöchern. Dadurch entstanden hellere Flecken über den Steinpackungen und dunklere über den ehemaligen Einsatzlöchern der Steinsäulen. Der äußerste der drei konzentrischen Kreise, auf denen einst die Steinsäulen standen, hatte einen Durchmesser von 320 m, er war also um ein Vielfaches größer als der äußerste Steinkreis von Stonehenge, der einen Durchmesser von 30 m hat. Der äußerste Steinkreis von Birkendegaard kommt damit an Größe dem Steinkreis von Avebury (Südengland) nahe, der einen Durchmesser von 400 m hat. Thorkild Ramskou, der Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen, der Probegrabungen bei Birkendegaard durchgeführt hat, stellt fest: „Es ist also gar kein Zweifel, daß sie (die Steinkreisanlage von Birkendegaard) in dieselbe Gruppe gehört wie Stonehenge und Avebury“ (1970, 59, 66). Da man bei den Probegrabungen in einer Steinpackung eine Flintschneide fand, meint Ramskou, „daß an dieser Stelle die Spur von steinzeitlichen Bauten ist“. „Die markante Lage des Grab-

hügels (im Mittelpunkt der drei Steinkreise) mit weiter Aussicht nach allen Weltenden hat inspirierend gewirkt auf die bronzezeitlichen Sonnenanbeter, so daß es sie reizte, an dieser Stelle einen Sonnentempel zu errichten" (Th. Ramskou).

Ob diese Steinkreise, die nur teilweise sichtbar werden, wie in Stonehenge „kalendermäßige Bedeutung gehabt haben“, kann nach den Probegrabungen noch nicht gesagt werden. „Es bleibt genug zu tun“, endet Th. Ramskou seinen Bericht.

Wenn wir die Forschungen an den Steinkreisen oder Trojaburgen in Nordeuropa und im weiten Verbreitungsgebiet der Megalithkultur berücksichtigen, dann werden wir verstehen, daß im Atlantisbericht auf der „heiligen Insel“, auf der Oreichalkos-Bernstein „an vielen Stellen aus dem Boden gegraben wurde“, eine Trojaburg, ein „Sonnentempel“ wie in Birkendegaard oder Stonehenge beschrieben wird, stand.

Dort wird berichtet, daß um den „allseits niedrigen Hügel“, der in der Mitte der heiligen Insel lag und auf dem das oberste Heiligtum mit der Säule des Atlas im Mittelpunkt stand, fünf konzentrische Kreise „wie mit dem Zirkel abgemessen“ gezogen waren. Von diesen Kreisen bestanden zwei aus Erde und drei aus Wasser. Poseidon, Vater des ersten Königs Atlas, habe sie „zu Anfang, als es noch keine Schiffe gab“, angelegt. Der Hügel sei ursprünglich „unzugänglich für Menschen“ gewesen (Krit. 113 d). „Es hatte aber der größte von den Ringen, in welchen das Meereswasser hineingeleitet worden war, eine Breite von drei Stadien (550 m), und ihm war der nächstfolgende Erdring gleich. Von dem zweiten Ringpaar hat der nasse Ring eine Breite von zwei Stadien (366 m), der trockene war mit dem vorhergehenden Wasserring gleich. *Eines* Stadiums Breite (183 m) hatte der Wasserring, der die in der Mitte liegende

Insel unmittelbar umgab. Die Insel aber, auf welcher die Königsburg lag, hatte einen Durchmesser von fünf Stadien (915 m). Diese nun umgaben sie ringsherum mit einer steinernen Mauer, ebenso auch die Erdringe" (Krit. 115e bis 116a).

W. Pastor hat schon 1906 festgestellt: „Plato beschreibt als höchstes Heiligtum der Atlanter eine regelrechte von gefügten Ringen umgebene Walburg". Auch weist er nach, daß diese Walburgen oder Trojaburgen sehr alte Sonnenheiligtümer gewesen seien. Pastor führt weiter aus, daß die verschiedenen großen konzentrischen Kreise den Lauf der Sonne versinnbildlichen sollen und meint, daß diese Troja- oder Walburgen „nur im Norden entstanden sein können", weil nur hier die Sonne im Laufe eines Jahres sehr verschieden große Kreise am Himmel zieht.

In der Zeitschrift für europäische Vorgeschichte „Vorland" erschien 1973 eine Untersuchung über die Trojaburgen. Der Verfasser kommt zu dem Schluß: „Damit wäre bestätigt, was Krause als den einzig möglichen Schluß angesehen hatte, daß nämlich dieses seltsame Geschlinge im Norden entstanden sei" (1973, 215).

Von dieser Walburg oder Trojaburg auf der Königsinsel wird auch berichtet, was von vielen anderen Trojaburgen überliefert wird, daß innerhalb dieser Kreise eine Jungfrau gefangengehalten wird. Im Atlantisbericht wird diese Jungfrau Kleito genannt, das ist wahrscheinlich die Leto, von der Hekataüs erzählt (oben S. 129). Von Kleito und Leto wird übereinstimmend berichtet, daß sie auf dieser heiligen Insel geboren seien. „Lautgeschichtlich als auch bedeutungsmäßig hängt dieser Name zusammen", wie der Germanist H. Gehrts ausführt (Brief vom 23. 1. 1967), „mit einer Reihe von Namen, die ausgerechnet in den altertümlichen und helgoländischer Zugehörigkeit ohnehin verdächtigen Helgi-Liedern vorkommen: Hlétbjorg-Kleitoburg, Ruhm-

burg. In der kürzeren Seherinnenrede kommt sogar eine Göttin Hlédís vor, und das wäre unmittelbar die Ruhm-Dis, die Ruhm-Nymphe, die Nymphe Kleito".

Es kann wohl kaum zweifelhaft sein, daß die Trojaburg, die im Atlantisbericht geschildert wird und die auf der „heiligen Insel" Basileia lag, mit der Trojaburg (sphairoeide to schemati) im Hyperboreerland identisch ist, wo ja ebenfalls Bernstein gefunden wurde. Wenn Hekataüs berichtet, daß dieses Heiligtum „im Schema der Sphären" angelegt war, dann erinnert das an die antike Überlieferung, daß Atlas, der erste König dieser Insel, ein großer Astronom und Mathematiker gewesen sei und zuerst die Lehre von den Sphären (tòn sphairikòn lógon) aufgebracht habe. Der große Astronom, der als erster die Lehre von den Sphären, Sonnenkreisen, aufgebracht hat, mußte natürlich auf seiner heiligen Insel auch ein Heiligtum „im Schema der Sphären" haben.

Die Welt- oder Himmelssäule

In der Mitte der Trojaburganlagen stand eine Säule, die die Himmelssäule, Himmelsstütze, Weltsäule darstellte. Es ist wahrscheinlich, daß der in der Mitte eines Zeltes oder Hauses stehende Baumstamm, der das Zelt- oder Hausdach trug, als Vorbild für die Himmelsstütze gedient hat. Man meinte in weit zurückliegenden Zeiten, daß die Himmelsstütze das Himmelsdach so stützt oder trägt, wie der Baumstamm in der Mitte des Hauses oder Zeltes das Dach stützt oder trägt. In der nordischen Literatur wird dieser Firstbalken oder Stützbalken „áss", Mehrzahl „áesir" genannt, wovon die Bezeichnung „die Asen" hergeleitet wird (Hauer, 1940, 175). Hauer sagt von der Bezeichnung der Götter als „Asen": „Merkwürdigerweise bedeutet das Wort auch ‚Balken, Querbalken, Firstbalken, Stützbalken'" (1940,

175). „In jedem Werk der germanischen Mythologie steht von den Göttern zu lesen: „Sie nannten sich Asen, das heißt ‚Säulen der Welt‘“ (Hohenöcker, 1973). Dieses Gebilde mit ausladenden Armen und runden oder aufgerollten Enden nennt man auch Volute. Professor Willy Wirth hat zu diesem Thema eine lehrreiche Arbeit veröffentlicht: „Die Volute, Symbol einer kultischen Weltordnung“ (1966, 427 bis 451). Er bezeichnet die Volute als „Gottesideogramm eines heiligen Weltordnungsprinzips“ und weist das hohe Alter aber auch seine spätere Verwendung in der christlichen Symbolik nach. W. Wirth schreibt: „In zahlreichen und weit voneinander entfernt liegenden Kulturbereichen treffen wir das Volutensymbol an. Der stets gleichartige formale Bestand und der sozusagen immer nachweisbare kultische Bezug sowie die räumliche und zeitliche Verbreitung, die sich in Ausläufern über alle Erdteile hin erstreckt, bezeugen, daß wir eines der ältesten Symbole einer frühen religiösen Weltvorstellung im Sinne einer ersten großen Weltordnungsidee vor uns haben“ (1966, 427).

Da häufig überliefert wird, daß Atlas, der Gott der Weltssäule, mit zwei erhobenen Armen den Himmel stützt, sind die beiden weit nach den Seiten ausladende Voluten in diesem Sinne zu deuten. Die Keilspitze in der Mitte der beiden Arme ist der „Ort des Aufliegens des Himmels“, den die Assyrer „im Bernsteinland Kaptara am oberen Meer, wo der Polarstern im Zenit steht“ (R. Eisler, 1928, 28; K. Andrée 1951, 84), lokalisierten. Der Polarstern hatte bei den Germanen den Namen „Nagelstern“, weil man glaubte, er sei der Nagel, mit dem das Himmelsgewölbe auf dem Ort des Aufliegens des Himmels befestigt sei. Bei den Lichtzeichen, die in Form von Strahlen oder einem Stern oder der Sonne stets über der Keilspitze erscheinen, handelt es sich um Symbole für das Himmelsgewölbe, der Polarstern als

Symbol für den Nachthimmel, die Sonne für den Taghimmel.

Vergil (Aeneis VI, 797) bezeichnet den Norden so: „Dort, wo der Träger des Himmels, Atlas, wendet die Achse, geheftet an leuchtende Sterne". Sophokles hingegen nennt die Spitze der Himmelssäule „Ruhplatz der Sonne" (W. Wirth, 438), weil dort die Sonne zur Nachtzeit weilt. Die Römer nannten diese Säulen auch „metae". So hießen auch die Spitzsäulen im römischen Zirkus, um die die Wettfahrenden herumfahren mußten. Da durch die „metae" zugleich auch die zurückzulegende Distanz gemessen wurde, dienten sie auch als Maßsäulen, von lat. „metiri", griech. „metrein" = messen. Die „metae" waren also beides: Umlaufsäulen und Maßsäulen. Die Bezeichnung „metae" für die Himmelssäule(n) zeigt, daß sie auch zum Messen des Gestirnumlaufes dienten. In der Völuspa (7, 2) wird die „Himmelssäule" oder der Weltbaum „miotvidr" = „Maßbaum" genannt, das ist dieselbe Bezeichnung wie das lat. „metae". Hauer sagt daher: „Mit dem Stützbalken verband sich die Idee des strengen Maßes und damit der Ordnung" ... „Zum Symbol der Weltsäule kommt also der Glaube an den festen Bestand des Weltalls zum Ausdruck, in dem Maß und strenge Ordnung herrschen und das treu von einem ewigen Stützbalken gestützt wird" (1940, 345).

Die Welt- oder Himmelssäulen standen in der Mitte des Heiligtums, nicht selten auf einem „Dreistufenberg" oder auf einem Altarstein, der ebenfalls in der Mitte des Heiligtums lag.

Um zu verhindern, daß der Himmel herniederstürzen und die Welt untergehen müsse, wenn die Himmelssäule bricht oder fällt, mußte sie mit dem Blut von Opfertieren eingerieben werden. Dieser Brauch ist aus vielen Ländern, in denen der Himmelssäulenkult geübt wurde, überliefert. Die

alten Völker glaubten, daß durch das Einreiben oder die Überfließung der Weltsäule mit Opferblut, am liebsten mit Stierblut, die Aufrechterhaltung der Welt bewirkt werde. Darum finden sich überaus häufig an der Darstellung der Welt- oder Himmelssäulen Zick-Zack-Muster, das auch auf Kultgefäßen schon in der Megalithzeit häufig erscheint. W. Wirth sagt hierzu: „Bei diesen (den Kultgefäßen) steht es (das Zick-Zack-Muster) nachweislich als Zeichen für das Wasser als das Fließende, oder auch für das Opferblut. Beim Weltsäulenkult mag das Zeichen ein Hinweis auf die „Rötung des Pfahles“ sein, also auf den Brauch, Kultpfähle mit dem Blut des Opfers einzureiben oder das Opferblut über die Säule fließen zu lassen“ (1966, 442).

In den Edden hat sich eine Erinnerung an diesen Brauch erhalten. Im Hyndlalied (10,1) heißt es: „Er hat aus Stein mir ein Weihum (horg) errichtet, vom Glas (gleri = Glas oder Bernstein) glänzt es; er rötet es frisch mit Rinderblut, Ottar ehrte die Asinnen sehr“. Wenn wir diesen uralten, sicherlich weit in die Megalithzeit zurückreichenden Kult der Welt- oder Himmelssäule kennen, dann werden wir verstehen, daß Hauer wohl als erster in dem im Atlantisbericht beschriebenen Kult, „den urindogermanischen Kult der Welt- oder Himmelssäule“ erkannt hat.

Im Atlantisbericht wird uns überliefert: „Die Herrschaft und Gemeinschaft unter ihnen (den fünf Zwillingspaaren) wurde aufrechterhalten nach den Anordnungen des Poseidon, wie sie ihnen das Gesetz und die Inschriften überlieferten, die von den Urvätern auf einer Säule aus Oreichalkos-Bernstein eingegraben war; sie stand in der Mitte der Insel im Heiligtum des Poseidon“ (es folgen die Sätze, die schon oben (S. 108 zitiert wurden). Dann heißt es: „Waren sie aber im Begriff ein Urteil zu fällen, so gaben sie sich einander folgendes Unterpand: In dem heiligen Bezirk trieben sich der Gottheit geweihte Stiere herum. Nun veranstalteten

sie, die Zehn allein bleibend, nach einem Gebet zum Gott, sie möchten ein ihm genehmes Opfer ergreifen, ohne Eisen-
gerät, nur mit Holzknüppeln und Stricken, eine Jagd. Den-
jenigen von den Stieren, den sie fingen, schafften sie auf die
Säule hinauf und schlachteten ihn auf der Höhe derselben
(kata koryphèn autes), so daß das Blut auf die Inschrift
hinunterspritzte. Auf der Säule aber befand sich außer den
Gesetzen auch noch eine Eidesformel, die schwere Verwün-
schungen über die Ungehorsamen herabrief. Wenn sie nun,
nachdem sie ihren Gesetzen gemäß geopfert hatten, alle
Glieder des Stieres dem Gotte als Weihgabe darbrachten,
warfen sie in einen dazu vorbereiteten Mischkessel für
jeden einen Klumpen geronnenen Blutes, das übrige über-
gaben sie dem Feuer, nachdem sie die Säule ringsherum
gereinigt hatten. Hierauf schöpften sie mit goldenen Trink-
schalen aus dem Mischkessel und schwuren, von ihren Sch-
alen ins Feuer spendend, sie würden nach den Gesetzen auf
der Säule richten und Strafe verhängen, wenn einer von
ihnen sich einer Übertretung schuldig gemacht hätte. Was
aber die Zukunft anlange, so würde sich keiner absichtlich
einer Gesetzesübertretung schuldig machen und weder selbst
anders als gesetzmäßig herrschen noch einem Herrscher ge-
horchen, der sich in seinen Anordnungen nicht nach den
Gesetzen des Vaters richte" (Krit. 119 c—120 b).

Diese Schilderung zeigt, daß wir es mit urältestem Kult zu
tun haben. Die zehn Könige durften nicht mit den in der
Bronzezeit üblichen Waffen, sondern nur mit Holzknüppeln
und Stricken, den ältesten Waffen, die der Mensch hat, den
Opferstier fangen, sie mußten „die Zehn allein bleibend“
auf Jagd gehen. Das deutet darauf hin, daß dieser Kult aus
einer Zeit stammt, in der die Stammeshäuptlinge, ursprüng-
lich zugleich auch die obersten Opferpriester, den wilden
Urstier zum heiligen Opfer fingen. Es wird allgemein an-
genommen, daß dies der ursprüngliche Zweck des Tier-

fanges war. Man wollte ein lebendes Tier zum gerechten Vollzug der Opferhandlung fangen, und das geschah lange, bevor man anfang, Tiere zu Zuchtzwecken lebend zu fangen (E.Wahle, Eberts Reallexikon, 1924-32 „Wirtschaft“). Der kultische Stierfang stammt aus der Kulturstufe des Jägers. Er ragt in die Kulturstufe des Bauern, die uns im Atlantisbericht geschildert wird, hinein wie ein Megalithgrab in unsere Tage. Das Wort O. Höflers von „der unerhörten Zähigkeit, mit denen Kultformen die Jahrtausende überdauern“ (1934, 86), trifft auch hier zu.

Auf zwei Goldbechern, die man 1888 in Vaphio in der Nähe von Sparta gefunden hat, ist der Fang des dem Gott geweihten Stieres mit Netzen und Knüppeln eindrucksvoll dargestellt. Es scheint, als ob die Spartaner, die ja direkte Nachfolger der um 1200 in den Peloponnes eingewanderten Nordmeervölker waren, diesen kultischen Stierfang noch einige Zeit beibehalten hätten. Schachermeyr hat auf „die hohe Bedeutung, welche das Stieropfer im Poseidonkult“ hatte, hingewiesen (1950, 33). Poseidon wurde auch als „stiergestaltig“ (taureos) verehrt und wohnte als solcher merkwürdigerweise im Meer und in Flüssen. Man wird unwillkürlich an die Sage vom Elbstier erinnert, der dort in der Mündung der Elbe haust und im Zorn die Fluten aufpeitscht (K. Stuhl, 1937, 65), oder an die Sage, daß der Stammvater der Merowinger ein Meeresungeheuer in Stiergestalt gewesen sei, vielleicht auch daran, daß die „heilige Insel Fositesland“ auch „Farria“ genannt wurde, das mit „Stierinsel“ übersetzt werden kann. Willibrord hat auf ihr um 690 heilige Tiere geschlachtet und sich dadurch den Zorn des dort lebenden Königs zugezogen (Vita Willibrordi, Kap. 10).

Der dem Gott geweihte Stier wurde „auf der Höhe der Säule geschlachtet“. Im griechischen Text steht „kata koryphèn autes“, „koryphé“ ist das Oberteil der Säule, also die

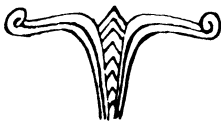
Volute, die im Germanischen als „ass“, im Hebräischen als „kaphthor“ bezeichnet wird. In allen diesen Fällen sind die beiden weit ausladenden Arme auf dem Oberteil einer Säule gemeint. Die heilige Insel wird daher in den Edden „Asgard“ genannt, das hebräische Wort „i kaphthor“, „von der die Philister kamen“ (Jer. 47,4; Arnos 9,7), ist eine wörtliche Übersetzung des germanischen Namens „holmr Asgard“.

Wenn auf dem Oberteil der Säule die Könige und der Schlachtstier Platz hatten, dann müssen die Arme der Volute weit ausladend gewesen sein.

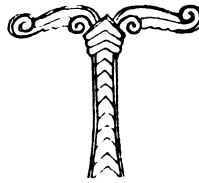
Wie wir uns diese Himmelsstütze vorzustellen haben, zeigt ein Philisternapf, der datiert werden kann, weil in ihm ein Skarabäus mit dem Siegel Ramses IV. (t 1160 v. Chr.) lag. Wir sehen im Oberteil dieser Säule die weit ausladenden Volutenarme. Sehr ähnlich ist die „Irminsel“ auf den Externsteinen. Primitiver ist die Darstellung der Himmelsstütze mit den Volutenarmen auf Philistergefäßen aus der Zeit um 1200 v.Chr. (Hrouda, 1964, 128) oder auf einem Napf, der aus der Zeit „Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. stammt“ (Vassos Karageorghis, 1968, 266) und auf der von den Nordmeervölkern besetzten Insel Zypern gefunden wurde. Auf allen diesen Darstellungen sehen wir die weit ausladenden Volutenarme. (Abb. bei S. 337).

Die Philister, die ja der führende Stamm der Nordmeervölker-Atlanten waren, werden wegen dieser im Zentrum ihres Kultes stehenden Himmelssäule auch „Säulenvölker“ genannt, hebräisch „Kaphthoriter“, wörtlich „Völker vom Oberteil der Himmelssäule“ (Gen. 10, 14; Deut. 2, 23; 1. Chron. 1,12). Mehrfach wird dem Volk Israel der Befehl gegeben: „Ihre Altäre sollt ihr zerstören und ihre Säulen zerbrechen, ihre Haine sollt ihr abhauen und ihre Götter mit Feuer verbrennen“ (Num. 33,52; Deut. 7,5; 12,3).

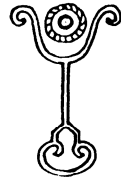
Rudolf von Fulda berichtet in den „Fränkischen Annalen“



1



2



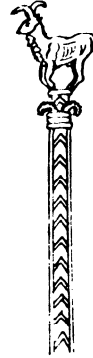
3



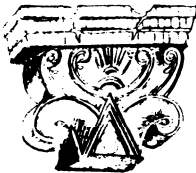
4



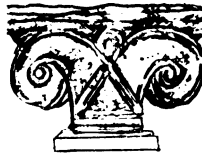
5



6



7



8



9



10

1) Philisternapf von 1160 v. Chr., 2) altsächsische Irminsul, 3) bronzezeitliche Fibel von Vegstorp, 4) Hal Tarxien auf Malta, 5) Deichsel des königlichen Streitwagens (Assyrien, Zick-Zack-Muster), 6) Kultsäule in Assyrien (Zick-Zack-Muster), 7) steinerne Kapitelle von Zypern (Himmelsstütze mit Sonne, Halbmond und Sternen), 8) steinerne Kapitelle von Zypern, 9) Zepter des Arkesilaos (geb. um 315 v. Chr.), 10) Zepter des Darius I. (geb. 521 v. Chr.)

Aus W. Wirth, „Die Volute“, Stuttgart 1966, S. 436

zum Jahr 772: „Karl (der Große) eroberte die Eresburg, gelangte zur Irminsul und zerstörte das Heiligtum dortselbst.“ In der „Übertragung des hl. Alexander“ berichtet er: „Dichtbelaubten Bäumen und Quellen erwiesen sie (die Sachsen) göttliche Verehrung. Ja, einen Holzklotz von nicht geringer Größe hatten sie (die Sachsen) aufgerichtet und verehrten ihn unter freiem Himmel; sie nannten ihn in ihrer Muttersprache Irminsul, die All-Säule, die gleichsam das Weltall trägt.“ Das Wort „irmin“ bedeutet eigentlich „gewaltig“, es war zugleich auch der Name des obersten Gottes Irmin, der ursprünglich auch den Namen „ER“ oder „Eor“, „Ear“ (Krause 1891, 247) oder „Ermen“ usw. trug, daran erinnert der Name „Eresburg“, wo die Irminsul stand, oder der Name „Erchtag“ für den Gerichtstag in Bayern, „Ertag“ für den Dienstag in Steiermark. Auch die Griechen nannten den Himmelsstützer Atlas „ER“ (H. Richardson, *The Myth of ER*, 1926, 118 ff.). Schuchhardt sieht auch in den zahlreichen Menhiren, die bei megalithischen Anlagen errichtet wurden, Irminsäulen oder Vorläufer derselben (1934, 2. Aufl. 313).

W. Wirth führt aus: „Über Jahrtausende hinweg bleibt das Symbol (der Voluten) in seiner ursprünglichen Bedeutung erhalten. Noch die Fürsten des späteren Abendlandes tragen es, wie die der Antike, als Zepter oder heiliges Emblem. So ist das Zeichen der französischen Lilie in hethitischen, assyrischen und skythischen Beispielen vorgebildet. Der formale Bestand ist völlig gleich.“ F. Seitz hat eine „Übersicht über die Entwicklung von Irminsul zur Lilie“ veröffentlicht (1953, 24), aus der deutlich hervorgeht, daß die Königslilie sich aus der „Irminsul“ entwickelt hat. In diesem Zusammenhang ist auch bedeutungsvoll, daß auf älteren Windrosen das Zeichen für „Nord“ die aus der Irminsul hervorgegangene Königslilie war. Ein Zeichen,

daß man noch fast bis in die Neuzeit wußte, daß die Irminsul ein Symbol für den Norden war.

In diesem Zusammenhang sei an die Darstellung der Himmelsstütze auf den bronzezeitlichen Fibelplatten von Vegstorp (Bohuslän) erinnert. Hierzu sagt W. Wirth: „Die Weltaulendarstellung der bronzezeitlichen Fibel zeigt die Säule inmitten einer Trojaburganlage“ (1966, 448). Diese Darstellung könnte vielleicht eine Wiedergabe jener Anlage sein, die uns im Atlantisbericht auf der Königsinsel der Atlanter beschrieben wird.

Diese Säulen sind im Süden schon sehr früh – vielleicht durch den Bernsteinhandel – bekanntgeworden. So gibt es z. B. in vielen altägyptischen Texten die Wendung „Die Säulen des Himmels, die im Norden stehen“ oder es ist von dem Ruhm des Pharaos die Rede, der „von den südlichen Negerländern bis an die Marschländer an den Grenzen der Finsternis (= Norden), wo die vier Säulen des Himmels stehen, reicht.“ In einer Schrift aus den Tagen Ramses III. ist von „Tränergöttern, die in der Finsternis (= hohe Norden) stehen“, die Rede. Ramses III. sagt wiederholt, daß die Nordmeervölker „von den Säulen des Himmels kommen“. Homer nennt Atlas „den allesverderbenden, welcher des Meeres dunkle Tiefen kennt und allein die ragenden Säulen hochhält, welche die Erde vom hohen Himmel sondern“ (Ilias I, 52 f.).

Euripides (5. Jh. v.Chr.) läßt in seiner Tragödie „Hippolytos“ den Chor sagen: „O, wär ich von hinnen, o, daß mich die Schwingen / der Wolken umfingen, / ein Gott mich befiedert / den Scharen der Vögel gesellte! / Dann flog ich über die Salzflut / und Adrias Wogen / nach Eridanos Ufern / zum Garten der Götter, / wo Helios Töchter / um Phaethon klagen / und in den purpurnen Fluten des Flusses / das Gold ihrer Tränen / des Bernsteins glänzenden Schimmer träufeln, / wo der Gebieter des purpurnen Mee-

res / den Schiffen die Weiterfahrt wehret, / wo Atlas den
weiten Himmel hält, / wo Hesperos Töchter die güldenen
Äpfel bewachen. / Da steht der Palast, / wo der König der
Götter / die Hochzeit begangen, / wo die reiche, die heilige
Flut / den Göttern ewigen Segen spendet."

Euripides kann diese Verse nicht dem Atlantisbericht nachgedichtet haben, denn er erwähnt aus dem Bernsteinland der Antike Mythen oder Sagen, die nicht im Atlantisbericht stehen. Euripides erwähnt den Bernsteinfluß Eridanos, der mit der Eider gleichgesetzt werden muß (siehe oben S. 35), die Heliaden, die am Eridanos um Phaeton klagen, und die Hesperiden, die dort die „güldenen Äpfel bewachen". Bemerkenswert ist, daß Euripides von „purpurnen Fluten des Flusses" und des Meeres spricht.

Durch die Zerstörung des leichtlöslichen Buntsandsteins von Helgoland wurde, bevor zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Uferschutzmauer um Helgoland erbaut wurde, „weithin das Meer von dem zermahlenen Stein rot gefärbt" (v. Bülow, 1935, 244), und erhielt den Namen „helgoländer Kressuppe", das „rooad Weeter" der Helgoländer. In Oldenswort, am nordöstlichen Ufer der Eider und in etwa 20 km Entfernung bei Süderhöft hat der Geologe H. L. Heck schon in 10 m Tiefe unter dem heutigen Marschboden ein rotes Buntsandsteingebirge erbohrt, von dem bei Süderhöft große Stücke im Watt an der Oberfläche gefunden wurden. Heck sagt zu diesem Befund: „Dieses alte hochragende Gebirge bildet in Eiderstedt das *feste Gerippe* (von Heck hervorgehoben), das die eigentümliche Ausbildung der so weit nach Westen vorspringenden Halbinsel erklärt. Der Fundpunkt von Buntsandstein bei Süderhöft zeigt in Verbindung mit Oldenswort auf das felsige Helgoland so klar hin, daß dieser Linie für die Erdgeschichte Nordfrieslands eine ganz hohe Bedeutung seit dem Erdmittelalter (seit 200 Millionen Jahren) bis auf den heutigen

Tag zukommt" (1936, 3). Diese Buntsandsteinfunde sind, nach Heck, „dem helgoländer Gestein zum Verwechseln ähnlich" (Heck, 1935 und W. Wolff, 1936).

Es ist demnach möglich, daß dieses in so geringer Tiefe liegende Buntsandsteingebirge Eiderstedts von den Fluten des Eridanos = Eider aufgelöst wurde und den Fluß purpurrot färbte.

Hervorzuheben ist, daß auch nach Euripides Atlas im Bernsteinland steht und dort „den weiten Himmel hält". Euripides weiß auch, daß dort der Palast steht, „wo der König der Götter die Hochzeit begangen". Im Atlantisbericht wird überliefert, daß Poseidon auf der Bernsteininsel Basileia, die auch Metropolis = Mutterstadt genannt wird, sich mit der Kleito vermählt und die fünf königlichen Zwillingspaare gezeugt habe (Krit. 113 d).

Ebenso weiß Euripides auch, daß dort „der Gebieter des purpurnen Meeres den Schiffen die Weiterfahrt wehret". Das ist auch im Atlantisbericht überliefert, wo von der unpassierbaren Sperre die Rede ist, die denjenigen, „der von hier (der Basileia) aus nach dem jenseitigen Meere (Ostsee) die Anker lichten wollte, sich entgegenstellt". Es handelt sich bei den zitierten Versen des Euripides um uraltes Überlieferungsgut, dessen einzelne Teile schon lange vor Euripides in antiken Schriften zitiert werden.

In unserem Zusammenhang ist es wichtig, daß Atlas im Bernsteinland, in der Nähe des Bernsteinflusses Eridanos „den weiten Himmel hält".

Dasselbe meint auch Scymnus, wenn er schreibt: „Am äußersten Ende ihres (der Kelten) Landes steht die Nordsäule (stele boreios); sie erhebt ihre Spitze hoch über das Meer. Die Umgebung der Säule bewohnen die Kelten, die gerade noch bis hierher reichen, ferner die Eneter und die Istrer." Da bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. die Kelten an der Nordseeküste bis an die Wörpe, nordostwärts von Bremen,

siedelten, ist auch die Angabe richtig, daß die Nordsäule „am äußersten Ende ihres Landes steht“. Auch Hekataios (siehe S. 129) sagt, daß das Heiligtum der Hyperboreer, das „im Schema der Sphären erbaut war“, „jenseits des Keltenlandes im Ozean auf einer Insel“ liegt. Zudem ist zu bedenken, daß die antiken Autoren Kelten und Germanen nicht unterscheiden konnten. Orosius (5. Jh. n. Chr.) bezeichnet die Germanen als einen Stamm der Kelten, Livius (59 v.Chr. bis 17 n.Chr.) hat die Cimbern, Teutonen und Ambronen ebenfalls als Kelten bezeichnet.

Schon früh kam die Sage auf, „Atlas hat die Säulen des Himmels dem Herakles zum Halten gegeben“ (Clemens Alexandrinus I, 15, § 73). Daher bekamen die „Nordsäulen“ auch den Namen „Säulen des Herakles“. Seit dem 6. oder 5. Jahrhundert v. Chr., als der Norden Europas immer mehr und mehr aus dem Gesichtskreis der Mittelmeervölker verschwand, bezeichnete man Säulen nördlich der Meerenge von Gibraltar als „Säulen des Herakles“. Aber noch Apollodor aus Athen stellt ausdrücklich fest, daß Atlas dem Herakles *nicht* jene Säulen im Westen, sondern die Säulen im Norden, bei den Hyperboreern, zum Halten gegeben habe.

Das macht folgende Ausführungen in der „Germania“ des Tacitus verständlich: „Beide Stämme (die Groß- und die Kleinfriesen) bilden bis zum Ozean hin gleichsam den Saum des Rheines, und ihr Land umschließt außerdem noch unermeßliche Seen, die auch von der römischen Flotte befahren wurden. Ja, sogar auf den Ozean haben wir uns dort hinausgewagt; und es hat sich die Kunde verbreitet, daß dort noch heute die Säulen des Herakles vorhanden seien, mag nun wirklich Herakles das Meer dort besucht haben oder mag es daher kommen, daß wir uns gewöhnt haben, alles Großartige auf Erden mit seinen Heldentaten in Verbindung zu bringen. Auch Drusus Germanicus besaß ver-

wegenen Mut, aber der Ozean sträubte sich dagegen, daß man zu gleicher Zeit in ihn und in Herakles (in Herculeum inquiri) einzudringen versuchte. Später hat niemand mehr den Versuch gewagt und es schien frömmere und ehrfurchtsvoller, an Taten der Götter zu glauben als ein Wissen davon zu gewinnen" (Germania, Kap. 34). Es ist wiederholt angenommen worden, daß unter den hier erwähnten „Säulen des Herakles" der rote und der weiße Felsen von Helgoland gemeint seien. Aber das ist ein Irrtum. Natürliche Felsen wurden ursprünglich nicht als „Säulen des Herakles" bezeichnet. Als „Säulen des Herakles" in der Nähe der Straße von Gibraltar wurden auch nicht, wie man oft lesen kann, die beiden Felsen an der Nord- und Südseite dieser Meerenge bezeichnet, sondern zwei von Menschenhand errichtete Säulen, die vor dem Tempel des Herakles in Gades etwa 100 km nördlich der Meerenge standen. Der griechische Historiker Poseidonios (135—50 v. Chr.) hat sich etwa im Jahre 90 v. Chr. einen Monat lang zum Studium der Gezeiten in Gades aufgehalten, er hat ausdrücklich festgestellt, daß die „Säulen des Herakles" zwei von Menschenhand errichtete Säulen vor einem Herakleestempel in Gades seien. Auch andere antike Autoren, so z. B. Artemidor und Plinius, sprechen von den „heiligen Säulen des Herakles in Gades", also nicht von den Bergen im Norden und im Süden der Meerenge von Gibraltar, diese Berge wurden mit ihrem antiken Namen „Abila und Kalpe" häufig genannt. Von „Säulen des Herakles" ist auch bei anderen Heiligtümern des Herakles die Rede. So hat z. B. Alexander d. Gr. im äußersten Osten seines Heerzuges einen Altar mit Säulen des Herakles errichtet (Strabo III, 5, 5), auch im Land der Sogdianer (zwischen Jaxartes und Oxus) soll ein Altar mit Säulen des Herakles errichtet gewesen sein (Plinius, Nat.hist. VI, 49).

Als „Säulen des Herakles" wurden ursprünglich nicht

natürliche Felsen oder Berge, sondern von Menschenhand errichtete Kultsäulen bezeichnet.

Darum dürfen wir unter den „Säulen des Herakles“, die Drusus Germanicus erforschen wollte, auch nicht die natürlichen Felsen von Helgoland, sondern künstlich errichtete Säulen auf der „heiligen Insel“ bei Helgoland, verstehen. Warum, wie Tacitus berichtet, Drusus Germanicus das Geheimnis dieser Säulen nicht erforschen konnte, geht aus dem Bruchstück eines Gedichtes, das von dem römischen Offizier Albinovanus Pedo stammt, hervor. Albinovanus Pedo hatte unter Drusus Germanicus in Germanien gedient, seine Verse beziehen sich sehr wahrscheinlich auf die von Tacitus erwähnte Flottenexpedition oder auf einen ähnlichen Versuch, das Geheimnis der Säulen des Herakles in der Nordsee zu erforschen. Bei dieser Flottenexpedition kamen die römischen Schiffe in schweren Sturm und Seeang, dann ließ der Sturm plötzlich nach, die Schiffe wurden auf Schlammbänke getrieben und blieben im Schlamm stecken, sie waren „ad rerum metas extremaque litora mundi“ d.h. „bei den Meß- oder Umlaufsäulen an der äußersten Küste der Erde“. „Aber die Götter rufen: Zurück! Die Weltengrenze zu schauen ist Menschaugen streng verwehrt! Was stören unsere Ruder fremde Meere, die heiligen Gewässer, der Götter stille Sitze?“ (erhalten bei dem älteren Seneca (f 40 n. Chr., suasor. I, 15).

Hier werden also die „metae rerum“ als „der Götter stille Sitze“ bezeichnet, sie liegen im Schlammeer, in den „heiligen Gewässern“ (sacras aquas), eine einmalige Bezeichnung in antiken Texten. Diese Säulen müssen noch im Jahre 689 existiert haben, denn Wulfram, der in diesem Jahr auf Fositesland den Willibrord antraf, sah hier „wunderbar geschmückte Säulen“.

Daß diese Säulen, die „metae rerum“, auch als „Sitze der Götter“ galten, hat F. R. Schröder gezeigt, der die Kult-

säulen in oder vor den Tempeln als „Hochsitzpfeiler der Götter“ bezeichnet (1929, 27, 66). In den Edden wurde die Himmelssäule oder Himmelsstütze auch als „Weltenbaum“ oder „Weltesche“ bezeichnet, wohl wegen der weit ausladenden Arme oder Zweige; auch in den Edden haben die Asen ihren Sitz und ihr Thinggericht am Fuße der Weltesche.

E. Jung, R. Haupt u. a. haben die Ansicht vertreten, daß die zahlreichen Rolandsäulen, die vor allem in Norddeutschland auf vielen Märkten stehen, aus der Weltsäule, der Irminsul, hervorgegangen sind. Im Mittelalter war der Sitz der Gerichtsherren bei den Rolandsäulen, bei ihnen wurde Gericht gehalten und Eide geschworen, wie bei der heiligen Säule auf der Königsinsel des Atlantisberichtes.

Der heilige Kessel und die goldenen Trinkschalen

Bei dem Stieropferfest wurden die Glieder des Stieres „dem Gott (Poseidon) als Weihgabe dargebracht“, dann füllten die zehn Könige einen Mischkessel, taten einen Klumpen geronnenen Blutes für jeden hinein und schöpften mit goldenen Trinkschalen aus dem Mischkessel und schwuren, von ihrem Trank ins Feuer spendend, Gehorsam gegen die Gesetze Poseidons.

Große Misch- oder Opferkessel wurden wiederholt im nordischen Kulturkreis gefunden.

Auf der Insel Fünen fand man einen großen Bronzekessel, in dem elf goldene Trinkschalen lagen. Auf dem Kessel ist die Sonne dargestellt, die in einem Schiff, dessen Steven mit Schwanenköpfen geschmückt sind, einherfährt. Diese Darstellung soll wahrscheinlich den Nachlauf der Sonne wiedergeben, die von Schwänen über das Unterweltmeer an ihren Aufgangsort gebracht wird. Mit derselben Darstel-

lung sind ein großer Bronzekessel von Siem, Nordjütland, und zwei fast gleiche Bronzekessel von Granzin, Mecklenburg, verziert. Die kultische Bedeutung der Bronzekessel wird auch dadurch deutlich, daß man Kultkessel, die auf Rädern montiert sind, gefunden hat, so z. B. in Peckatel, Mecklenburg, und die Reste eines zweiten in Warin, Mecklenburg. Sehr ähnlich ist ein Kesselwagen vom „Trushøj“, Süd-Seeland. Goldene Trinkschalen außer jenen obenerwähnten elf von Fünen wurden mehrfach gefunden, so z. B. fand man auf der Insel Avernakö zwei halbkugelförmige Goldschalen, die mit Sonnensymbolen verziert sind und der älteren Bronzezeit zugehören, je zwei Goldschalen, „die in einem zeitlichen Abstand von einem Menschenalter und räumlich an zwei verschiedenen Stellen in dem merkwürdigen, terrassenförmigen Hügel Borgbjerg bei Boeslunde in der Gegend von Skelsör“ gefunden wurden, zwei Goldschalen und zwei Goldbecher aus einem Sumpf bei Midskov (Nordfünen), sieben Goldschalen aus einem Fund derselben Gegend (Brönsted II, 114, 168), zahlreiche andere Funde derartiger Goldschalen führt Brönsted in seinem Werk „Bronzezeit in Dänemark“ (1962, 298) an. Berühmt sind auch die acht Goldschalen aus dem großen Hortfund von Eberswalde, die völlig gleiche Sonnensymbole und Verzierungen zeigen, wie viele Goldschalen aus Dänemark oder wie zwei Goldschalen aus Süderdithmarschen (Hoffmann, 1938, Tafel VI; Schwantes, 1939, Tafel 55). Auch in Schleswig-Holstein wurde „eine ganze Anzahl“ (Schwantes, 1939, 408) von Goldschalen gefunden, sie stammen sämtlich aus Verwahrfunden. Schwantes nimmt an, daß diese Goldschalen im Kult verwendet wurden (1939, 521), was ja auch im Atlantisbericht überliefert wird.

Das hohe Fest, das nach dem Atlantisbericht auf der Königsinsel gefeiert wurde, ist möglicherweise im Stile der Felszeichnungen der damaligen Zeit auf den Bildplatten des

Grabes von Kivik dargestellt. Dieses Grab gehört der mittleren Bronzezeit an, also etwa der Zeit um 1400 v.Chr. Auf der einen Bildplatte ist ein Wagen abgebildet, auf dem eine Gestalt steht, der Wagen wird von zwei Pferden gezogen. Links vor dem Wagen ist ein großer Fisch abgebildet, wohl ein Delphin. Man kann annehmen, daß der Sonnenwagen mit dem Sonnengott, der von den Sonnenrossen tagsüber über den Himmel gezogen wird, dargestellt werden soll. Der große Fisch oder der Delphin war der Geleiter des Sonnengottes über das Unterweltmeer in älterer Zeit, später trat an die Stelle des Fisches der Schwan. Unter dem Sonnenwagen sind zwei ledige Rosse abgebildet, es sollen vielleicht die Sonnenrosse sein, die während der Nachtfahrt der Sonne frei geworden sind. Am unteren Rand sind acht Gestalten in langen Gewändern abgebildet, die von einem wohl mit einem Schwert umgürteten Mann angeführt werden. Vielleicht sind das neun von den zehn Königen, die „im dunkelblauen Gewand von wunderbarer Schönheit“ zum Fest schreiten.

Auf einer zweiten Bildtafel ist in der Mitte ein großer Kessel abgebildet, dem sich von links vier und von rechts fünf Gestalten in langen Gewändern nahen, wohl um den Opfertrank zu schöpfen. Über ihnen stehen Lurenbläser, die das Fest mit dem Klang ihrer Musikinstrumente begleiten. In der oberen linken Ecke dieser Tafel sind zwei Männer abgebildet, die einen Bohraparat, der mit schweren Gewichten versehen ist, antreiben. Hier wird „vielleicht eine Bohreremonie“ (Schwantes) dargestellt, nämlich das Bohren des Neufeuers, ein Vorgang der im Volksbrauch von einem Zwillingsspaar vorgenommen werden mußte und noch zu Beginn der Neuzeit geübt wurde (Huth, 1939,128; Johannes Reiskius, 1696, H. Plischke, 1957). An das Löschen des alten Feuers und an die Entzündung des Neufeuers, einen Brauch, der bei den germanischen Stämmen

verbreitet war, erinnern die Worte aus dem Atlantisbericht: „Sobald aber die Dunkelheit hereinbrach und das Opferfeuer erloschen war, legten alle ein dunkelblaues Gewand von wunderbarer Schönheit an und so, bei der Glut der Eidesopfer am Boden sitzend und alles Feuer um das Heiligtum herum auslöschend, ließen sie nächtlicherweile dem Rechte als Richter und Gerichtete seinen Lauf.“ Wenn das Opferfeuer erloschen und alles Feuer um das Heiligtum herum ausgelöscht worden war, mußte natürlich das Neufeufer, bei den Germanen „hnotfiur“ genannt, entfacht werden. Auch dieser Brauch scheint ein Erbe aus der Megalithzeit zu sein, denn er wird uns von den Kanaren, Indern, Griechen, Lateinern überliefert. Im Rig-Veda wird berichtet, daß die heilige Handlung des Neufeuferbohrens von dem göttlichen Zwillingsspaar der Acvins, die den urgermanischen Alcis nahe verwandt sind, ausgeführt werden mußte (O. Almgren, 1934, 186; Huth, 1939, 128). Auch die Spartaner, die direkten Nachfahren der um 1200 v.Chr. in den Peloponnes eingewanderten Nordmeerleute, übten diesen Brauch und nahmen das Neufeufer in einem Zelt mit, wenn sie in den Krieg zogen (Lüdemann, 1939, 30).

Auf den anderen Bildplatten von Kivik sind je zwei (Zwillingssymbol?) Pferde, davon ein Paar hintereinander und ein Paar gegeneinander, Sonnenscheiben, Zick-Zacklinien, Kultbeile, die der Form nach der älteren Bronzezeit angehören, abgebildet. Auf einer Platte sind über den Sonnenrädern zwei Voluten zu erkennen, die übliche Keilspitze zwischen den Volutenarmen ist wohl wegen des schlechten Erhaltungszustandes dieser Platte nicht zu sehen. Zwischen den beiden Kultbeilen befindet sich eine spitze Säule. An dem Schatten, den diese Säule warf, maß man die Stellung der Sonne und damit die Zeit, das Verhältnis des Schattens zur Länge der Säule zeigte die Breite an, auf dem ein Ort

lag. Diese Spitzsäulen entsprechen den „metae rerum“, den „Maßsäulen“ der Dinge.

Wir dürfen wegen der Ähnlichkeit der Darstellungen auf den Platten von Kivik mit der Schilderung des höchsten Festes auf der Königsinsel von Atlantis vermuten, daß für einen König dieses Gebietes, der an dem hohen Fest teilgenommen hatte, die wichtigsten Phasen dieses Festes in Stein gehauen und ins Grab mitgegeben wurden.

Das Standbild des Poseidon

Vom Standbild des Poseidon wird berichtet: „Sie stellten im Tempel goldene Götterbilder auf, und zwar den Gott selbst auf einem Wagen stehend als Lenker von sechs geflügelten Rossen und in solcher Größe, daß er mit dem Scheitel die Decke berührte. Ringsherum aber 100 Nereiden auf Delphinen, denn soviel gab es nach dem Glauben der damaligen Menschheit“ (Krit. 116 d, e).

Die Angaben über die Größe des Standbildes, über die goldenen Götter und die Zahl der Nereiden mögen übertrieben sein. Vielleicht haben die ägyptischen Priester, die dem Solon den Atlantisbericht vortrugen, ihre Erzählungen nach Vorbildern in ägyptischen Tempeln ausgeschmückt. Dort gab es so riesige Standbilder von Göttern, die mit Goldblech überzogen waren. Immerhin erfahren wir in der Geschichte von Ragnar Loddbrok (Thule XXI, 195), daß auf der Insel Samsö, nördlich des großen Belt, eine Götterstatue aus Holz stand, die 40 Fuß hoch war. Auf den skandinavischen Felsbildern der Bronzezeit überragen die verschiedenen Göttergestalten die Prozessionsteilnehmer mindestens um das Doppelte bis Dreifache. Man wird also wohl annehmen dürfen, daß es sehr große Götterstandbilder gab. „Der Gott selbst auf einem Wagen stehend als Lenker von

sechs geflügelten Rossen" ist auch auf der Bildplatte von Kivik dargestellt, ebenso ein Delphin. Daß die Rosse geflügelt waren, soll wohl besagen, daß sie als Sonnenrosse den Sonnengott über den Himmel zogen. Wenn auf der betreffenden Bildplatte von Kivik auch alles viel einfacher dargestellt ist, so zeigt sie doch, daß in Nordeuropa schon in der mittleren Bronzezeit — und vielleicht schon viel früher — ein Gott auf einem Wagen stehend, der von Rossen gezogen und von einem Delphin erwartet oder begleitet wird, verehrt wurde. Insgesamt sind auf den Bildplatten von Kivik sechs Rosse dargestellt, sind es die sechs Rosse, von denen der Atlantisbericht erzählt?

Poseidon stammt nach den Forschungen des schwedischen Archäologen und Religionswissenschaftlers Martin P. Nilsson „aus der Urheimat des Nordens". Es scheint, daß er in sehr alter Zeit etwas mit der Wagenfahrt, den heiligen Rossen und dem Delphin zu tun gehabt hat. Fr. Schachermeyr hat in seinem Buch „Poseidon und die Entstehung des griechischen Götterglaubens" (1950), zahlreiche Beziehungen Poseidons zur Wagenfahrt, zu den heiligen Rossen und zum Delphin aus griechischen Kulturen angeführt. Freilich schon bei Homer „spielte Poseidon die Rolle eines abziehenden Gewitters". Der Religionshistoriker W. F. Otto sagt von Poseidon: „Er muß einmal sehr viel mächtiger gewesen sein, als er in der Ilias erscheint. Die homerischen Gedichte deuten es vielfach und nicht am wenigsten durch ihre scharfe Charakterisierung an, daß seine eigentliche Größe der Vergangenheit angehört. Sie stellen ihn den jüngeren Gottheiten gegenüber, und jedesmal erscheint er ein wenig schwerfällig und altfränkisch neben der hellen und beweglichen Geistigkeit eines Apollon" (1947, 30). Nach der Ilias (XXI, 445 f.) hat Poseidon „um die Stadt (Troja) eine Mauer errichtet, breit und herrlich, als unzerbrechliche Wehr für die Stadt". Er galt also schon sehr früh als

Erbauer von Troja und den Trojaburgen, was uns auch von der Trojaburg auf Atlantis überliefert wird (Krit. 113d). Die Mauern oder die Schutzwehr hatte Poseidon auf Atlantis in Urzeiten errichtet, „als es noch keine Schiffe und keine Schifffahrt gab“ (Krit. 113e).

Bei den Achäern, „die von ehemals in Südsandinavien und in Norddeutschland bis über die Weichsel hinaus ansässigen Indogermanen ausgegangen“ waren (Bühler, 1947, 8 f.), war Poseidon schon hinter anderen neuen Göttern in den Hintergrund getreten. Eine Neubelebung seines Kultes geschah erst mit der Einwanderung der Nordmeervölker in der Großen Wanderung (Schachermeyr, 1950, 46), und es ist nicht verwunderlich, daß gerade in Sparta Poseidon und sein Kult eine überragende Rolle aufs neue zu spielen begann. Der dorische Adel verehrte Poseidon als seinen göttlichen Stammvater wie die Könige auf Atlantis. Auch die Philister, die mit den Doriern blut- und stammesverwandt waren, verehrten den Poseidon. Im Alten Testament wird Poseidon mit dem Namen „Dagon“ bezeichnet. H. Hitzig hat nachgewiesen, daß wir unter diesem „Dagon“ keinen anderen Gott als Poseidon zu verstehen haben. In Gaza und Asdod hatten die Philister diesem Gott große Tempel errichtet, dort wurde Poseidon dargestellt auf einem Wagen stehend und von einem großen Fisch begleitet, wie im Grab von Kivik.

Es gibt also einige Hinweise, daß die Angaben des Atlantisberichtes über das Standbild des Poseidon im Tempel auf der Königsinsel, wenn vielleicht auch übertrieben, so doch im großen ganzen richtig sein können.

*Der Tempel des Poseidon auf Basileia
war ein Bernsteintempel*

In der Mitte der großen Trojaburganlage auf der Königsinsel von Atlantis lag ein Tempel des Poseidon. Es wird berichtet: „Die Insel aber, auf welcher die königliche Burg lag, hatte einen Durchmesser von 5 Stadien (etwa 920 m). Die königliche Wohnung innerhalb der Burg war folgendermaßen eingerichtet: In der Mitte befand sich dort ein der Kleito und dem Poseidon geweihter, dem öffentlichen Verkehr entzogener Tempel, eingefast mit einer goldenen Umhegung (peribólos), wo sie am Anfang das Geschlecht der zehn Könige gezeugt und hervorgebracht hatten. Dort hin brachte man auch alljährlich aus allen zehn Gebieten einem jeden dieser Nachkommen die Opfertgaben. Der Tempel des Poseidon hatte eine Länge von einem Stadion (183 m), eine Breite von 3 Plethren (92,5 m) und eine für das Auge entsprechende Höhe; er hatte ein barbarisches Aussehen. Den ganzen Tempel überzogen sie von außen mit Silber, mit Ausnahme der Akroteren (Spitzen), diese aber mit Gold. Was aber das Innere betrifft, so konnte man die elfenbeinerne Decke ganz mit Gold, Silber und Bernstein (Oreichalkos) geschmückt sehen, alles andere aber an Mauern, Säulen und Fußböden überzogen sie mit Bernstein (Oreichalkos)" (Krit. II 6c).

Diese Angaben klingen so unwahrscheinlich, daß man sie am liebsten in das Reich der Fabel verweisen möchte. Aber hier sei auf die Arbeiten von S. Pfeilstücker und O. Huth verwiesen, die nachgewiesen haben, daß die überaus kostbare Ausstattung germanischer Tempel in vorchristlicher Zeit nicht der Dichterphantasie entsprungen ist, „sondern germanischer Sitte entspricht". S. Pfeilstücker führt Berichte von einem „kaum glaublichen Reichtum in der Aus-

schmückung germanischer Tempel mit Gold, Silber und Bernstein" an.

Der Nordist Hermann Müller schreibt von dieser Schilderung des Tempels und der Burg auf der Basileia von Atlantis: „Die Schilderung dieser Burgen und Tempel (im Atlantisbericht) bietet eine merkwürdige Übereinstimmung mit den Götterburgen der nordischen Mythologie dar, von welchen es heißt, daß sie von Gold und Silber glänzen, zahlreiche Gemächer hatten und mit Kupfer gedeckt und von Seen und Wällen umgeben waren. Sogar die Brücke, welche die Königsburg mit dem übrigen Land verband, glaubt man in der nordischen (Brücke) ‚Bifröst‘ wiederzufinden" (H. Müller, 1844,478).

Vom Tempel des Forseti, der mit dem friesischen Fosite sicherlich identisch ist, heißt es: „Glastheim (Bernsteinheim) heißt sein Saal, von Gold sind die Pforten und von Silber das Saaldach. Dort thront Forseti viele Tage und stillt allen Streit" (Grimnismal, Thule II, 82). In der Gylfaginning heißt es von Forsetis Bernsteinsaal: „Dort sind Wände, Pfosten und Pfeiler aus rotem Gold und das Dach aus Silber. Das ist die beste Gerichtsstätte bei Göttern und Menschen" (Gylf. 17; 32).

Wulfram, der im Jahre 689 auf Fositesland gepredigt hat, berichtet von einem „Tempel von unerhörter Pracht" (Vita Wulframni, Kap. 10). Liudger, der in den Jahren 780–785 auf Fositesland die Einwohner getauft, alle heidnischen Heiligtümer (omnia fana) zerstört und eine christliche Kirche erbaut hat, trug mit seinen Begleitern „einen großen Schatz herbei, den sie in den Heiligtümern gefunden hatten" (Vita Liudgeri, Kap. 7).

Die Sage, die so oft gute Erinnerungen an alte Zustände und Ereignisse erhalten hat, weiß von einer „goldenen Stadt", die auf dem „Steingrund" bei Helgoland versunken sei, zu erzählen. Die Einwohner seien so reich gewesen, daß

sie „in alten Zeiten kupferne Kanäle und Wasserläufe gehabt“ hätten (Siebs und Wohlenberg 1953, 234). Die Butjadinger Sage überliefert, daß die Einwohner des versunkenen Landes in der Nordsee so reich waren, „daß sie ihre Pferde mit goldenen Hufeisen beschlugen und mit silbernen Pflugscharen das Land bestellten. Sie konnten es sich erlauben, vor einen Düngerwagen vier Schimmel zu spannen. Den Siel (Deichschleuse), durch den sie das Land entwässerten, hatten sie nicht von Stein oder Holz, sondern von Kupfer erbaut“ (Lübbing, 1928, 7 f.).

Man mag diese Sagen für wertlos halten. Die kundigen Vorgeschichtler tun das nicht. In zahlreichen Fällen hat die Spatenforschung nachgewiesen, daß die Volkssagen richtige Nachrichten aus längst vergangenen Zeiten überliefert haben. Der Inhalt von unberührten Gräbern aus der Bronzezeit wurde in mehreren Fällen in der Volksüberlieferung richtig angegeben, worauf z.B. K.Kersten (1935, 8, 9) hingewiesen hat. H. Jankuhn sagt bei einer Besprechung einer anderen Sage, die auf der Insel Sylt spielt, „daß wir mit dem Vorhandensein einer solchen mündlichen Überlieferung über 35 Generationen hinweg rechnen müssen, ist sicher. Haben wir doch historische Erinnerungen, die noch weiter zurückreichen“ (1937, 330).

E. Jung hat in seinem Buch „Germanische Götter und Helden“ ein ganzes Kapitel mit der Überschrift: „Die geschichtliche Treue der volkstümlichen Überlieferung in Sitte, Sage und Brauch“ geschrieben, in dem zahlreiche Beispiele zuverlässiger geschichtlicher Überlieferung über mehrere Jahrtausende aufgezählt werden (1939, 42–62). Man wird die Sagen von der goldenen Stadt auf dem „Steingrund“ mit ihren kupfernen Kanälen und Sielen und dem unermeßlichen Reichtum der einstigen Bewohner dieses untergegangenen Landes nicht ganz verwerfen, sondern in ihnen ein Körnchen Wahrheit vermuten dürfen.

Dasselbe wird man von den vielen Sagen, die an allen Küsten der Nordsee überliefert wurden, annehmen dürfen, daß in der Nordsee eine „Glasburg“, ein „Glastempel“, ein „Glasturm“, ein „Glasberg“ untergegangen sei, in der irischen Sage heißt die „Glasburg“ „Glastonburry“ oder „Avallon“, „die Apfelinsel“. In allen diesen Namen muß die erste Silbe „glas“ mit Bernstein übersetzt werden. Hierher gehört auch die alte Helgoländer Sage, nach der auf dem Steingrund „ein Saal von märchenhafter Pracht unter den Wellen liegt. Aus wasserhellem Glas waren Wände und Boden gefügt, geschmückt mit kostbarem Zierrat aus Korallen und Perlen. Köstliche Edelsteine funkelten und leuchteten von der Decke“ (M. Krogmann, 1952, 142; C.P.Jensen, 1865, 86).

Die Sage von der „Prinzessin auf dem Glasberg“ oder dem „Ritt auf den Glasberg“ ist nach O. Huth (1955, 18, 25) „sehr weit verbreitet, über dreihundert Varianten sind in West-, Nord- und Osteuropa aufgezeichnet worden“ ... „In einer dänischen Ballade des Mittelalters sitzt Brunhild (Brynhild) auf dem Glasberg, auf den sie ihr Vater gesetzt hat, und Siegfried (Sigward) reitet mit seinem Pferd hinauf.“ „Die Insel in der Nordsee ist die Glasinsel, und der Glasberg ist der Bernsteinberg“ (Huth, 1955, 18).

Viele Sagen vom Glasberg berichten, daß er von einem dreifachen Wasserring umgeben und für gewöhnliche Sterbliche unersteigbar gewesen sei. Dasselbe wird ja auch von dem „allseits niedrigen Hügel“ auf der Königsinsel Atlantis erzählt, den Poseidon in Urzeiten mit einem dreifachen Wasserring umgab, „so daß der Hügel für Menschen unzugänglich war; Schiffe und Schifffahrt gab es damals noch nicht“ (Krit. 113d).

Heine-Geldern hat den Nachweis geführt, daß diese Sagen oder Märchen „megalithische Mysterienlegenden“ seien, dieser Ansicht stimmt Huth zu (1950, 17 f.).

Es ist für uns Menschen von heute nicht leicht, den Sinn dieser megalithischen Mysterienlegenden zu ergründen. Wahrscheinlich ist mit der im Atlantisbericht überlieferten Vermählung Poseidons mit der Jungfrau Kleito (Krit. 113 d), die „hieros gamos“, die heilige Hochzeit, gemeint, durch die Fruchtbarkeit und Wachstum entstehen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die Verse des Euripides, der ja auch davon weiß, daß dort im Bernsteinland „der König der Götter die Hochzeit begangen“.

Dieser Mythos ist weit verbreitet und ist auch z. B. in der Sage von Siegfried und Brunhilds Vermählung erhalten oder in den Versen aus dem dänischen Lied von „Sivard, dem Königssohn aus Dänemark“. „Sivard, der hat ein Fohlen, und das hat er zahm gemacht. Er gewann stolz Bryniel auf dem Glasberg; das geschah am hellen Tag. Es ritten beides, Ritter und Gesellen, zumeist die besten, nach ihr aus. Keiner von ihnen könnt' den Berg ersteigen, zu gewinnen die schöne Jungfrau. Der Berg war beides, hoch und glatt, ihr Vater ließ sie darauf setzen. Der Geselle war auf Erden nicht, dem er sie zur Ehe wollte geben.“ . . . Schließlich meldet sich Sivard und reitet los, „der Weg war lang, der Pfad, der war viel ferne. Sivard sah den Glasberg kühn, die Jungfrau lacht ihm so sehre“, dann erringt Sivard Bryniel und vermählt sich mit ihr. Die Bryniel der dänischen ist die Brunhild der deutschen Sage.

Die Forscher sind sich einig, daß in diesen Sagen oder Märchen die „heilige Hochzeit“ (griech. „hieros gamos“) überliefert wird, die in den megalithischen Mysterienlegenden eine große Rolle spielt. Daß der für gewöhnliche Sterbliche unersteigbare Hügel auf der Bernsteininsel „glatt“ war, wird auch im Atlantisbericht überliefert, dort heißt es, daß Poseidon den Hügel abgeglättet habe (Krit. 113 d). Die Sage vom Glasberg, der heiligen Hochzeit usw. sind weltweit verbreitet, „sie tauchen fast wortwörtlich in Indonesien

und Polynesien auf und stammen hier nachweisbar vor der europäischen Entdeckung und Kolonisation", wie O. Huth ausführt (1950,16). O. Huth kommt daher zu dem Schluß: „Die Verbreitung dieser Märchen ist mit der Ausbreitung der Megalithkultur in Zusammenhang zu bringen" (1950, 16). Daß diese Sage aus dem Norden stammt oder im Norden lokalisiert wurde, geht daraus hervor, daß in vielen Überlieferungen der Glasberg unter dem Polarstern gesucht wird. Selbst in der indischen Sage vom Meru-berg, von dem dieselbe Geschichte erzählt wird, heißt es, daß der Meru-berg unter dem Polarstern liegt. O. Huth führt aus: „Der Name Meru bedeutet — wie Glasberg — ‚der leuchtende‘ Berg. Genau über ihm steht der Polarstern und ‚die Sterne umwandeln ihn in engeren und weiteren Kreisbahnen‘. Er hat drei ringförmige Absätze oder Stufen... Auf dem Gipfel des Meru wohnen die Götter und die Ahnenseelen" (1955,29).

Das alles scheint den Schluß nahezu legen, daß auf der Bernsteininsel bei Helgoland schon in der Frühzeit der Megalithkultur ein hohes Heiligtum stand, das entweder das Urbild für alle diese weit verbreiteten megalithischen Mysterienlegenden war oder diesen Mythen nachgebildet war. Hier wurde, so dürfen wir annehmen, der „hierogamos" im Kult gefeiert. Zahlreiche Felsbilder aus Skandinavien stellen diese „heilige Hochzeit" dar (O. Almgren 1934,118 ff.).

Zu der Angabe des Atlantisberichtes, der Tempel des Poseidon „hatte ein barbarisches Aussehen", sagt Chr. Hohenöcker: „Diese Bemerkung paßt gut für alle Bauwerke der Megalithkultur, soweit wir sie kennen, niemals aber z. B. für alles, was man bisher auf Kreta oder Santorin ausgegraben hat, wo Atlantis ja ebenfalls vermutet wurde" (1974, 17). Wir werden uns den Tempel des Poseidon auf der heiligen Insel als ein großes Megalith-Bauwerk vor-

stellen dürfen, dessen Allerheiligstes ein reich mit Bernstein ausgeschmückter Raum war, der der Kleito und dem Poseidon geweiht und dem öffentlichen Verkehr entzogen war.

Der Beilkult

Der Beilkult war in der Jungsteinzeit und Bronzezeit in allen Gebieten der Megalithkultur verbreitet.

Häufig wurden Beile in Gräbern oder unter Steinsäulen oder unter ehemaligen Häusern oder Herden gefunden, und zwar in einer Lage oder Anzahl, die deutlich zeigen, daß sie als Opferfunde angesehen werden müssen. Nicht selten hat man beobachtet, daß die Beile senkrecht in die Erde und mit der Schneide nach oben gesteckt und durch kleinere Steine in dieser Stellung befestigt wurden. Solche mit der Schneide nach oben in die Erde gestellten Beile wurden gefunden: zwei ungeschliffene, dünnbackige Flintbeile am Rande eines großen Steines in Lottorf, Kr. Schleswig. Vier vollständig gleiche Beile unter einem großen Stein bei Sörning Skov in der Gegend von Arhus. Ein geschliffenes dünnackiges Beil unter einem ehemaligen Herd auf einem Wohnplatz in Troldebjerg, Langeland. Drei Flintbeile in einem Dreieck angeordnet bei Bedsted, Hassing Harde, daneben lagen Bernsteinperlen, die offenbar neben das Beilopfer gelegt worden waren.

In der Bretagne fand der französische Forscher G. de Mortillet in sechs von sieben von ihm untersuchten Megalithgräbern Beile, die mit der Schneide nach oben senkrecht in die Erde gesteckt worden waren. In derselben Stellung wurden am Fuß eines Menhirs von Men Er Hroek fünf kleinere Steinbeile, davon vier aus Diorit, eins aus Fibrolit, gefunden. Im Inneren der Grabkammer Nr. 1 von St. Michel bei Carnac wurden neununddreißig Steinbeile, darun-

ter zehn aus Jadeit, gefunden. Alle steckten aufrecht mit der Schneide nach oben im Boden der Grabkammer. Diese Liste ist nicht vollständig, sie könnte durch Funde aus England und Irland ergänzt werden.

Die künstliche Stellung der Beile beweist ihren Opfercharakter. Die Vorgeschichtsforscher sprechen von einem „Beilgott“ oder einer „Gottheit, der das Beil heilig war“. Diesem „Beilgott“ waren auch sicherlich die unzähligen Beile als Opfer dargebracht, die in Gräbern oder in Mooren oder auf Feldern sorgfältig niedergelegt worden waren. Häufig handelt es sich bei diesen „Beilopfern“ um neue, ungebrauchte Beile, in anderen Fällen auch um zerbrochene Beile, deren Bruchstücke sorgfältig nebeneinandergelegt worden waren. Manchmal hat man für diese „Beilopfer“ seltenes oder wertvolles Material gewählt. So fand man z. B. in einem Opferfund von Hörðum in Ty fünf große Schaftlochäxte aus Bernstein (Bröndsted 1960, I, 330), an anderen Stellen fand man Beile aus dem anfänglich sicherlich kostbaren Kupfer, die zusammen mit Kupferspiralen oder kupfernen Schmuckplatten wahrscheinlich als Opfergabe vergraben worden waren. Unter einem Menhir der halbkreisförmigen Anlage — Cromlech — von Kerlescan wurde ein Kupferbeil gefunden, das aufrecht mit der Schneide nach oben vor der Aufrichtung der Steinsäule in den Boden gesteckt worden war.

Sicherlich waren auch die vielen Miniaturbeile aus Bernstein oder Ton, die an Halsketten getragen wurden, Symbole des Beilgottes. In der Ganggrabzeit waren solche dopelaxtförmigen Bernsteinanhänger „große Mode“ (Sprockhoff 1938, 141).

Der „Beilgott“ oder vielleicht ein Verehrer dieses Gottes, der ein riesiges Beil trägt, ist auf einer Felsplatte von Simrisham abgebildet. Auf einer mit zahlreichen Näpfchen oder Schalen verzierten Steinplatte von Schülldorf bei

Rendsburg ist eine geschäftete Axt eingeritzt, die ähnlichen Darstellungen in der Bretagne (Men Er H'Roeck, Mané-Kerinoed) oder in England (Stonehenge) gleicht.

Sicherlich wurde in der Megalithzeit die Gottheit, der das Beil heilig war, in besonderer Weise verehrt. Sehr wahrscheinlich stammte dieser Kult schon aus älteren Zeiten. Schwantes nimmt an, daß dieser Kult des Beilgottes aus dem Norden stammt, denn hier wurden „die ältesten Beile der Welt, mit denen eine neue Zivilisation der Menschheit anhebt, gefunden“ (1938,216). Weil diese ältesten Beile aus einem Flintkern herausgeschlagen wurden, nennt man sie „Kernbeile“. Beile dieser Art wurden in Dänemark zuerst in noch mittelsteinzeitlichen und in jüngeren Muschelhaufen (Kjökkenmöddinger) zahlreich gefunden. Es ist sogar ein geschäftetes Exemplar aus solch einem Fund erhalten. Die Vorgänger dieser Kernbeile aus Flint waren Beile aus Ren- oder Hirschgeweih, die zum Teil eine knöcherne, zum Teil eine eingefügte Schneide aus Flintstein hatten. Auch die ersten geschliffenen Beile stammen aus dem Norden Europas (Schwantes, 1938, 165), ebenso wurden die ältesten zweischneidigen „Amazonenäxte“ in diesem Gebiet gefunden. Schwantes sagt hierzu: „Es ist offenbar eine echt nordische Waffe, da man ihre allmähliche Entstehung aus Typen mit sehr wenig geschwungener Schneide zu solchen ausgeprägten Entwicklungsformen . . . verfolgen kann. Nach Westeuropa hin sind diese Streitbeile bis England und in die Bretagne verbreitet, dürften hier jedoch nicht ihren Ursprung haben, sondern auf Anregungen aus unserem Gebiet zurückzuführen sein“ (1938, 208). Schwantes datiert das Alter der ersten Beile im Norden in das 7. Jahrtausend v. Chr., eine Datierung, die nach den Untersuchungen C. Renfrews wohl mindestens um ein Jahrtausend hinaufgesetzt werden muß. Wenn man bedenkt, daß die ältesten Funde von Beilen in der Bretagne und in Eng-

land aus dem 4. oder 3. Jahrtausend v. Chr. stammen, dann wird man wohl Schwantes zustimmen müssen, der die Heimat der Megalithkultur, in der das Beil die Hauptwaffe war, und den Kult des Beilgottes im Norden Europas (Dänemark, Schleswig-Holstein) vermutet.

Wer aber war dieser Gott? Vielleicht helfen uns die Felsbilder diese Frage zu beantworten. Auf einer Bildplatte von Kivik sind zwei aufrecht stehende Beile oder Kultäxte dargestellt, die mit der Schneide auf eine Spitzsäule hin ausgerichtet sind. Offenbar soll eine enge Verbindung zwischen der Spitzsäule und den Beilen ausgedrückt werden. Dieselbe Verbindung zeigen die vielen Beilopfer, die am Fuße oder unter solchen Säulen gefunden wurden. Auch die Abbildungen von Beilen auf vielen Spitzsäulen oder Menhiren deuten diese Verbindung an. So fand man auf einer Säule von Stonehenge vier Beilklingen mit emporgereichten Schneiden zusammen mit einem Dolch eingemeißelt. Vor dem großen Ganggrab von Men Er Hroek in der Bretagne stand früher ein Menhir, der jetzt im Inneren des Grabes aufgestellt wurde. Auf diesem Menhir sind im oberen Teil vier geschäftete Beile, darunter ein Schild mit geschwungenen Linien, die als Stierhörner gedeutet wurden, und im untersten Teil wieder vier geschäftete Beile dargestellt. Im Inneren des Grabes fand man 102 Steinbeile und zahlreiche Perlen aus „Callais“, die zweifellos als Opfergaben niedergelegt worden waren.

Diese Funde und Felszeichnungen legen die Vermutung nahe, daß die Gottheit, der das Beil heilig war, auch der Gott der Säule gewesen ist.

Im Atlantisbericht wird überliefert, daß die Säule aus Bernstein, auf der die Gesetze Poseidons standen, im Mittelpunkt des Heiligtums des Poseidon errichtet worden war. Offenbar galt hier Poseidon als Gott der Säule und des Beiles. Dazu paßt gut, daß auch in Griechenland in

ältester Zeit Poseidon an Säulen verehrt wurde und daß er das Beil oder die Doppelaxt trug (Schweitzer, 1922, 93 ff.). Später wurde dann bei den Griechen der älteste Sohn des Poseidon, Atlas (Krit. 114 a), zum Gott der Himmelssäule oder Himmelsstützer, und Apollon wurde Rechtsgott und Schwurgott. An die Stelle des Beils oder der Doppelaxt bekam Poseidon dann den Dreizack. Es ist eine häufige Erscheinung in der Religionsgeschichte, daß Söhne der Götter oder „Hypostasen“ von Göttern die Funktionen älterer Gottheiten übernehmen.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß der oberste Gott der Friesen, Fosite, der mit Poseidon, dem Gott „aus der Urheimat des Nordens“, nicht nur dem Wesen, sondern auch dem Namen nach urverwandt ist, in der alten Sage von der Findung des Rechtes der Friesen die zwölf friesischen Asegen (Rechtssprecher) über das stürmische Meer ans heilige Land steuert. Dort warf der Gott seine Axt aufs Land, „da entsprang dort eine Quelle, deswegen heißt das dort zu ‚Axenshowe‘ (howe = fries. Tempel). Und zu Eswai kamen sie ans Land und saßen um die Quelle.“ Dort lehrte der Gott die Asegen das Recht. „Darum haben sie ihre Urteile zu geben zu ‚Axenshowe‘ und zu ‚Eswai‘“ (v. Richthofen, 1882, II, 419, 435 ff., 447, 459 f.). So war auch Fosite Axt- und Beilgott, Lehrer des Rechts und oberster Gerichtsherr, Retter in Seenot und Erwecker von Quellen wie Poseidon. Dieser Gott wird also wahrscheinlich der Gott sein, dem die Säule und das Beil heilig waren. Die Säule galt nach allgemeiner Meinung als Symbol der Himmelssäule, auf der der Himmel aufruht. O. S. Reuter hat gezeigt, daß diese Vorstellung, daß der Himmel auf einer Säule aufruht, „nur im Norden entstanden sein kann, wo die Säule, wenn auch ‚nach Norden geneigt‘, doch einigermaßen senkrecht empor zum Himmel ragt, nicht aber im Süden, wo der Pol sich tiefer und tiefer

zum nördlichen Himmelsrand neigt ... Wenn Spuren dieser Vorstellung auch bei den südlichen Völkern auftauchen (bei den Sumerern und Ägyptern), so müssen sie mit Wanderungen der Völker dorthin gekommen sein . .. Der astronomische Befund läßt eine Umkehrung der Entlehnungsrichtung nicht zu" (1922,1, 83, 86 ff., ähnlich II, 29 f.; 1934, 234).

Kleito, die magna mater

Der *Name* des Gottes Poseidon wird von den Sprachforschern mit dem griechischen Wort „*posis*“ = „*Gatte*“ (lat. *pot-is*, *pot-ens*, *got.faths*) in Zusammenhang gebracht und als „*Gatte*“ der „*magna mater*“ gedeutet (Kretschmer, Glottal, 1909, 27 ff.; XIV, 1926, 201; XV, 1927,187; ihm schließen sich an: W. Schulze, U. v. Wilamowitz-Möllendorff, O. Kern, Fr. Schachermeyr u. a.).

Damit stimmt überein, daß Poseidon auch im Atlantisbericht (Krit. 113 d—114 a) als Gatte der auf der Bernsteininsel geborenen Kleito genannt wird. Es wird berichtet: „In der Ebene lag in der Mitte, etwa 50 Stadien vom Meer entfernt, ein allseits niedriger Hügel. Auf diesem wohnte einer dort zu Anfang aus der Erde entsprossener Mann mit Namen Euenor mit seiner Gattin Leukippe. Sie hatten zusammen eine einzige Tochter, Kleito, gezeugt. Als das Mädchen das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte, starben Mutter und Vater. Poseidon aber, von Liebe zu ihr ergriffen, vereinigte sich mit ihr und umgab den Hügel, auf dem sie wohnte, ihn abglättend, mit einer starken Schutzwehr. Abwechselnd nämlich fügte er kleinere und größere Ringe von Meerwasser und Erde umeinander, und zwar zwei von Erde, drei mit Meerwasser von der Mitte der Insel aus wie mit einem Zirkel abgemessen, überall gleich weit voneinander abstehend, so daß der Hügel unzugänglich für Men-

schen wurde, denn Schiffe und Schifffahrt gab es damals noch nicht ... an Kindern erzeugte er fünf Zwillingspaare und zog sie auf" (Krit. 113 d—e).

Die Stelle von dem geweihten und dem öffentlichen Verkehr entzogenen Heiligtum der Kleito und des Poseidon, in dem sie einst am Anfang das Geschlecht der zehn Königssöhne gezeugt hatten, und das mit einem goldenen peribolos umhegt war, haben wir oben (S. 159) zitiert. Die kostbare Ausschmückung und die goldene Umhegung dieses Allerheiligsten, das dem öffentlichen Verkehr entzogen war, zeigt, daß hier das Zentralheiligtum der weitverbreiteten atlantischen Gemeinschaft lag. Hierhin mußten die Nachfahren der zehn Königssöhne aus allen zehn Herrschaftsgebieten ihre Opfergaben bringen.

Das Wort „peribolos“ kommt vom Zeitwort „periballo“ = herumwerfen, herumziehen. Damit ist eine goldene Kette gemeint, die um das Allerheiligste gelegt war. Das klingt zwar unwahrscheinlich, aber wir erfahren aus späterer Zeit, daß auch um das höchste Heiligtum der Schweden in Upsala eine goldene Kette gelegt war: „Jenes Heiligtum (in Upsala) umgibt eine goldene Kette, welche vom Giebel des Gebäudes herabhängt und den Herankommenden weithin entgegenblinkt“ (Scholiast zu Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte IV, 26; um 1050). Das war also der Raum, „wo der König der Götter (Poseidon) die Hochzeit begangen“ (Euripides, Hippolytos).

Weil hier die Kleito, die Urmutter, geboren worden war, und hier die zehn Zwillingssöhne zur Welt gebracht hatte, wurde die Stadt auf der Insel Basileia auch „Metropolis“ = Mutterstadt genannt (Krit. 115 c). Es fragt sich nun, ob wir im nordeuropäischen Raum und überhaupt im weiten Verbreitungsgebiet der Megalithkultur, Hinweise kennen, daß hier die „Urmutter“, die magna mater, verehrt worden sei. Das ist sicherlich der Fall.

In Beidorf, Kreis Rendsburg, wurde eine mannshohe Steinsäule aus der Megalithzeit gefunden, die an der Vorderseite mit zahlreichen Längs- und Querrillen und an der Rückseite mit zahlreichen „Näpfchen“ verziert ist. Der Kopf ist durch eine kreisrunde Rille angedeutet, zwei „Näpfchen“ in Augenhöhe stellen die Augen dar.

Vor dieser Steinsäule lag eine große Felsenplatte, in die ebenfalls zahlreiche „Näpfchen“ eingebohrt sind. Alle Vorgeschichtler, die sich mit dieser Steinsäule befaßt haben, haben auf ähnliche Steinsäulen oder Felszeichnungen der magna mater im weiten Verbreitungsgebiet der Megalithkultur hingewiesen. Die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen mit jenen megalithischen Menhiren oder Felszeichnungen sind so groß, daß man auch die Steinsäule von Beidorf als Darstellung der magna mater, der Urmutter, bezeichnen kann.

Aus der Ganggrabzeit sind aus dem nordeuropäischen Raum Gefäße bekannt, die das „Eulengesicht“ oder die großen „Strahlengaugen“ der magna mater zeigen. Unter diesen Gefäßen ist eins, das in fast völliger Übereinstimmung mit einem Gefäß aus einem Ganggrab bei Los Miliares die „Strahlengaugen“ der magna mater zeigt. Sogar die Anzahl und Anordnung der 27 Strahlen, die von jedem Auge ausgehen, sind völlig gleich. Wir werden bei der Besprechung des hohen Standes der Astronomie der Megalithiker auf diese „Strahlengaugen“ noch zurückkommen. Das „Eulengesicht“, die großen „Strahlengaugen“ und auch die Schlange, die häufig auch auf skandinavischen Felszeichnungen erscheint, gelten als „heilige Zeichen der magna mater“.

Aus der Bronzezeit Nordeuropas sind mehrere weibliche Statuetten bekannt (Fardal, Fangel-Torp, Viskö, Farö, Ferreslev und aus Pommern), „die kleinere Nachbildungen

größerer Kultbilder der weiblichen Gottheit darstellen" (Brøndsted, 1962, II, 226).

Die Statuetten von Viksö (Nordseeland) und die von Farö (Fünen) sind mit zu den Brüsten erhobenen Händen dargestellt. Bei letzterer sind allerdings die Arme abgebrochen, man erkennt nur mehr die beiden Hände unter den Brüsten. Diese Darstellung entspricht völlig jenen der magna mater auf Menhiren in Frankreich (Benezet, St. Sernin) und Spanien (Almeria, Los Miliars).

Überaus zahlreich sind im nordeuropäischen Raum die Opferfunde von häufig kostbaren Frauenschmuckstücken. Brøndsted sagt hierzu: „Es kann sich nur um eine weibliche Gottheit handeln, die diese Opfer entgegengenommen hat" (1962,11,207).

So gibt es viele Hinweise, daß schon in der jüngeren Steinzeit und dann auch in der Bronzezeit die magna mater im nordeuropäischen Raum verehrt wurde.

Die Heimat der Megalithkultur und das Datierungsproblem

Daß der Kult der magna mater in der Megalithzeit aus dem Orient auf dem Seeweg über die Mittelmeerinseln und die Küsten der Iberischen Halbinsel, Frankreichs und Englands nach Nordeuropa gekommen sei, wie viele Forscher annehmen, ist nicht wahrscheinlich.

Wahrscheinlicher ist, daß der Atlantisbericht recht hat, der überliefert, daß die Urmutter Kleito „am Anfang, als es noch keine Schiffe und keine Schifffahrt gab", auf der Bernsteininsel „von einem aus der Erde entsprossenen Mann" gezeugt worden sei. Der in der Megalithzeit so weit verbreitete Kult der magna mater und ihres Gatten wird dort entstanden sein, wo wir „die alte Heimat der Megalithik",

„den offenbaren Ausgangspunkt der Megalithkultur" (Schwantes, 1939, 221) zu suchen haben, nämlich im nord-europäischen Raum.

Bisher haben nur wenige Vorgeschichtler die Heimat der Megalithkultur im nordeuropäischen Raum angesetzt. Das lag an den unzulänglichen Datierungsmöglichkeiten, über die man bis vor kurzer Zeit verfügte.

Ältere Vorgeschichtler standen von vornherein unter dem Schlagwort „ex Oriente lux" und datierten daher alle archäologischen Funde in West- und Nordeuropa um mehrere Jahrhunderte *jünger* als datierbare Funde in Ägypten oder Mesopotamien. Im Jahre 1952 hat der amerikanische Naturwissenschaftler Willard F. Libby in seinem Buch „Radiocarbon Dating" (Chicago 1952) einen neuen Weg zur Datierung vorgeschichtlicher Funde gezeigt, der einigermaßen annehmbare Zeitangaben von Funden, die Kohlenstoff 14 enthalten (Holz, Torf, Knochen), ermöglichte. Inzwischen hat sich aber herausgestellt, daß auch diese Methode unzulänglich ist und häufig viel zu junge Datierungen liefert. Die Korrektur der bisherigen C-14-Datierungen konnte mit Hilfe der Dendrochronologie oder Baumringdatierung vorgenommen werden. Diese Methode basiert auf der Tatsache, daß jeder lebende Baum alljährlich neue Wachstumsringe ansetzt. Da man von dem Jahr an, in dem ein Baum gefällt oder umgestürzt wurde, einfach die Jahresringe zurückzahlen kann, ist es möglich, von jedem Jahresring anzugeben, in welchem Jahr er gewachsen ist. Da die Jahresringe in günstigen Jahren breiter wachsen als in ungünstigen, kann man sogar das Klima oder die Fruchtbarkeit der einzelnen Jahre erkennen. Charles W. Ferguson, Universität Arizona, konnte nun sehr alte Borstenzapfenkiefern benutzen, um „eine fortlaufende absolute Zeitfolge aufzustellen, die beinahe 8200 Jahre zurückreicht" (Donald A. Swan, 1971, 48).

„Vergleiche von Holzproben, die mittels beider, der Baumring- und der C-14-Methode, datiert wurden, ergaben im Ergebnis große Unstimmigkeiten. Bis 1500 v. Chr. sind die Differenzen zwischen den Ergebnissen beider Methoden nicht beträchtlich. Jedoch vor dieser Zeit „wird der Unterschied zunehmend größer und erreicht bei 2500 v.Chr. eine Größe von mehr als 700 Jahre“. „Diese C-14-Daten sind alle zu jung.“ (Swan, 1971, 50; C. Renfrew, 1971, 68). Der amerikanische Professor für Archäologie, Dr. Colin Renfrew, hat in einem aufsehenerregenden Aufsatz „Carbon 14 and the Prehistory of Europe“ (in: Scientific American, Oktober 1971) die Folgen dieser Korrektur der bisherigen C-14-Daten für die europäische Vorgeschichte untersucht. Er stellt fest: „Die Revision der C-14-Daten für Europa hat eine verheerende Wirkung auf die weitverbreitete traditionelle Zeitstellung. Der entscheidende Punkt ist nicht so sehr der, daß die europäischen Daten des 3. Jahrtausends alle mehrere Jahrhunderte *älter* sind als angenommen, sondern daß die Daten für Ägypten sich nicht ändern .. . Nun ist es klar, daß die Megalithbauten in der Bretagne früher als 4000 v. Chr. erbaut wurden, also ein Jahrtausend bevor die monumentale Grabarchitektur im östlichen Mittelmeer, und 1500 Jahre bevor die Pyramiden erbaut wurden. Der Ursprung der europäischen Begräbnissitten und -monumente darf nicht im Nahen Osten, sondern in Europa selbst gesucht werden“ (1971, 69 f.). Die megalithische Stadt von Los Miliars in Südspanien, die bisher mit der C-14-Methode in die Zeit um 2350 v.Chr. datiert wurde, ist tatsächlich um 2900 v.Chr. erbaut worden (Renfrew, 1971, 69). „Die Schlußfolgerung ist unausweichlich: Wir haben in der Vergangenheit die Originalität und Schöpferkraft der vorgeschichtlichen Europäer vollkommen unterschätzt“ ... „Die alte, weit verbreitete Ansicht von der Abhängigkeit Europas vom Nahen Osten

ist nicht länger haltbar" ... „Die europäischen Vorgesichtler müssen neu festlegen, in welchen Zeiten in Europa was geschah" (Renfrew, 1971).

In unserem Zusammenhang bedeutet das, daß die weitverbreitete Annahme, der Kult und die Verehrung der magna mater stamme aus dem Nahen Osten, nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, weil die Steinsäulen mit der magna mater in der Bretagne — und damit auch in Nordeuropa — älter sind als 4000 v. Chr. und damit älter als diejenigen im Nahen Osten.

Damit bekommt die Angabe des Atlantisberichtes, daß die Urmutter Kleito „von Anfang an", als es noch keine Schiffe und keine Schifffahrt gab, auf der heiligen Bernsteininsel geboren, also nicht von fernher dorthin gekommen sei, eine zusätzliche Stütze. Aus einer anderen Überlieferungslinie stammen die oben (S. 129) zitierten Angaben des Hekataios von den Hyperboreern. Auch in ihnen wird berichtet: „Auf dieser Insel (der Hyperboreer) soll Leto geboren sein." Die Kleito des Atlantisberichtes ist mit der Leto der Hyperboreerüberlieferung identisch. Daß bei der Übernahme der hyperboreischen Kunde in die griechische Sprache aus Kleito Leto geworden ist, „ist nur allzu verständlich" (Gehrts, 1967). „Im Germanischen ist aus Kleito Hlet-is und Hled-is geworden, die in der ‚alten Ahnenreihe‘ im Hyndlalied genannt wird. In den altertümlichen und helgoländischer Zugehörigkeit verdächtigen Helgi-Liedern kommt Hléthbjorg, Hléthburg vor" (Gehrts, 1967). „Diese Zusammenhänge bestehen sowohl lautgeschichtlich als auch bedeutungsmäßig" (Gehrts, 1967). Nach H. Gehrts bedeutet der Name Kleito, Leto, Hledis in allen Fällen „die Ruhmreiche" und Hléthbjorg = „die Ruhmburg" (griech. kleitos, lat. in-clutus, ahd hlut = berühmt, ruhmvoll, gefeiert).

Vielleicht ist die helgoländer Überlieferung, daß auf der Insel die Fußspuren der Heiligen Ursula zu sehen gewesen seien und die besondere Verehrung dieser Heiligen auf Helgoland (Siebs und Wohlenberg, 1953, 234) eine in christlicher Zeit umgeformte Erinnerung an diese Göttin.

Eine „Stadt“ in der Megalithzeit?

Es ist bezweifelt worden, daß es in Nordeuropa in der jüngeren Stein- und Bronzezeit eine „Stadt“ gegeben habe, wie sie uns als „Metropolis“ im Atlantisbericht geschildert wird. Aber auch Hekataios spricht von einer „Stadt“ auf der heiligen Insel der Hyperboreer, ebenso weiß Diodor von einer „umwallten Stadt“ der Atlanter, die der erste König gegründet hat, zu berichten. Die Entdeckung einer großen umwallten Siedlung aus der Megalithzeit bei Büdelsdorf, Kreis Rendsburg, bestätigt die Nachrichten von einer umwallten Stadt in Nordeuropa in jener Zeit.

In einer alten Flußschlinge der Eider, die ein etwa 18 m hohes Plateau von drei Seiten umgab, fand man 1969 eine mächtige Verteidigungsanlage, die eine etwa 10 Hektar große Siedlung der Megalithiker schützte. Während diese Siedlung nach drei Seiten durch die Steilabfälle und den Eiderfluß abgesichert war, wurde sie an der vierten Seite durch einen 300 m langen, 2,5 m tiefen dreifachen Graben, der zusätzlich mit einer Pfostenwand aus starken Baumstämmen geschützt war, befestigt.

Außer einer Fülle von Keramikscherben, Feuersteingeräten, Pfeilspitzen, fand man auch die Spuren ehemaliger Häuser, von denen eins 22 m lang war. Andere Häuser, deren Spuren man fand, hatten eine Dimension von 6 mal 10 m. Man fand unter anderem auch einen „Grillofen“, Tonteller und Tonplatten mit Griff und vieles andere mehr.

Die Ausgrabungen haben gezeigt, daß die bisherigen Vorstellungen über das Leben der jungsteinzeitlichen Megalithiker falsch waren. Eine derartige Großsiedlung, die man unbedenklich mit dem griechischen Wort „polis“ = Stadt bezeichnen kann, kann nur durch eine straff organisierte Gemeinschaft unter einheitlicher Bauleitung, die über große technische Kenntnisse verfügte, errichtet worden sein. Die befestigte Anlage von Búdelsdorf ist doppelt so groß wie die von Los Miliáres, die 5 ha groß ist und bisher als größte befestigte Stadt der Megalithiker galt. Die Datierung der megalithischen Stadt von Búdelsdorf wurde nach der C-14-Datierung in die Zeit um 2400 v. Chr. angesetzt. Aber wir haben oben erfahren, daß diese Datierung nach der C-14-Methode viel zu jung ist. Die Anlage der befestigten Stadt von Búdelsdorf wird voraussichtlich ebenso wie die von Los Miliáres, die nach der C-14-Methode ebenfalls in die Zeit von 2400 v. Chr. angesetzt wurde, auf 2900 v. Chr. datiert werden müssen.

Die zahlreichen, oft riesigen megalithischen Anlagen im ganzen Verbreitungsgebiet dieser Kultur hätten die Vorgesichtler davor warnen müssen, die Erbauer dieser Anlagen als „seßhafte Viehzüchter und Bauern, die sozial kaum organisiert waren und in winzigen Weilern in Großfamilien lebten“, zu bezeichnen.

So entkräften die Ausgrabungen bei Búdelsdorf, die noch nicht beendet sind, die Zweifel an der Existenz einer umwallten Stadt der Megalithiker in Nordeuropa.

Eine Siedlung im Schutz des Felsens von Helgoland mußte zu einer mächtigen Hafenstadt aufblühen, denn hier an der gemeinsamen Mündung der Eider, Elbe und Weser waren die Voraussetzungen für die Entstehung einer großen Siedlung besonders günstig. Schon die Nachricht, daß die Metropolis drei Häfen hatte, zeigt, daß hier der Seehandel von großer Bedeutung war. Als Elbe- und Weser-Nordsee-

hafen hatte sie im Seehandel die Bedeutung, die später Hamburg und Bremen übernahmen. Als Hafenstadt, von der aus man „aus diesem (Nordsee) ins gegenüberliegende Meer (Ostsee) fahren konnte“, war sie ebenfalls von großer Bedeutung, denn der Eider-Schleiweg ersparte den Seefahrern der Megalithzeit und der Bronzezeit und später auch den Wikingern den weiten und gefährlichen Umweg um Skagen. Die Metropolis lag in jenem Gebiet, in dem schon in der Jungsteinzeit das hochwertige helgoländer Kupfererz gewonnen und verarbeitet wurde, sie lag dort, wo das „Gold des Nordens“, der Bernstein-Oreichalkos „an vielen Stellen aus dem Boden gegraben wurde“. Zu dieser so außerordentlich begünstigten Lage der Metropolis kam noch die außerordentliche Fruchtbarkeit der stein-bronzezeitlichen Marsch, die durch ihren höheren Kalkgehalt noch fruchtbarer war als die heutige Marsch. Auch hier weiß die Sage noch von der Fruchtbarkeit des versunkenen Landes zu berichten. Die Friesen erzählen: „Die Bauern waren freie Herren und hielten ihr eigen Gericht unter dem blauen Himmel. Ihr Land trug Gras und Frucht in Hülle und Fülle und war so fruchtbar und fett, daß die Schuhe im Klee gelb wurden, wenn man hindurchging. Hatte ein Mann seinen Spieß im Gras niedergelegt, so war er in einer Nacht mit Klee überwachsen und am anderen Morgen nicht mehr zu sehen“ (Lübbling, 1929,4). So mußte an dieser so überaus günstig gelegenen Stelle, die zudem durch das damals noch größere Felsenmassiv von Helgoland gegen die Wogen der Nordsee geschützt wurde, eine Siedlung zu einer mächtigen und reichen Hafenstadt aufblühen und sich in ihr „eine Fülle von Reichtum ansammeln“ (Krit. 114d).

Die Vorgeschichtler haben schon lange erkannt, „daß der Seeverkehr in der jüngeren Steinzeit und erst recht in der Bronzezeit vorwiegend nach Westen über die Nordsee

ging", und sie führen „die besonders gesteigerte Wohlfahrt, die die Küsten- und Inselsiedlungen an der Nordsee erkennen lassen", auf diesen Überseehandel und „vor allem auf die Gewinnung des Bernsteins zurück, dessen Hauptfundstätten in der Stein- und älteren Bronzezeit an der Nordseeküste der jütischen Halbinsel lagen" (Schwantes, 1939, 572). Durch diesen Überseehandel nach England, Irland, Frankreich und Spanien sei „die Herkunft der außerordentlichen Goldschätze, über die die nordischen Bauern verfügten", zu erklären (Schwantes, 1939, 572). Auch Cl. Ahrens hat, wie wir oben (S. 66) hörten, erkannt, „daß wir der Insel Helgoland eine bedeutende Rolle im älterbronzezeitlichen Bernsteinland zuweisen dürfen"; Ahrens hat, weil der Felsen von Helgoland aus geologischen Gründen *nicht* der Fundplatz von Bernstein gewesen sein kann, die Bernsteininsel zwischen Helgoland und dem Festland lokalisiert (1966, 245).

So hat die Vorgeschichtsforschung gezeigt, daß auch die Bemerkung im Atlantisbericht richtig ist: „Vieles wurde ihnen (den Königen auf Basileia) als Herren unterworfenen Gebiete von außen zugeführt. Das meiste aber zum Bedarfe des Lebens bot die Insel selbst" (Krit. 114 d).

Es mag auch zutreffen, was von den drei Häfen auf der Insel Basileia berichtet wird: „Es wimmelte in ihnen von Schiffen und Kaufleuten, die von allen Orten dort zusammenströmten und durch ihr massenhaftes Auftreten bei Tage wie bei Nacht Geschrei, Getümmel und Lärm mannigfacher Art verursachten" (Krit. 117 e).

Elefanten auf Atlantis

In den bisherigen Abschnitten haben wir gesehen, daß die Angaben des Atlantisberichtes über die Lage der Königs-

insel, über die Bodenschätze, die auf ihr gewonnen wurden (Kupfererz, Bernstein), über die Organisation des Kernreiches, über die Aufstellung des Heeres, über den bedeutenden Seehandel, über die religiösen Vorstellungen und vieles andere mehr als zutreffend bezeichnet werden müssen. Das gilt auch, wie wir in den späteren Abschnitten sehen werden, von den Angaben dieses Berichtes von den schweren Naturkatastrophen, die die „Goldene Zeit“ des europäischen Nordens beendeten und über den großen Kriegszug der Atlanter durch Europa, Kleinasien bis an die Grenzen Ägyptens, wo sie abgewehrt wurden. *Nicht* zutreffen kann jedoch die Angabe, „daß auch das Geschlecht der Elefanten dort sehr zahlreich vertreten war“ (Krit. 114e).

Es gibt verschiedene Möglichkeiten der Erklärung, wie die Elefanten in den Kritiastext gekommen sein können. Man kann vermuten, daß hier eine falsche Übersetzung des ursprünglichen Textes vorliegt. Solche falschen Übersetzungen liegen ja, wie wir sahen, bei der Übersetzung des ursprünglichen Namens des Bernsteins mit „Oreichalkos“ (S. 4 ff.) und des ägyptischen Namens für den Mondmonat mit „etos“ = Jahr vor.

Daß der Atlantisbericht zweimal übersetzt worden ist, wird in Krit. 113 a behauptet: „Da nämlich Solon die Absicht hatte, diese Erzählung für eine eigene Dichtung zu benutzen, forschte er nach der Bedeutung der Namen und fand, daß jene Ägypter, welche als erste sie aufzeichneten, dieselben in ihre eigene Sprache übersetzt hatten. Er (Solon) erwog nun seinerseits den Sinn jedes Namens noch einmal zu überprüfen und übertrug ihn in unsere Sprache und schrieb ihn so nieder“ (Krit. 113 a). So sei es zu verstehen, daß „Namen barbarischer Männer“, gemeint sind die Atlanter, über eine ägyptische Übersetzung in griechischer Übersetzung erscheinen.

Bei diesem Hin- und Herübersetzen konnte es leicht zu falschen Übersetzungen ursprünglich „barbarischer Namen“ kommen. Wie Paul Kretschmer in einer Arbeit, die den Titel trägt: „Der Name des Elefanten“ (Wien 1952), gezeigt und der Sprachforscher M. Buchhardt bestätigt hat, entstammt der Name Elefant „einem gemeinindogermanischen Wort aus einer älteren Periode des Indogermanischen“, er lautete ursprünglich elebphant, daraus ist im Gotischen „ulbandus“ geworden. Dieser Name war ursprünglich eine Bezeichnung für den Urstier oder Auerochsen. Die hebräische Bezeichnung für den ersten Buchstaben des Alphabetes „aleph“ oder „eleph“ und die griechische für denselben Buchstaben „alpha“ erinnert noch daran, denn dieses Schriftzeichen stellt einen Stierkopf α = α dar.

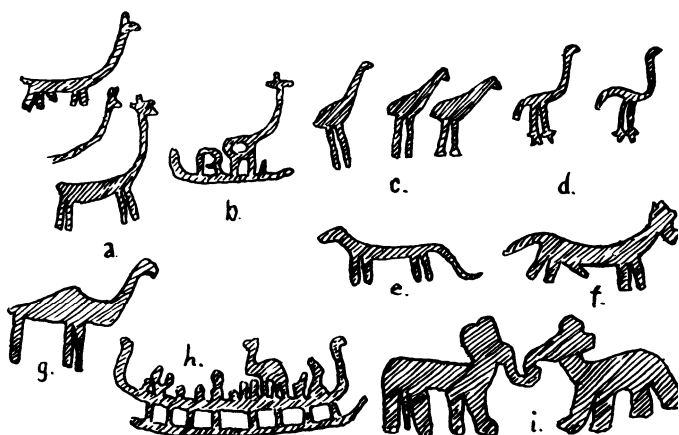
Kretschmer schreibt: „Zwischen den Namen dieser Großtiere haben offenbar Verwechslungen stattgefunden, weil diese Tiere teils selten, teils unbekannt waren“ (1952, 309).

Es mag also vielleicht ein „barbarischer Name“, also ein urindogermanischer Name, der etwa „elebphant“ lautete, von den „Ägyptern, welche als erste“ den Bericht übersetzten oder von Solon, der ihn dann wieder ins Griechische übersetzte, mit Elefant verwechselt worden sein. Eine andere Möglichkeit, diese Fehlübersetzung zu erklären, besteht darin, daß einer der Abschreiber des Solonberichtes das Wort „elaphos“ = Hirsch irrtümlich als „elephas“ = Elefant gelesen und niedergeschrieben hat.

Man kann vielleicht auch daran denken, daß ja, wie die Texte und Wandbilder von Medinet Habu beweisen, die gefangenen Libyer und die gefangenen „Völker vom Weltmeer im Norden“ zusammen verhört wurden. In Libyen gab es damals, wie die bronzezeitlichen Felszeichnungen beweisen (L. Frobenius, 1925), und noch viel später, wie Herodot (IV, 191) berichtet, zahlreiche Elefanten. Es kann

leicht sein, daß die Aussagen der libyschen und der nordischen Gefangenen durcheinandergeraten sind.

Völlig unwahrscheinlich scheint die Vermutung zu sein, daß es im Norden Europas in der Bronzezeit wirklich noch Elefanten gegeben habe. Bei dieser Vermutung wird darauf hingewiesen, daß auf schwedischen Felszeichnungen tatsächlich Elefanten abgebildet sind. L. Baltzer hat in seinem Werk „Hällristingar fran Bohuslän" (Göteborg 1881-90; deutsch im Folkwangverlag Hagen i. W. 1919) Elefantenbilder von Felszeichnungen in Bohuslän wiedergegeben, und schreibt zu einer Felszeichnung: „Dieses Tier kann nur ein Elefant gewesen sein" „Gegen diese Interpretation muß



Afrikanische (?) Tiere auf den bronzezeitlichen Felszeichnungen von Bohuslän: a) Giraffen (?), b) Giraffe auf Schiff (?), c/d) Strauße (?), e) Panther (?), f) ?, g) Kamel (?), h) Kamel auf Schiff (?), i) Elefanten (?)

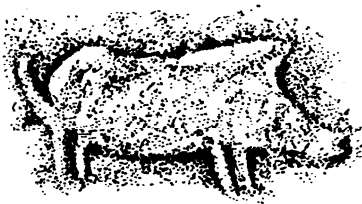
sich natürlich ein Sturm von Empörung erheben, und ich nehme gern daran teil. Ich bin selbst empört über diese

Sache, aber ich weiß nicht, ob mehr darüber, daß diese Tiere abgebildet sind, oder darüber, daß man sie nicht hat sehen wollen, weil sie unbequem sind ... Die großen Ohren und die gebogenen Zähne lassen im übrigen auf den afrikanischen Elefanten schließen" (1919, 46).

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, daß bei einer Tauchexpedition ein Elefantenstoßzahn gefunden wurde. Helgoländer Fischer berichteten auch, daß 1914 beim Hummerfang auf dem „Steingrund“ ein gut erhaltener Elefantenschädel mit beiden Stoßzähnen gefunden worden sei, der auf Helgoland bis zu den schweren Bombardements noch zu sehen war und seither verschollen ist. (Vgl. Abb. S. 449 gegenüber).

Die Felszeichnungen von Elefanten in Bohuslän wird man nicht als Beweis dafür ansehen dürfen, daß es in Nord-europa in der Bronzezeit noch Elefanten gab, aber wohl als Hinweis, daß Nordleute bei ihren Fahrten nach Nordafrika afrikanische Elefanten gesehen und diese nach Rückkehr in ihre Heimat in Felsen geritzt haben.

Sicherlich ist die Frage, wie die „Elefanten“ in den Kritiasdialog kommen, schwer zu lösen. Ihre Erwähnung kann die vielen Beweise, daß der Atlantisbericht eine „Germania“ aus der Bronzezeit ist, nicht aufheben. Die Erwähnung der Elefanten kann von denen, die Atlantis im Gebiet der Azoren (I. Donnelly), der Kanaren (D. Wölfel), auf Kreta (J. V. Luce), auf Thera (A. Galanopoulos) lokalisiert haben, *nicht* als Gegenbeweis gegen die Feststellung angeführt werden, daß das Königreich Atlantis, „das sich über viele Inseln und Teile des Festlandes“ „am Atlantischen Meer“ (= Nordmeer) (Tim. 25 a) erstreckte, im nordeuropäischen Raum lag, weil es dort keine Elefanten gab. Elefanten gab es nämlich auch nicht in den eben angeführten Gebieten. Brandenstein sagt in seiner eingehenden Untersuchung: „Wo immer man daher Atlantis ansetzen mag, es konnte



Bronzezeitliche Felszeichnungen von Norrköping, Ost-Schweden
 1) Wildschwein, 2) Hirsch, 3) Nashorn (?), 4) Nashorn nachträglich
 zum Vergleich eingefügt

dort keine Elefanten geben ... Daher müssen wir die Elefanten als eine Ausschmückung Platons (oder schon besser Solons, der die Kenntnis dieses Tieres aus Ägypten mitgebracht haben mag) betrachten" (1951, 80).


Die zehn Reiche der Könige von Atlantis

Von den Königen von Atlantis und ihren Nachfahren wird berichtet, „daß sie nicht nur diese Insel, sondern auch noch viele andere Inseln sowie Teile des Festlandes beherrschten. Außerdem beherrschten diese Könige noch von den Ländern am Binnenmeer (= Mittelmeer) Libyen bis nach Ägypten und Europa bis nach Tyrrhenien. Diese ganze zur Einheit zusammengeballte Macht hatte einst den Plan, euer (der Griechen) und unser (der Ägypter) Land sowie überhaupt alles Land innerhalb der Meerenge (von Gibraltar) durch einen einzigen Kriegszug in ihre Gewalt zu bringen" (Tim. 25 b). An anderer Stelle heißt es, daß Atlas, der Älteste der Zwillingsbrüder, das Kernreich, das nach ihm den Namen Atlantis bekam, erhalten habe und sein Zwillingsbruder Gadeiros „den äußersten Teil, von den Säulen des Herakles bis zum Gadeirischen Land, wie es noch jetzt in jener Gegend genannt wird, erhielt" (Krit. 114 b). Nachdem die Namen der fünf Zwillingspaare genannt werden, wird berichtet: „Diese nun sowohl selbst als auch ihre Nachkommen wohnten dort viele Menschenalter hindurch nicht nur als Herrscher über viele andere Inseln im Meere, sondern auch, wie schon früher bemerkt, als Gebieter über die innerhalb (der Säulen des Herakles) Wohnenden bis nach Ägypten und Tyrrhenien" (Krit. 114 c). In Krit. 119 c wird überliefert, daß die Herrschaft und Gemeinschaft (archè kai koinonia) unter den zehn Zwillingen und ihren Nachfahren durch Poseidons Gesetze geregelt worden sei. Diese Angaben waren für viele „Atlantisforscher" der Grund, warum sie den Atlantisbericht als „ahistorisches Märchen" oder als „einen Utopiaroman ohne historischen Hintergrund" bezeichnet haben. A. Schulten sagt von diesen Angaben: „Dies alles schwebt in den Wolken und ist reine Phantasie" (1948, 12). Man konnte sich einfach nicht

vorstellen, daß es in vorgeschichtlichen Zeiten eine so weit verbreitete Gemeinschaft gegeben haben kann.

Aber das archäologische Tatsachenmaterial und die Texte aus der Zeit Ramses III. widerlegen auch in diesem Fall die Meinungen der Skeptiker. Tatsächlich gab es in allen diesen Gebieten seit der jüngeren Steinzeit — und vielleicht sogar schon seit der mittleren Steinzeit — eine Gemeinschaft auf allen Kulturgebieten, „die von regen Beziehungen der in ihnen ansässigen Völkern kündet“ (Schwantes, 1939, 221).

Die „Gemeinschaft“ oder die „regen Beziehungen“ der Völker, die an den Küsten oder auf den Inseln in Nord-, West- und Südwesteuropa und in Nordafrika ansässig waren, wird besonders deutlich in der Gleichheit der Megalithanlagen und der Grabbräuche, die sich in allen diesen Gebieten nachweisen lassen.

In Nordafrika findet man dieselben Megalithgräber, megalithischen Steinkreise, Menhire, Grabbräuche und „totenkundliche Neuerungen“ (Schwantes, 1939, 221) wie in allen anderen Gebieten dieser Kultur. Die Felszeichnungen Nordafrikas „zeigen verblüffende Ähnlichkeit, ja häufig völlige Übereinstimmung mit den nordischen Felszeichnungen“ (L. Frobenius, 1925). Hier wie dort sind Gestalten mit Strahlenkronen, Lurenbläser, Henkelkreuze, Sonnensymbole, Trojaburgen, Spiralen, runenähnliche Zeichen, Fußsohlen und Näpfchen in die Felsen geritzt oder gebohrt. Das Märdiengut bei den Berbern ist dasselbe wie bei den Völkern im Verbreitungsgebiet der Megalithkultur. Die Schädel und Skelettreste, die man in den Megalithgräbern gefunden hat, gehören überwiegend der Cromagnonrasse an wie auch in den anderen Gebieten. Die Tamahu, die Erbauer der Megalithanlagen in Nordafrika, werden auf den ägyptischen Wandbildern blond und blauäugig dargestellt, sie werden mit dem „Schiffszeichen“  versehen, wie es

genauso auf skandinavischen Felsbildern überaus häufig erscheint. Die Streitwagen der Libyer auf den nordafrikanischen Felsbildern sind dieselben wie z. B. jener auf dem Grabmal von Kivik: der Rosselenker steht nicht auf der Wagenachse, sondern auf der Deichsel und lenkt offenbar durch Gewichtsverlagerung die beiden Rosse. Wölfel sagt hierzu: „Das sind starke Abweichungen vom im Ägyptischen üblichen Wagentyp" (1942, 108).

Diese und andere Gemeinsamkeiten lassen D. Wölfel von einer „innigen Verbindung" zwischen den Völkern „Weißafrikas", wie er die von den weißen Völkerschaften der Tamahu und Libyer bewohnten Gebiete Nordafrikas nennt, und den Megalithikern in Südwest-, West- und Nordeuropa sprechen.

Diese „innige Verbindung" zwischen Tamahu, Libyern einerseits und den „Nordmeervölkern" andererseits wird auch durch die Texte Ramses III. bewiesen, der von einer „confederation" der Tamahu und Libyer und anderer Völkerschaften mit den Nordmeervölkern berichtet und angibt, daß diese Völker unter dem Befehl der Nordmeervölker standen (Medinet Habu, Tafel 46).

Die ersten Archäologen, die die engen Beziehungen der nordafrikanischen Megalithiker mit denen in Nordeuropa feststellten, waren die französischen Forscher Férand und Latourneux. Sie untersuchten die nordafrikanischen Megalithgräber, Steinkreise, Menhire und Grabbeigaben und schlossen „auf einen Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Aufenthalt der nordischen Wanderer in Nordafrika" (zitiert bei E.Krause, 1891, 69). Sie schrieben u.a.: „In Bu Merzug ist im Umkreis von zwei Meilen das ganze Land, welches die Quellen umgibt, die Berge sowohl wie die Ebene, mit Monumenten megalithischer Form, Dolmen, Halbdolmen, Cromlechs (Steinkreise), Menhirs, Steinalleen und Grabhügeln bedeckt" ... „Die Erbauer derselben waren

das Dolmenvolk, welches von den Gestaden der Ostsee kommend, England, Frankreich und die Iberische Halbinsel durchwandert hat, um schließlich als blonde und blauäugige Libyer, als das Nordvolk der Tamahu, die alten Ägypter zu beunruhigen" (Krause, 1891, 69). Tamahu erscheinen in den ägyptischen Texten „spätestens um 2400 v. Chr., sie gehören einer Völkerwelle von nordischem, europäischem Typus an" (G. Möller, 1920/21, 428). Die Libyer tauchen mit diesem Namen zum erstenmal im Jahre 1227 v.Chr. auf. Einige Forscher halten die Libyer für direkte Nachfahren der Tamahu, andere meinen, daß sie zwar stamm- und blutsverwandt mit den Tamahu gewesen seien, aber doch eine neue Welle einwandernder Nordvölker darstellen. Die Tamahu dürfen nicht mit den Tehennu verwechselt werden, wie die Ägypter ein dunkelhäutiges, schwarzhaariges Volk, wohl die Ureinwohner Nordafrikas, nennen. Die Tehennu werden in altägyptischen Texten schon lange vor den Tamahu genannt. W. Hölscher weist auf die „engen Beziehungen" zwischen Ägyptern und Tehennu hin (1937, 16) und stellt fest, daß die Tamahu, Libyer und Maschwesch sich „in jeder Beziehung gegenüber den Tehennu unterscheiden" und zu den Nordvölkern zu zählen sind (1937,12).

Die „engen Beziehungen" oder die „Gemeinschaft" der Tamahu und Libyer mit den Nordmeervölkern geht auch aus der Tatsache hervor, daß diese weißen Völkerschaften „von nordischem, europäischem Typus" den Atlas verehrten, nach dem sie das höchste Gebirge ihres Landes benannten, und den Poseidon, wie Herodot berichtet (II, 50, IV), 180, 188). So beweisen die gleichen Megalithanlagen, die gleichen Beerdigungsriten, die gleichen Rassemerkmale, die gleichen Götterkulte, die gleichen Schiffs- und Wagentypen und vieles andere mehr die „innigen Beziehungen" oder, wie es im Atlantisbericht heißt, „die Gemeinschaft" zwi-

schen den Bewohnern Weißafrikas und den Völkern der Megalithkultur bis hin nach Nordeuropa.

Zwischen diesen Völkern und einer frühen Einwanderungswelle auf den Kanarischen Inseln haben ebenfalls enge Beziehungen bestanden. D. Wölfel schreibt u.a.: „Was in den letzten Jahren auf den Kanarischen Inseln archäologisch neu gehoben wurde, ist durchaus eine Bestätigung dafür, daß diese Inseln der Außenposten einer frühen Hochkultur waren mit provinziellen barbarisierten, aber doch unverkennbar hochkulturellen Erscheinungen. Große städtische Siedlungen sind mittlerweile entdeckt worden, Grabanlagen gewaltiger Art und die Inschriftenfunde häufen sich immer mehr" (1955, 181). Wölfel erwähnt Schiffsgravierungen auf einer Felswand von Gran Canaria, „die unzweifelhaft mit den Schiffsdarstellungen auf skandinavischen Felswänden" zusammengehören und schreibt dann: „Jene kühnen Seefahrer des Megalithikums, welche engste kulturelle Zusammenhänge zwischen Südspanien, der Bretagne, den britischen Inseln und Skandinavien herstellten, haben offensichtlich auch schon die Kanaren erreicht ..." (1955, 185). Die Kanaren verehrten den Gott der Weltsäule, den sie „Gott, der den Himmel hält" nannten (O.Rößler 1941/42, 360). Der Name „Ataman" für „Himmel" bei den Kanaren läßt D. Wölfel vermuten, sich diesen Gott „als eine Art Riesen Atlas, als einen Weltsäulengott, vorzustellen" (1941/42, 361). Rößler schreibt: „Dieser heilige Felsen, dessen Name ja schon ‚der Festhaltende' bedeutet, war für die Kanarier kein beliebiger Felsen, der zufällig umfallen und Menschen bedrohen könnte, er war vielmehr der Unterpfand des Bestehens der Welt, die Stütze, die ihnen Himmel und Erde festhielt, mit einem Wort die Weltsäule, die, wie es uns im Glauben verschiedener Völker begegnet, als gefährdet galt, deren drohender Einsturz, der das Ende der Welt bedeuten würde und den Menschen den

Untergang brächte, durch Opfer verhindert werden mußte. Die Kraft der Weltsäule mußte durch ständige Leberopfer (die Leber ist ja nach verbreitetem Glauben Sitz und Träger des Lebens) immer wieder erneuert werden" (1941/42, 362). Rößler kommt zu dem Schluß: „Die Kanarier weisen unverkennbare Beziehungen (in ihrer Rasse, ihrer steinzeitlichen Sachkultur, in Glauben und Brauch) zu nördlicheren, europäischen Völkern, ja zu den Indogermanen auf" (363).

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang, daß die Schädel- und Skelettfunde auf den Kanaren zeigen, daß die Bevölkerung der Cromagnonrasse angehörte (D. Wölfel, 1942, 100), daß die ersten spanischen Eroberer die Einwohner der sieben kanarischen Inseln als weißhäutig, blond und blauäugig beschreiben. Der spanische Gelehrte Joseph de Viera y Clavija berichtet, er habe „selbst Mumien von Guanchenfrauen (Guanchen wurden die Bewohner der kanarischen Inseln genannt) mit wohlerhaltenem, goldfarbigem Haar gesehen" (O. Rößler, 1941/42, 357).

Die Kanaren hatten das Doppelkönigtum, ihr Heiligtum war mit roten, weißen und schwarzen Steinen geschmückt, sie kannten das Beilopfer. Felsritzungen von Pferden und Wagen zeigen (Biedermann, 1974, 14), daß sie das gezähmte Pferd kannten, wie uns das ja auch im Atlantisbericht überliefert wird.

Diese und viele andere Einzelheiten aus der Kultur der Kanarier lassen O. Huth zu der Feststellung gelangen: „Wir haben hier (auf den Kanaren) gewissermaßen den stehengebliebenen Rest der westeuropäischen-nordischen Megalithkultur vor uns" (1939, 133). Die Kanarier hatten eine Überlieferung von einer furchtbaren Weltkatastrophe, welche vor Jahrtausenden mit schwersten Erdbeben und einer ungeheuren Flut die Erde heimgesucht hätte. Auch ihre Heimat sei damals überflutet worden. Ihren Vorfahren

sei aber die Rettung gelungen, weil sie sich auf die Gipfel der Berge retteten, die aus dem Wasser hervorragten (Braghine, 1939, 129).

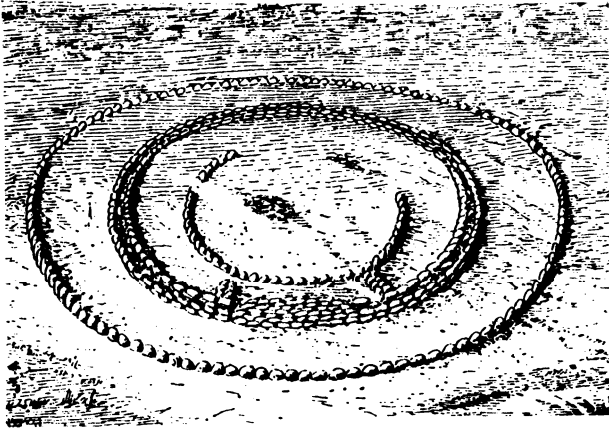
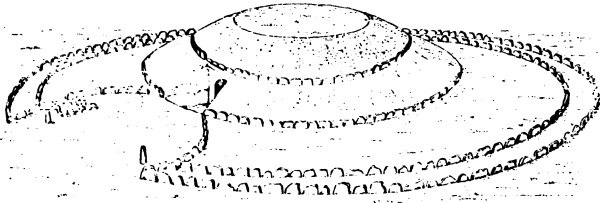
Um 1200 v. Chr. muß Gran Canaria von einem verheerenden Vulkanausbruch heimgesucht worden sein. Nach langer Ruhezeit brach der Vulkan auf dieser Insel aus und bedeckte sie mit einer mächtigen Lava- und Aschenschicht. Man fand ähnlich wie auch auf Thera-Santorin einen stehengebliebenen Pfahl und einen Pinienstamm unter diesen vulkanischen Ablagerungen. Eine C-14-Datierung durch Prof. Dr. H. U. Schmincke, Bochum, ergab ein Alter von 3075 Jahren \pm 100. Damit wäre ein verheerender Ausbruch auf Gran Canaria für die Zeit zwischen etwa 1000 und 1200 v. Chr. nachgewiesen.

Wir dürfen vermuten, daß auch dieser Ausbruch gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. stattfand, in der nach Suball (1958,106) „die letzte große Erdbebenwelle und die letzte Steigerung der Vulkantätigkeit unsere Erde heimsuchte“.

So mögen wohl auch die kanarischen Inseln zur „Gemeinschaft“, von der der Atlantisbericht erzählt, zu rechnen sein wie die Gebiete „Weißafrikas“.

Ein weiteres Teilreich dieser Gemeinschaft lag „in Europa bis nach Tyrrien“. Unter dieser Bezeichnung müssen wir die Küstenländer und Inseln im westlichen Mittelmeer verstehen. Tatsächlich gibt es hier eine Megalithkultur mit zahlreichen Ganggräbern, Cromlechs und Menhiren, die jenen in den anderen Gebieten dieser Kultur gleichartig sind.

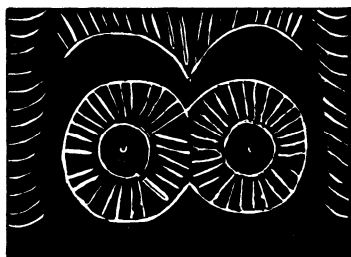
Von den zahlreichen megalithischen Bauwerken sind hervorzuheben: die megalithische Stadt von Los Miliaries etwa 14 km nördlich von Almeria in der Nähe der reichen Kupfererzminen des Gadorgebirges. Im fruchtbaren Tal des Anderax erhebt sich ein Plateau, auf dem, ähnlich wie in



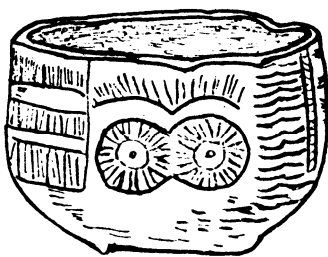
Megalithische Steinkreise wie in Nordeuropa, England, Spanien
und
Nordafrika

Büdelndorf, diese befestigte Stadt erbaut war. Auch hier wurden die Spuren von Wällen mit einer starken Pfostenwand, Reste eines Aquäduktes, der das Wasser einer Quelle in die Stadt leitete, Reste von Häusern aus Trockenmauerwerk u. a. gefunden. In der Nähe von Los Miliare lies eine Nekropole mit 75 Megalithgräbern, unter ihnen solche mit dem „Seelenloch“, d. h. mit einem meist runden Loch in der Eingangsplatte. Nicht selten waren die Tumuli, die über den Megalithgräbern aufgeschüttet worden waren, mit

mehrfachen Steinkränzen umgeben, ähnlich wie in den anderen Gebieten der Megalithkultur. Zahlreiche Idole der magna mater wurden in der Totenstadt von Los Miliare gefunden, auf denen die Urmutter mit den großen „Strahlengenen“, dem „Eulengesicht“, und mit zu den Brüsten erhobenen Händen dargestellt ist. Auf einer Schale aus einem Megalithgrab ist die magna mater mit den großen Augen, von denen 27 Strahlen oder Wimpern ausgehen, dargestellt, eine Darstellung, die in allen Einzelheiten jener aus einem dänischen Ganggrab entspricht (siehe oben S. 172 und Abb. unten). Häufig waren in den Gräbern Beile als



Das Augenmotiv auf einem Gefäß aus einem dänischen Ganggrab (um 2000 v. Chr.). Die Augenpunkte werden von je 27 „Wimpern“ umgeben; man stößt damit auf die Zahl 56



Schale aus Los Miliare mit Augenmotiv

Opfergaben niedergelegt oder Schmuckketten mit Miniaturbeilen, darunter eine aus Bernstein, die jenen aus Gräbern Dänemarks oder Schleswig-Holsteins völlig gleicht. Natürlich fand man außer diesen typischen megalithischen Grabbeigaben auch solche aus anderen Kulturkreisen. Das

ist bei dem Überseehandel, den Los Miliare betrieb, nicht anders zu erwarten.

Wir haben schon oben gehört, daß die megalithische Stadt von Los Miliare nicht um 2400 v. Chr. erbaut wurde, wie man nach der C-14-Datierung bisher angenommen hat, sondern um 2900 v. Chr. Die megalithischen Anlagen sind hier also wesentlich jünger als diejenigen in der Bretagne, die „früher als 4000 v. Chr. erbaut wurden“, und *älter* als die monumentale Grabarchitektur im östlichen Mittelmeer. Sie ist also *nicht* „eine degenerierte Verkümmern der ostmittelmeerischen bzw. orientalischen Großsteinbauten“ (Gordon Childe, 1950, ähnlich S. v. Cles-Reden, 1960), sondern eine ältere, primitivere Vorstufe der jüngeren, hochentwickelten Grabarchitektur im Vorderen Orient und in Ägypten. Daß die megalithischen Grabanlagen *älter* und eine Vorstufe der ägyptischen Mastabas, aus denen sich die Pyramiden entwickelt haben, sind, hat die Archäologin Elise Baumgärtel schon 1926 überzeugend nachgewiesen.

Ein zweites megalithisches Zentrum in Südspanien liegt nördlich von Malaga am Fuß der Sierra de Torcales am Rande einer fruchtbaren Hochebene bei Antequera. Dort fand man riesenhafte Megalithgräber, die von der Herrschaft mächtiger Geschlechter zeugen. Sehr wahrscheinlich haben die Megalithiker von Antequera ähnlich wie die von Los Miliare die reichen Vorkommen von Kupfer-, Silber- und Bleierzlagern in der Nähe ausgebeutet. Hervorzuheben ist das Ganggrab Cueva del Romeral mit einem 23 m langen Gang, der in ein etwa 4 m hohes Grab führt. Das „falsche Gewölbe“, d.h. die überkragenden Steine dieses Raumes, ist bedeckt mit einer 6 m langen und 80 cm dicken Platte, hinter diesem Raum liegt ein kleinerer, eine Totenkammer, der mit dicken Platten gepflastert und bedeckt ist. Die gesamte Anlage mißt 44 m. Die Verwandtschaft der

Cueva del Romeral mit dem berühmten „Schatzhaus des Atreus“ bei Mykene ist verblüffend. Dieses Megalithgrab ist aber keine „barbarisierte Form“ des Atridengrabes, sondern eine ältere Vorstufe desselben.

Ein zweites großartiges Ganggrab ist die Cueva de Menga bei Antequera. Dieses Ganggrab ist in den Kalktuff eines Hügels eingesenkt. Ein 25 m langer Gang führt in eine Grabkammer, deren Decke von einem einzigen riesigen Block gebildet wird. Mächtige Steinsäulen von etwa 3 m Höhe tragen diesen Block, der etwa 170 Tonnen schwer ist. Er wurde, wie auch die anderen Platten und Säulen, aus einem Steinbruch in etwa 1 km Entfernung herangeschleppt. Sibylle von Cles-Reden schreibt: „Vor den Steinmassen, die für die Cueva de Menga bewegt wurden, erscheint die Bewältigung der technischen Probleme der großen Megalithbauten Westeuropas kaum begreiflich, da die Mechanik jener Zeit noch in den Kinderschuhen steckte“ (1960, 204). Wir werden aber sehen, daß bei älteren Megalithbauten in der Bretagne noch gewaltigere Steinmassen aus viel größerer Entfernung herantransportiert wurden und die Mechanik jener Zeit keineswegs „in den Kinderschuhen steckte“. Andere Ganggräber bei Antequera, wie z. B. die Cueva de Viera sind kleiner, letzteres hat aber immerhin einen Gang von 21m Länge, ein „Seelenloch“ führt in den Gang, der wie das Grab mit sauber verlegten Platten gepflastert ist. Auch an der südfranzösischen Küste, vor allem in den sechs Provinzen der Landschaft Languedoc, aber auch in der Provence befinden sich zahlreiche Megalithgräber, die jenen in Südspanien gleichen. In ihnen fand man kupferne Griffzungendolche, Ringe, Spiralen aus Kupfer, Perlen aus Callais und aus Gold und zahlreiche Glockenbecher, die offenbar aus Südspanien importiert worden sind. Die Kupferfunde zeigen, daß diese Gräber der Kupferzeit angehören, also jünger sind als die Dolmen und

älteren Ganggräber der Bretagne und Nordeuropas, in denen das Kupfer erst in der jüngeren Ganggrabzeit erscheint. Auch in diesen Gräbern wurden zahlreiche Beile gefunden, die dort offenbar als Opfergabe niedergelegt worden waren. Zahlreiche weibliche Menhirenstatuen — etwa 50 allein in der Landschaft Languedoc — die häufig „Strahlengaugen“ oder zu den Brüsten erhobene Hände oder beides zeigen, beweisen, daß auch hier der Kult der magna mater geübt wurde.

Mit welchen *Namen* die Bevölkerung an der südspanischen und südfranzösischen Küste einst bezeichnet wurde, wissen wir nicht. Es ist möglich, daß einige der Namen der großen „confederation“, die unter dem Befehl der Nordmeervölker um 1200 v.Chr. gegen Ägypten vorstieß, Völker aus diesen Gebieten bezeichnen. Zu diesen Völkern, die sonst nicht lokalisiert werden können, gehören die Seped, Meshwesh, Pebekh, Isi, Menesen u. a. (Medinet Habu, Tafel 22, 44).

Daß *einer* von den drei Heereszügen, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. von Norden her durch Europa zogen, den großen französischen Strömen Rhone, Seine, Loire und Garonne entlang an die südfranzösische Küste gelangte, hat der französische Fachmann für vorgeschichtliche Metallurgie Jean R. Marechal anhand zahlreicher Funde nachgewiesen. Marechal lokalisiert „das Epizentrum (der Völker der Großen Wanderung) in Südkandinavien und im dänischen Inselmeer und den nebenliegenden Gebieten“ und spricht von „einer weit verbreiteten atlantischen Gemeinschaft, die sich von Skandinavien bis zur Pyrenäenhalbinsel und sogar bis ins Mittelmeer ausdehnte“ (1959, 232 ff.).

Auch J. Wiesner hat in seinem Werk „Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer“ (Berlin 1943) nachgewiesen, daß

die Große Wanderung auch die Küsten und Inseln im westlichen Mittelmeer erfaßte.

Auch auf den Inseln im westlichen Mittelmeer gibt es eine Megalithkultur, die derjenigen in den bisher besprochenen Gebieten ähnlich oder gleichartig ist.

Auf diesen Inseln hat sich die Megalithkultur länger erhalten und zu reicheren und komplizierteren Formen entwickelt als z. B. in Nordeuropa.

W. Hülle schreibt hierzu: „Man hat mit Recht vermutet, daß der besondere Reichtum von Megalithdenkmälern auf den Inseln im Mittelmeer nicht zuletzt damit zusammenhängt, daß dort die Erhaltungsbedingungen sehr viel günstiger waren als auf dem Festland. Diese Tatsache wird noch dadurch verstärkt, daß die Träger der Megalithkultur offenbar auf diesen Inseln länger als auf dem Festland von fremden Zuwanderungen bzw. Eroberern verschont blieben und daß sie deshalb auch ungestört Denkmale erbauen konnten" (1966/67, 14). Diese gegen fremde Eroberer geschützte Lage hat auch dazu geführt, daß auf den Mittelmeerinseln noch in mykenischer Zeit Megalithgräber erbaut wurden, wie einzelne Gegenstände aus der mykenischen Kultur, die man in jenen Gräbern fand, beweisen. Die Bewohner hatten sich durch mächtige Verteidigungsanlagen in megalithischer Bauweise gegen fremde Eroberer geschützt. Diese Verteidigungsanlagen werden auf Mallorca und Menorca „Talayot", auf Sardinien „Nuraghen" genannt. Allein auf Sardinien sind etwa 7000 Ruinen solcher „Nuraghen" nachgewiesen worden. Die mächtigste Wehranlage dieser Art ist die von Barumini.

Mit Hilfe der Radiocarbonmethode konnte die Bauzeit dieser gewaltigen Megalith-Wehrburg in die Zeit von etwa 1400—1200 v.Chr. datiert werden (Logbuch, Karawane-Verlag 1002 a).

Aus dieser Zeit stammen auch die berühmten „sardischen

Bronzen", von denen man etwa 300 in verschiedenen „Nuraghen", aber auch in einem großen Depot aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. gefunden hat. Es handelt sich hauptsächlich um Darstellungen von Kriegern, aber auch um Votivboote und seltener um Frauenfiguren. Unter den Kriegerfiguren sind einige besonders interessant, denn sie stellen Krieger dar, die mit Hörnerhelm, Rundschild und Schwert bewaffnet sind, wie wir sie ähnlich von skandinavischen Felsbildern oder von den Wandbildern von Medinet Habu her kennen. J. R. Maréchal sagt von ihnen: „Die kleinen Dankesstatuetten, die Krieger darstellen, welche Hörnerhelme tragen sowie das lange Schwert und den Rundschild, zeigen Spuren skandinavischen Einflusses" (1959, 259 f.). W. Hülle stellt fest: „Viele Einzelheiten sind gleichartig im Bereich der westmittelmeerischen Megalithkultur und ihren Ausläufern im atlantischen Raum" (1966/67, 20).

Es bestand also auch zwischen der Megalithkultur auf den Mittelmeerinseln und derjenigen in den anderen Gebieten eine „koinonia", eine Gemeinschaft, „die von regen Beziehungen der in ihnen ansässigen Völker kündet" (Schwantes, 1939, 221, siehe oben S. 187).

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. wurde die alte „koinonia" erneuert. Es finden sich auf den Balearen, Korsika, Sardinien, Sizilien zahlreiche Beweise für den Zustrom nordeuropäischer Scharen. Darunter Griffzungen-schwerter und -dolche, Bogenfibeln, Flachbeile, Absatzbeile, Lanzenspitzen, Rundschildbuckel, wie wir sie ähnlich aus dem nordeuropäischen Raum und aus den Durchzugsgebieten der „Großen Wanderung" her kennen (J. Wiesner, 1942, 225 ff.). Ebenso wird jetzt auf den Mittelmeerinseln die Leichenverbrennung, die in jener Zeit in Nordeuropa üblich, im Mittelmeergebiet aber unbekannt war, eingeführt, auch tauchen jetzt die ersten Eisensachen auf Sizilien

und Sardinien auf. Funde bronzener Knebeltrensen und zweirädriger Wagen beweisen, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. Pferde und Wagen nach den Inseln gebracht wurden. „Diese Funde sind umso bemerkenswerter, als das Pferd auf den Inseln nicht heimisch ist“ (J. Wiesner, 1942, 229). Daß die Küsten und Inseln im westlichen Mittelmeergebiet noch gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. zur Gemeinschaft der Nordmeervölker gehörten, beweisen die Texte aus der Zeit Ramses III. Denn sie berichten, daß auf seiten der „Zehn Könige“ der Nordmeervölker die Sardana (Sardinier), Sekelesa (Siculi von Unteritalien und Sizilien), die Tursa (Tyrrhener) und die „Wasasa des Meeres“ (nach E. Biollay vielleicht die Bewohner Korsikas) und die Lebu (Libyer) kämpften. Ramses III. spricht nach der englischen Übersetzung jener Texte von einer „confederation“ dieser Völker. Zu dem ägyptischen Wort, das hier steht, haben die amerikanischen Übersetzer geschrieben: „Dies Wort kommt nur hier vor ... gemeint ist ‚Community, league‘“ (Edgerton, 1936, 53, zu Tafel 46, Anm. 17 g).

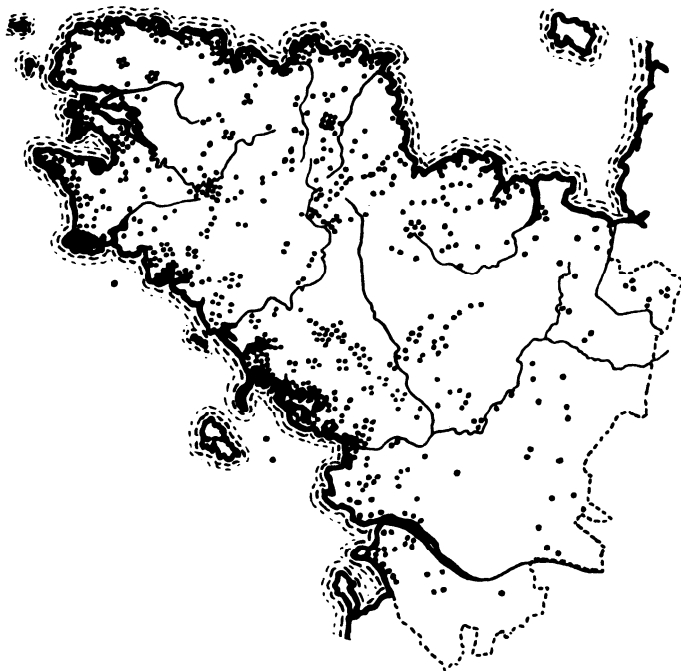
Ein anderes Teilreich von einem der zehn Zwillingsöhne von Atlantis, und zwar des Zwillingsbruders „Gadeiros“, des ältesten Poseidonsohnes Atlas, lag „von den Säulen des Herakles bis zum Gadeirischen Land“ (Krit. 114b), d.h. also an der portugiesischen und westspanischen Küste. Die Gleichartigkeit der Megalithanlagen in diesen Gegenden mit denen in der Bretagne, in England und in Nordeuropa ist häufig betont worden. Daß zwischen der Megalithkultur „im Gadeirischen Land“ und Nordeuropa rege Beziehungen bestanden, beweisen nicht nur die völlig gleichartigen Megalithanlagen, sondern auch die vielen Bernsteinfunde, die dort gemacht wurden (La Baume, Artikel „Bernstein“ in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Berlin 1924). Als Gegengabe kamen aus dieser Gegend Dolch-

Stäbe und Glockenbecher, die als Eigenschöpfungen der iberischen Megalithiker gelten, schon gegen Ende der jüngeren Steinzeit und vor allem in der Periode I der nordeuropäischen Bronzezeit nach dem Norden.

Die reichen Vorkommen von Kupfer-, Zinn- und Silbererzen in diesem Gebiet haben auch hier zu einer Blüte der Megalithkultur im 3. Jahrtausend v.Chr. geführt. Handelsbeziehungen nach England und Nordeuropa, aber auch nach Ägypten und dem Vorderen Orient sind durch Funde nachgewiesen worden (Calder Ritchie, 1961, 134 f.).

Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß Teile der Bevölkerung im Gadeirischen Land sich am großen Kriegszug der Nordmeervölker gegen Ägypten beteiligt haben. Marechal hat darauf hingewiesen, daß im Hafen Huelva an der Mündung des Guadiana, nordwestlich von Cadix-Gades, ein Posten von Griffzungenschwertern ausgebaggert wurde, „die ebensogut aus Dänemark oder Schleswig-Holstein stammen könnten“ (1959, 259).

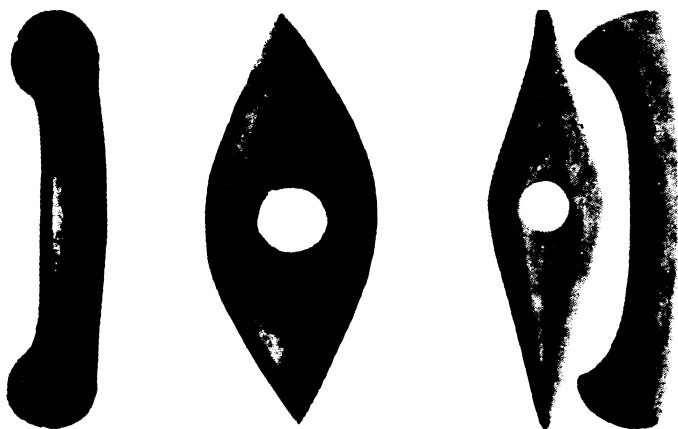
Von den zehn Gebieten, die zur „Koinonia“, der atlantischen Gemeinschaft, gehörten, haben wir bisher vier nachgewiesen, weil der Atlantisbericht selbst die betreffenden Gegenden nennt: Das Kernland im nordeuropäischen Norden, „Libyen bis nach Ägypten“, „Tyrrien“ und das „Gadeirische Land“ an den Küsten der iberischen Halbinsel. Die übrigen sechs Teilreiche werden im Atlantisbericht nicht genannt. Wir dürfen aber mit gutem Recht annehmen, daß zu diesen noch fehlenden sechs Gebieten alle jene gehören, in denen sich im Laufe mehrerer Jahrtausende eine Megalithkultur verbreitet hat, die derjenigen in den vier genannten Gebieten völlig gleichartig war. Dazu gehören die Bretagne, die Normandie, Irland, England, Schottland. Auch Marechal rechnet auf Grund zahlreicher vorgeschichtlicher Funde diese Gebiete zur „weitverbreiteten atlantischen Gemeinschaft“ und schreibt u.a.: „Eine



Verbreitung der Megalithgräber in der Bretagne nach Giot

große Zahl charakteristischer Waffen sind längs der Küste Ostschottlands, im Firth of Forth und in der Themse gefunden worden. Die Seefahrerkrieger segelten an der Nordküste Schottlands entlang und legten in Irland an. Ihre Ansiedlungen befinden sich schon seit dem 16. Jahrhundert v.Chr. und vielleicht schon früher im englischen Wessex, in der französischen Bretagne und in Südspanien" (1959, 261 f.).

Über die Landnahme Englands, Schottlands und Irlands „kurz nach 2000 v.Chr." (ältere Datierung) durch „Streitaxtleute von Jütland" hat R. Ströbel in einer ausführlichen



Boottax aus Schiefer, in einer Steinkiste zus. mit gekrümmtem Skelett
im Hügel des Ganggrabes *Mané Meur* (Gem. *Quiberon*) gefd. Länge
153 mm (links)

Zum Vergl. Boottax aus einem sog. Bodengrab bei Boren, Krs. Schles-
wig (nach Schwantes), Länge 250 mm (rechts)

Untersuchung berichtet. So scheint der Atlantisbericht auch in diesem Punkt die vorgeschichtlichen Verhältnisse richtig wiedergegeben zu haben, wenn er überliefert, daß zu den zehn Reichen der atlantischen Gemeinschaft nicht nur „Libyen bis nach Ägypten“, „Europa bis Tyrrien“, „das gadeirische Land, sondern auch viele andere Inseln im Meere und auch die innerhalb (der Säulen des Herakles) Wohnenden“ gehörten.

Der Atlantisbericht löst das „große Geheimnis“ der Megalithkultur, von dem Schwantes geschrieben hat: „Daß das europäisch-nordafrikanisch-mittelmeerländische Megalithgebiet von regen Beziehungen der in ihm ansässigen Völker kündigt, ist nicht zu bezweifeln. Welcher Art aber diese Beziehungen gewesen sind, das ist eben das große Geheimnis, hinter das wir nicht recht kommen können“ (1939, 221).

Eine Untermauerung dieser bisherigen Feststellungen sind die Forschungsergebnisse des französischen Sprachforschers A. Meillet, der überzeugend nachgewiesen hat, „daß die Entstehung der engverwandten indogermanischen Sprachen genauso zu erklären ist wie die der romanischen Sprachen aus dem Lateinischen: eine Staatssprache eines — in diesem Fall prähistorischen und literaturlosen — Weltreiches, eine Reihe von Gebieten mit verschiedenen Völkersprachen überlagernd und dadurch in Provinzialsprachen differenziert, das ist die geschichtliche Wirklichkeit, die hinter dem steht, was an der Schmidtschen ‚Wellentheorie‘ richtig ist“ (1908, 431 f.).

Dieses „Weltreich“ setzt Meillet mit dem Verbreitungsgebiet der Megalithkultur gleich und meint, daß die Megalithiker ihre „Staatssprache“ in allen von ihnen beherrschten Gebieten verbreitet hätten und so die Entstehung der engverwandten indogermanischen Sprachen zu erklären sei. Meillet hat viel Zustimmung, aber auch Widerspruch gefunden. Widerspruch kam vor allem von jenen Forschern, die die Megalithiker für Nichtindogermanen hielten. Aber diese Hypothese ist von vielen Sprachforschern widerlegt. So hat vor allem der Nordist, Keltist und Tocharist Wolfgang Krause, Göttingen, nachgewiesen, daß auch die Megalithiker Indogermanen gewesen seien, und da auch er die Heimat der Megalithkultur im nordeuropäischen Raum ansetzt, „bestehen für Krause keine Bedenken mehr gegen einen Ansatz der indogermanischen Urheimat im Nord-Ostsee-Raum“ (B. v. Richthofen 1970, 67). Dieselbe Ansicht vertreten u.a. auch die Indogermanisten W. Hauer (1940), H. Krahe (1951), P. Thieme (1953) und B. v. Richthofen (1970).

Wenn die Forschungen A. Meillets zu Recht bestehen, dann hat es in der Megalithzeit ein „Weltreich“ gegeben, dessen

„Staatssprache“ eine Reihe von Gebieten mit verschiedenen einheimischen Völkersprachen überlagerte.

Neueste Forschungen auf dem Gebiet der Astronomie, der Geometrie und Vermessungskunde stützen diese Forschungsergebnisse Meillets.

Im ganzen Verbreitungsgebiet der Megalithkultur, „von den Hebriden bis nach Spanien, von Irland bis nach Ostdeutschland“, in dem man bisher Vermessungen und astronomische Orientierungsuntersuchungen vorgenommen hat, konnte man dieselben astronomischen und geometrischen Kenntnisse und dieselbe Maßeinheit, die „megalithische Elle“ nachweisen, „und sie die ‚megalithische Elle‘, wird ihre universelle Bedeutung vermutlich auch noch in allen anderen Ländern beweisen, in denen megalithische Bauwerke gefunden werden. Die Existenz und Einhaltung der ‚megalithischen Elle‘ als Grundmaß in einem so großen Gebiet bedeutet eine fast hochkulturelle Durchstrukturierung zumindest in der Geometrie, die den geschilderten astronomischen Kenntnissen in keiner Weise nachsteht“ (W. Schlosser, 1976, 192).

Man wird sich aber die Verbreitung derselben astronomischen und geometrischen Kenntnisse und desselben Einheitsmaßes im Verbreitungsgebiet der Megalithkultur nicht vorstellen können ohne eine „Staatssprache“ und wohl auch ohne eine schriftliche Überlieferung durch Zeichen oder Ideogramme, wie sie tatsächlich in zahlreichen Megalithanlagen gefunden wurden (K. Földes-Papp, 1975, 62–67; G. u. V. Leisner, Röm.-German. Forschungen, Bd. 17, Tafel 72; S. G. Reyna, 1950 und 1970 u. a.).

Wenn der Atlantisbericht überliefert, daß die zehn Könige des weitverbreiteten Reiches Atlantis sich abwechselnd alle fünf oder sechs Jahre auf der Bernsteininsel Basileia versammelten, um Gericht zu halten, dann können sie sich nur

in der von A. Meillet geforderten „Staatsprache“ miteinander verständigt haben.

*Große technische und organisatorische Fähigkeiten
der Megalithiker*

Die Megalithbauten in allen diesen Gebieten zeigen, daß ihre Erbauer über außerordentliche technische und organisatorische Fähigkeiten verfügten. Sie errichteten riesige megalithische Anlagen: Tempel, Gräber, Grabhügel, Steinsäulen und Steinalleen, bei deren Planung die Megalithiker „eine Umgestaltung der ganzen Landschaft durch das Wegbrechen ganzer Bergkuppen oder Felsenküsten“ vorgenommen haben (R. Müller, 1970, 100, so auch Hülle, 1967).

Von der großartigen megalithischen Anlage von Stonehenge war schon oben (S. 124 f.) die Rede. Der Transport der 80 bis zu 25 000 kg schweren Sandsteinblöcke aus den rund 30 km entfernten Marlborough Downs, dem nächsten Vorkommen dieser Gesteinsart, war eine große technische Leistung. Noch erstaunlicher war die Leistung beim Transport der 60 sogenannten „blauen Steine“, die nur von einer bestimmten Stelle 240 km Luftlinie von Stonehenge entfernt in einem engen Gebiet in Pembrokeshire, Südwales, der Prescelly Range /vorkommen. Man nimmt an, daß der Transport hauptsächlich auf dem Seeweg erfolgte (Atkinson, 1959, 56 f.).

Noch größer als Stonehenge war das Heiligtum von Avebury. Hier ist im Laufe der Jahrhunderte viel zerstört worden, aber man fand von den ursprünglich vier Steinkreisen, aus denen dieses Heiligtum bestand, noch mehrere Steinsäulen in aufrechter oder umgestürzter Lage und vor allem viele Standlöcher von Steinsäulen. Der äußerste Steinkreis war umgeben von Wall und Graben und umschloß eine

Fläche von etwa 11,5 ha. Einst bestand er aus 100 Sandsteinmonolithen, jeder etwa 60000 kg schwer. 30 Steinsäulen stehen noch an Ort und Stelle, einige sind umgefallen, von den übrigen zeugen nur die Standlöcher, die man gefunden hat.

Ähnlich liegen die Dinge bei den beiden Steinkreisen, die nebeneinander im Inneren der Anlage errichtet worden waren. Zu der Anlage führt eine doppelte Reihe von Steinsäulen, die sogenannte Allee, 2,5 km lang. Ramskou meint, daß die neuentdeckten ehemaligen Steinkreise von Birkendegaard nur durch diejenigen von Avebury übertroffen werden.

Auch die Megalithgräber in Nordeuropa sind oft von erstaunlicher Größe. Ganggräber von 12–13 m Länge, 2–3 m Breite und 2–2,5 m Höhe, die von mächtigen Randsteinen umgeben und großen Decksteinen überlagert sind, finden sich in Dänemark und Norddeutschland. Bei Werlte im Hümmling ist eine Grabkammer erhalten, deren Innenraum 27 m lang ist. Sprockhoff erwähnt Grabkammern, die „fast 30 m lang“ sind (1938,18). Ganggräber oder Langgräber in England, Irland, in der Bretagne, in Spanien und Portugal sind häufig ebenso groß oder sogar größer. Für die Erbauung dieser Grabanlagen wurden für die Randsteine und für die Decksteine gewaltige Lasten herangeschleppt. Bei Locmariaquer in der Bretagne liegt das nicht mehr vollständige Ganggrab „Table des Marchands“. Von ihm sind noch 17 Tragsteine und 3 Decksteine erhalten. Die Tragsteine der Kammer sind etwas über 3 m hoch. Einer der — heute zerbrochenen — Decksteine mißt 5,72 m Länge und 3,95 m Breite und hat eine mittlere Dicke von 0,85 m. Man hat sein Gewicht mit 50000 kg errechnet (Hülle, 1967, 100). Über diesen Grabanlagen wurden häufig riesige Hügel aufgetürmt. So ist z. B. der „Silbury Hill“ in Südengland „der größte von Menschenhand angelegte vorgeschichtliche Hü-

gel Europas. Er ist an der Basis 168 m breit, und seine 354 000 cbm Lehm, Kalk und Grasnarbe erheben sich als 40 m hoher Kegel, dessen stumpfe Kuppe 30 m im Durchmesser mißt" (R. Wernick, 1974,17).

Der Hügel über dem „Fürstengrab", einem Ganggrab bei St. Michel in der Nähe von Carnac, ist an der Basis 125 m lang, 60 m breit und 10 m hoch. Der Rauminhalt wurde mit 50 000 cbm berechnet (Hülle, 1967,107).

Zu den Tempelanlagen oder Steinkreisen (Cromlechs, vielleicht Versammlungs- oder Kultstätten) führen oft lange „Alleen", die von hohen Steinsäulen umstanden sind. Nördlich und östlich von Carnac erstreckt sich ein Gebiet, das übersät ist mit mächtigen Grabhügeln und großen Steinalleen. Fast 3000 Menhire (von breton. men = Stein und hir = groß) ziehen sich in groben Formationen über die Heideflächen hin, 10, 11, ja 13 Reihen verlaufen nebeneinander und enden gewöhnlich in einem Steinkreis oder oval. Meistens sind die Steinsäulen am östlichen Ende kleiner, um allmählich wachsend, am Westende doppelte Mannshöhe zu erreichen. Alexander Thom, Professor für Ingenieurwissenschaft in Oxford, hat unlängst die Theorie aufgestellt, daß diese Steinalleen vorgeschichtlichen Himmelsbeobachtern astronomische Kenntnisse lieferten, die erst das 16. nachchristliche Jahrhundert neu gewinnen sollte. Thom hat seine Ansicht mit umfangreichen Vermessungen und Berechnungen untermauert. Auch die „Menhire" sind oft von erstaunlicher Größe. Eine ganze Anzahl ist 9 m, 10 m und 12 m hoch und aus einem Block gehauen. Der größte Menhir liegt heute umgestürzt und in 4 Teile zerbrochen bei dem oben erwähnten Ganggrab „Table des Marchands". Er ist erst in nachrömischer Zeit umgestürzt und zerbrochen. Man fand nämlich unter den zerbrochenen Teilen Siedlungsspuren aus römischer Zeit. Ursprünglich stand er aufrecht — man hat sein Standloch nachgewiesen — und

hatte eine Höhe von 20,30 m. Sein Gewicht wurde mit 350000 kg errechnet. Sein Name lautet „Er-Grah“, von „Er“ (= hir = großer Stein) und „Grah“ = Feen, also „großer Stein der Feen“. Er besteht aus einem Gestein (grobkörniger Granit), das nicht in der Nähe seines Standortes vorkommt. Das nächste Vorkommen dieser Gesteinsart befindet sich an der Westküste der Halbinsel Quiberon, an der sogenannten „Côte Sauvage“, etwa 10 km Luftlinie entfernt. Man nimmt an, daß dort diese riesige Steinsäule aus dem Fels geschlagen, auf ein Floß gebracht und um die Halbinsel Quiberon in den Golf von Morbihan transportiert, dort wieder an Land geschafft und wohl auf Rollen zu seinem Standort hin bewegt wurde. Man glaubt, daß dazu mindestens 3000 Arbeitskräfte benötigt wurden. Auf jeden Fall zeigen die oft riesigen Megalithanlagen, daß die Megalithiker keine „primitiven Nomaden“ waren, sondern Menschen mit großer Erfahrung im Umgang mit schwersten Lasten. Die Transportleistungen vielhundert Tonnen schwerer Steinsäulen und die Erbauung großer Grabkammern, hoher Grabhügel und kilometerlanger Steinalleen setzt eine zentrale Befehlsgewalt voraus. Erinert sei in diesem Zusammenhang an die Aufrichtung des Obeliskens auf dem Petersplatz in Rom im Jahre 1586. Der verantwortliche Architekt Fontana hatte absolute Befehlsgewalt und es wurde bei Todesstrafe verboten, auch nur *ein* Wort zu reden, damit die Befehle Fontanas von allen Arbeitern gehört werden konnten. Als dann in höchster Not ein Arbeiter rief: „Wasser auf die Seile!“ blieb er straf-frei, weil dieser Ruf das ganze Werk rettete.

Auf die vielfältigen Beziehungen zwischen den Megalithkulturen im westlichen Mittelmeer, in West- und Nord-europa ist häufig hingewiesen worden. So mag denn wohl Diodor von Sizilien, der viele alte, jetzt verlorene Werke für seine „Weltgeschichte“ benützt hat, eine gute Erinne-

rung überliefern, wenn er berichtet: „Die Atlanter, welche an den Gestaden des Okeanos fruchtbare Landschaften bewohnen, zeichnen sich gar sehr durch Frömmigkeit gegen die Götter aus, ebenso auch durch Freundlichkeit gegen Fremde; sie behaupten auch, daß bei ihnen die Götter geboren seien. Und mit dem, was hierüber bei ihnen erzählt wird, stimmt auch der trefflichste Dichter der Hellenen, Homer, überein, der die Hera sagen läßt: „Denn ich geh' zu den äußersten Enden der fruchtbaren Erde, / Daß ich den Vater Okeanos schau', und Tethys, die Mutter, / Die mich in ihrem Palast erzogen und hüteten beide" (Ilias 14,200 ff.) Sie (die Atlanter) erzählen, daß Uranos als der erste König bei ihnen geherrscht und die zerstreut wohnenden Menschen in den Schutz einer umwallten Stadt zusammengezogen habe. Und die ihm untertänig waren, habe er der Gesetzlosigkeit und dem tierähnlichen Leben entwöhnt, indem er die Benutzung und Zubereitung der Feldfrüchte erfand und auch noch andere nützliche Erfindungen machte. Auch habe er die Herrschaft über die größten Teile der bewohnten Erde gewonnen, zumal über die Länder gegen West und Nord. Die Gestirne hat er sorgfältig beobachtet und vieles vorausgesagt, was am Himmel geschehen werde, und so habe er die Völker das Jahr beobachten gelehrt nach den Bewegungen der Sonne, und die Monate nach der des Mondes, sowie auch die verschiedenen Jahreszeiten. Die Menge aber, unbekannt mit der ewigen Ordnung der Gestirne, und voll Staunen über die richtig eingetroffenen Weissagungen, habe geglaubt, daß, wer solche Dinge lehre, göttlicher Natur sein müsse, und habe ihm, nachdem er von den Menschen geschieden war, seiner Wohltaten und seiner Gestirnkunde wegen unsterbliche Verehrung zuteil werden lassen und seinen Namen auf den Himmelsbau übertragen, teils weil er solche Kenntnisse gezeigt mit dem Auf- und Untergang der Gestirne und den sonstigen Erscheinungen im Weltall,

teils um seine Wohltaten durch die Größe der ihm erwiesenen Ehre noch zu überbieten, indem sie ihn für alle Ewigkeit für den König des Weltalls erklärten" (Geschichtsbibliothek, Kap. 56-61).

Uranos, wie hier der Urahn der Atlanter genannt wird, hatte nach der griechischen Mythologie mit der Gaia den Poseidon gezeugt (Hesiod Theog. 137 f.), der (nach Krit. 114 a—b) Vater des Atlas war. Es ist eine häufige Erscheinung in der Religionsgeschichte, daß ganze Götterfamilien, „Hypostasen“, erfunden werden, die dieselben Eigenschaften haben und letzten Endes nur verschiedene Namen ein und derselben Gottheit sind. Im Grunde handelt es sich um denselben Mythos, daß der Urahn der Atlanter, ob er nun Uranos, Poseidon oder Atlas genannt wird, für die Atlanter eine umwallte Stadt gegründet habe, daß er ein hervorragender Kenner und Lehrer der Gestirnskunde gewesen sei und daß die Atlanter — von Sizilien aus gesehen — „die Länder gegen West und Nord an den Gestaden des Ozeans“ beherrscht hätten.

*Große astronomische und geometrische Kenntnisse
der Megalithiker*

Die „Gemeinschaft“ der Megalithiker, der Vorfahren der Atlanter, in allen zehn Teilreichen oder Kolonien wird nicht nur durch die gleichartigen Grabanlagen, Steinkreise, Menhire, durch die Verehrung der magna mater und ihres Gatten, des Beil- und Himmelssäulengottes, durch ihre großen technischen und organisatorischen Fähigkeiten und ihre Beherrschung der Hochseeschifffahrt bewiesen, sondern auch durch ihre erstaunlichen Kenntnisse auf dem Gebiet der Astronomie und der Vermessungskunde.

Das ist erst in jüngster Zeit durch zahlreiche astronomische Untersuchungen und Vermessungen megalithischer Anlagen

deutlich geworden. Prof. Dr. Rolf Müller hat die Ergebnisse dieser Forschung in einem überaus lesenswerten Werk: „Der Himmel über den Menschen der Steinzeit“ (1970) zusammengefaßt.

R. Müller bezieht sich auf die Forschungen Prof. A. Thoms und auf eigene Untersuchungen.

A. Thom hat 450 Steinkreise, Säulenreihen, Megalithgräber vom Norden Schottlands bis zur Grafschaft Wales auf ihre astronomischen Ausrichtungen untersucht und seine aufsehenerregenden Feststellungen in vielen Einzelarbeiten und zusammenfassend in seinem Buch „Megalithic Sites in Britain“ (1967) veröffentlicht.

R. Müller hat zahlreiche megalithische Anlagen in Deutschland (auf Sylt, in der Ahlhorner Heide, bei Boitin/Mecklenburg, bei Odry/Westpreußen, die Externsteine bei Horn, Südteil des Teutoburger Waldes, u. a.) und in der Bretagne untersucht und ist dabei zu Ergebnissen gekommen, die mit jenen von A. Thom in jeder Hinsicht übereinstimmen. In einer Einführung bespricht R. Müller zunächst den Zusammenhang von Himmelskunde, Wirtschaft, Kult und Religion und sagt, daß die Megalithiker in ihren gewaltigen Bauten „nicht nur ihre religiösen Vorstellungen, sondern ein eigenartiges mathematisch-meßtechnisches — und vor allen Dingen himmelskundliches Wissen (offenbaren)“. Er schreibt: „Untersuchungen amerikanischer und englischer Astronomen haben im letzten Jahrzehnt Quellen erschlossen, die uns sehr aufhorchen lassen müssen, denn aus ihren Arbeiten eröffnet sich uns ein neues Bild von der himmelskundlichen Beobachtungskunst der Steinzeitmenschen, das in geradezu überraschender Weise alle bisherigen Vorstellungen weit übertrifft“ (1970, 2).

Die Untersuchungen haben gezeigt, daß die Megalithiker hervorragende Astronomen waren, die nicht nur den Lauf der Sonne, des Mondes und mehrerer Fixsterne genau be-

obachteten und durch Visierlinien festlegten, sondern auch Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen und voraussagen konnten.

Ebenfalls konnte an den Megalithbauten nachgewiesen werden, daß ihre Erbauer ein einheitliches Längenmaß, die „megalithische Elle“ von 82,9 cm benutzt haben. Diese Maßeinheit entspricht mit geringer Differenz der spanischen „Vara“ (Madrid 83,8 cm), die die Spanier schon zu Columbus Zeiten nach Mexiko, Texas und Peru gebracht haben. Außerdem beweisen die vielen megalithischen Bauten, daß ihre Erbauer das „pythagoreische Dreieck“, die Kreiszahl Pi und einen 56-Jahre-Zyklus kannten. Unter einem „pythagoreischen Dreieck“ versteht man ein rechtwinkliges Dreieck, dessen drei Seiten mit einem geeigneten Einheitsmaß — hier die „megalithische Elle“ = ME — gemessen je ganze Maßzahlen ergeben. Ein Beispiel diene zur Erklärung: Ein rechtwinkliges Dreieck mit $a = 3$ m, $b = 4$ m und $c = 5$ m ist ein solches, denn nach dem pythagoreischen Lehrsatz ergibt $a^2 + b^2 = c^2$, also $9 + 16 = 25$. Daß solche pythagoreischen Dreiecke bei der Erbauung vieler megalithischer Steinkreise zugrundegelegt worden waren, konnte immer wieder nachgewiesen werden. R. Müller schreibt: „Auf alle Fälle ließ er (der Megalithiker) sich nahezu besessen von dem Wunsch leiten, der Konstruktion seiner Steinmonumente möglichst viel rechtwinklige Dreiecke zugrunde zu legen. Dabei wurde offensichtlich großer Wert darauf gelegt, daß alle drei Seiten des Dreiecks ganzzahlige Vielfache des Urmaßes, d. h. der megalithischen Elle hatten“ (1970, 45).

Auch die Zahl Pi ist „zweifellos den Geometern der Steinzeit bekannt gewesen“ (1970, 111). Man darf vermuten, daß die mathematische Ableitung der Zahl Pi den Megalithikern kaum bekannt gewesen ist, sie werden diese Zahl wohl durch Versuche ermittelt haben.

Daß die Hyperboreer den 19jährigen Zyklus kannten, hat Hekataios berichtet. Er schreibt :„ Immer nach 19 Jahren soll der Gott (Apollon) die Insel besuchen, in welchem Zeitraum die Gestirne wieder in dieselbe Stellung zurückkehren, weshalb denn auch bei den Hellenen ein 19jähriger Zeitraum ‚das Jahr des Meton‘ genannt wird."

Meton war ein griechischer Astronom (um 432 v. Chr.), der diesen Zyklus errechnet hat, den Hyperboreern — und das sind ja die Megalithiker — war dieser Zyklus aber weit über tausend Jahre früher bekannt, wie die erwähnten Astronomen unserer Tage nachgewiesen haben.

Der Zeitraum, in dem die Erscheinungen der Mondphasen mit den gleichen Stellungen der Sonne zusammenfallen, beträgt nun nicht genau 19 Jahre, sondern 18,61 Jahre. Man muß also nach je zwei Zyklen von 19 Jahren einen von 18 Jahren ansetzen, um einen Fehler zu vermeiden. Die Summe von $19 + 19 + 18$ Jahren ergibt 56 Jahre. Die Kenntnis dieses 56jährigen Zyklus und der drei Zyklen von $19 + 19 + 18$ Jahre ist in Stonehenge nachgewiesen worden (R. Müller, 1970, 52, 63, 66 f.). Nach den Untersuchungen des amerikanischen Astronomen Dr. G. S. Hawkins „waren die 56 Aubrylöcher das Zählwerk einer Rechenmaschine, die es den Priestern gestattete, den Mondweg Jahr für Jahr zu überblicken und damit dem Volk die ‚Gefahrenzeiten‘ vorhersagen zu können, damit es nicht durch den plötzlichen Eintritt von Finsternissen erschreckt wurde" (R. Müller, 1970, 67).

Hawkins hat nun gezeigt, wie die Megalithiker durch Versetzung der Pfähle oder Steine, für die die 56 Aubrylöcher bestimmt waren, „jedes wichtige Ereignis, das der Mond bot, mit großer Genauigkeit für etwa drei Jahrhunderte vorhersagen" konnten (R.Müller, 1970,67).Prof.R.Müller hat auch wahrscheinlich gemacht, daß die 56 „Krummstäbe" auf einem spitzförmigen Tragstein des großen Gang-

grabes „Table des Marchands“ bei Locmariaquer in der Bretagne „nach der Anordnung der Stäbe und anderen auf ihm verzeichneten Symbolen als Mondkalenderstein angesprochen werden“ müssen (1970, 70). Damit begegnen wir zum zweitenmal dem Mondzyklus von 56 Jahren in einer megalithischen Anlage.

Zu demselben Ergebnis kommt R. Müller auch bei der Betrachtung der „Strahlenaugen“ der magna mater auf einem Gefäß aus einem dänischen Ganggrab. R. Müller schreibt: „Um die Augenpunkte gruppieren sich je 27 ‚Wimpern‘, die mit den Augen zusammen die Zahl 56 ergeben“ ... „Dieser Befund ist deswegen besonders beachtenswert, weil wir auf dem Weg der Megalithkulturen der Zahl 56 in der Bretagne, in Stonehenge und in einem Steinzeitgrab Dänemarks begegnen“ (1970, 70 f.). In diesem Zusammenhang sei an das Gefäß aus einem Ganggrab bei Los Miliars erinnert, auf dem die „Strahlenaugen“ der magna mater mit genau derselben Anzahl von „Wimpern“ abgebildet sind wie auf jenem Gefäß aus einem dänischen Ganggrab. Die Professoren A. Thom und R. Müller haben auch nachgewiesen, „wie hoch in der megalithischen Zeit Geodäsie und Vermessungskunst entwickelt waren“ (1970, 72) und daß wir es bei den zahlreichen Steinkreisen „mit einer einfachen und doch erstaunliches geometrisches Können verarbeitenden Konstruktion zu tun (haben), für die es Dutzende von Beispielen gibt“ (1970, 43). Wiederholt spricht R. Müller „von den hoch entwickelten geometrischen Kenntnissen“ der Erbauer der megalithischen Steinkreise (1970, 43, 84, 110).

Prof. A. Thom glaubt auch, daß einige merkwürdige Steinhege im nördlichen Schottland „Übungsanlagen“ gewesen seien, „an denen die Gelehrten, die ja ihr Wissen den nachfolgenden Generationen weitergaben, die Feldmeßkunde in den Dienst der himmelskundlichen Beobachtungen stellten“ 1970, 5).

A. Thom vermutet wegen dieser überraschenden Beobachtungen über die astronomischen, geometrischen und geodätischen Kenntnisse der Megalithiker und der Verbreitung des Einheitsmaßes der „megalithischen Elle“, daß es in der Megalithzeit irgendwo einen Hauptsitz oder eine Zentrale gegeben haben müsse, von der diese Kenntnisse und Standardmaßstäbe ausgehen wurden, „doch können die Untersuchungen keinen Anhalt dafür geben, ob er auf der Insel oder auf dem Festland lag“ (zitiert bei R. Müller, 1970, 36).

Vielleicht geben uns die alten Überlieferungen der Griechen einen Hinweis, wo wir diesen „Hauptsitz“ zu suchen haben. Wir haben schon oben (S. 34 f.) die alte Überlieferung erwähnt, daß Atlas, der älteste Sohn der Kleito und des Poseidon, auf der Basileia geboren wurde und dort der erste König war; er hat, so erzählt die griechische Überlieferung, „die Lehre von den Sphären“ (ton sphairikòn lógon) aufgebracht und auf der heiligen Insel der Hyperboreer ein Heiligtum „im Schema der Sphären“ (sphairoeide to schèmati) erbaut. Atlas wird in der antiken Überlieferung als großer Astronom und Mathematiker bezeichnet (Plinius Nat. hist. 7, 57; Lykophron bei Tzetze 873). Diodor (IV, 27) überliefert, „Herakles hat die Lehre von der Kugelgestalt des Himmels unter den Hellenen verbreitet, die er von Atlas im Hyperboreerland erfahren hatte, letzterer hat viel Mühe und Fleiß auf die Kenntnis der Gestirne verwendet und mit großem Scharfsinn herausgefunden, daß der Himmelsbau eine Kugel sei.“

So erscheint Atlas in der antiken Überlieferung als der große Astronom und Mathematiker, dem die Kenntnis von den Sphären zu verdanken sei. Vielleicht ist das ein Hinweis, daß wir den „Hauptsitz“ oder die „Zentrale“, die A.Thom für die Verbreitung der vielen Kenntnisse der Megalithiker vermutet, dort zu suchen haben, wo Atlas

geboren worden war und als erster König herrschte: auf der Bernsteininsel Basileia, in der Metropolis der weitverbreiteten „Koinonia“ der Megalithiker-Atlanter.

Daß das Gebiet von Helgoland schon in der mittleren Steinzeit besiedelt gewesen ist, beweisen drei Kernbeile, die dort gefunden wurden (Cl. Ahrens, Drei Kernbeile von Helgoland, 1967, 298 IT.). Cl. Ahrens schreibt zu diesen Funden: „Die vorstehend beschriebenen Kernbeile müssen als die bisher ältesten Spuren menschlicher Besiedlung Helgolands angesehen werden. In der Zeit ihrer Niederlegung müssen wir uns die heutige Insel — oder besser Inselgruppe — Helgoland als einen kleinen Berggipfel, vermutlich eine Schichtstufenlandschaft, am Ende einer vom heutigen Eiderstedt aus in die transgredierende Nordsee hineinreichende Halbinsel vorstellen. Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Besiedlung Helgolands in erheblich ältere Zeiten zurückreicht. Allerdings ist bei der geringen Fläche, die heute von Alt-Helgoland noch existiert, die Chance, paläol.- und frühmesolithische Artefakte zu finden, sehr gering einzuschätzen, zumal da diejenigen Landschaftsteile, die den größten Siedlungsanreiz boten (Vorkommen von Süßwasser, Küstennähe), längst dem Meer zum Opfer gefallen sind“ (1967, 299 f.).

Ja, Prof. Dr. W. Matthes, Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte an der Universität Hamburg, hat Funde von Helgoland und vom „Steingrund“ bei Helgoland vorgelegt, die er für Skulpturen von Menschen und Tieren (Bären, Mammut) aus dem Alt- und Mittelpaläolithikum hält (W. Matthes, Eiszeitkunst im Nordseeraum, 1969). Die zahlreichen Funde und die dreizehn Grabhügel, die man auf der verhältnismäßig kleinen Oberfläche des Oberlands von Helgoland nachgewiesen hat, beweisen „eine ansehnliche Besiedlung Helgolands“ in der Jungsteinzeit und Bronzezeit bis ins 13. Jahrhundert v. Chr. (P. Zylmann, 1952,39).

Die Megalithkultur kam aus dem Norden

Wir haben bisher eine Reihe von Hinweisen erhalten, die zeigen, daß die Megalithkultur nicht, wie man bisher vielfach angenommen hat, aus dem Vorderen Orient oder aus Ägypten nach West- und Nordeuropa gekommen sei, sondern umgekehrt aus diesen Gebieten stammend sich ins westliche und östliche Mittelmeergebiet ausgebreitet hat. Die Baumeister der Megalithanlagen in Nord- und Westeuropa errichteten ihre Steindenkmäler bereits, als die Ägypter noch in vergänglichem Holz oder Lehm bauten. Die Megalithbauern können nicht länger als plumpe Nachahmer höherer Kulturen aus dem östlichen Mittelmeergebiet abgetan werden. Sie schufen eine eigene, ganz selbständige Kultur, lange bevor in Ägypten oder Mesopotamien die dortigen Hochkulturen entstanden (so auch R. Wernick in „Steinerne Zeugen früherer Kulturen“ Übersetzung aus dem Englischen, 1974, 34). Die Ganggräber in der Bretagne werden heute auf etwa 4800 v.Chr. datiert (Wernick, 1974, 33). Älter als die Ganggräber sind ihre primitiveren Vorgänger, die einfachen Dolmen, die nur aus je einem Stein an der Längsseite und an der Querseite bestehen und nur einen Deckstein haben. Von ihnen sagt Schwantes (1939, 218): „Wenn man die Form des Grabes als ausschlaggebend für sein Alter betrachtet — vorläufig hat man keinen anderen Anhaltspunkt — so gehören die allerältesten Riesensteingrabformen dem europäischen Norden an. Dies ist auch das einzige Gebiet, in dem man das Riesensteingrab aus älteren Begräbnisformen sozusagen herauswachsen sieht: das unter einem runden oder länglichen Hügel verborgene einfache Erdgrab, dessen Behälter vielleicht aus Holz gefertigt war, wird nun mit einer Steinkonstruktion versehen. Die kleine und schmale Kammer dient im Anfang nur zur Aufnahme einer einzigen Leiche,

wird dann aber, weil das Grab ja die erste Bestattung überdauert, nicht mehr verfault und vergeht, auch später noch zur Aufnahme verstorbener Familienmitglieder benutzt. Das alles erscheint als das Ergebnis einer ununterbrochenen Entwicklung aus den Grabbräuchen der Mittelsteinzeit." Sprockhoff ist zu demselben Ergebnis gekommen. Er schreibt: „Die Landschaft mit dem größten Reichtum an Dolmen ist unstreitig Holstein. In diesem Gebiet finden sich alle Formen, vom Urdolmen bis zu den Vieleckdolmen: die ältesten Gräber in einfacher Kistenform mit ringsum gleich hohen Wandsteinen, die längeren, schmalen Dolmen mit niedrigem Eintrittstein, die erweiterten Dolmen und die mit vieleckigem Grundriß. Nirgends sonst findet man die ganze Entwicklungsfolge auf einem so engen Raum vereinigt. Daraus folgt, daß Holstein zum ureigensten Gebiet der Dolmenkultur gehört" (1938, 14). An anderer Stelle schreibt Sprockhoff: „Die ältesten Formen — die Urdolmen — finden sich hauptsächlich in Schleswig-Holstein. Dies Gebiet gehört zum Ursprungsbereich, dem Kernland der nordischen Riesensteingräber, das außerdem wohl nur noch Südjütland mit umfaßt. Von Holstein aus breiten sich die Dolmen in ihrer erweiterten oder polygonalen Form nach Süden und Osten aus" (1936, 260). Da sich diese ältesten Formen der Riesensteingräber — die einfachen Dolmen—in England, Frankreich und auf der Iberischen Halbinsel nicht finden, können wir vermuten, daß sich die Megalithkultur vom europäischen Norden aus, vom „Ursprungsbereich", vom „Kernland der nordischen Riesensteingräber" aus nach Westen und Südwesten Europas den Küsten entlang verbreitet hat.

Andere Hinweise, daß das Ursprungsland der Megalithkultur im nordeuropäischen Raum zu suchen sei, sind die Feststellungen, daß die ältesten Beile der Welt und ebenso die ältesten zweischneidigen „Amazonenäxte" im

nordeuropäischen Raum gefunden wurden (Schwantes, 1939, 208, 216). Da im Norden schon in der mittelsteinzeitlichen Kultur der „Musdielhäufen“ keramische Erzeugnisse erscheinen, schreibt Schwantes: „Hier (in Nordeuropa) wurde, wie wir gesehen haben, das Beil erfunden, vielleicht auch die Keramik“ (1939, 575). Auch der Glaube, daß der Himmel auf einer Säule aufruht, kann nach O. S. Reuter „nur im Norden entstanden sein“. Auch die hohe Wertschätzung des Bernsteins, der durch die Megalithiker weit verbreitet wurde, kann nur aus jenem Gebiet stammen, in dem in der Jungstein- und Bronzezeit Bernstein gefunden wurde: der Westküste der kimbrischen Halbinsel, insbesondere dem Hauptfundgebiet des Bernsteins zwischen Helgoland und Eiderstedt. Hier wurden auch aus Helgoländer Kupfererz die ältesten Kupfersachen von den Megalithikern hergestellt. Nach den Forschungen von J. R. Forssander (1936) und K. Kersten (ohne Jahreszahl, S. 72 f.) lag der Handel mit diesen ursprünglich wohl kostbaren Kupfersachen in der Hand der Megalithiker, die schon in der Dolmen- und Ganggrabzeit Flachbeile, Dolchklingen, Spiralen, Bänder u. a. auf dem Seeweg verbreiteten. Daß Atlas mit dem Bernstein-Elektron in Zusammenhang gebracht wurde, deutet die alte Überlieferung an, daß eine der sieben Töchter, die Atlas mit der Okeanide Pleione gezeugt hat, den Namen Elektra, d. h. die Bernsteinjungfrau, trug.

Selbst Sibylle von Cles-Reden, die auf Grund der älteren überholten Datierung die Heimat der Megalithkultur im östlichen Mittelmeergebiet sucht, stellt fest, daß Jütland, Schleswig-Holstein und die umliegende Inselwelt als ein Gebiet erscheint, in dem sich in der Megalithzeit „ungewöhnlich schöpferische Kräfte zusammenballten“, und daß dort „in der Töpferkunst, der Stein- und Metallbearbeitung

Leistungen von einmaliger Schönheit und höchster technischer Vollendung hervorgebracht" wurden (1960, 298). So scheint die Vermutung nicht ganz abwegig zu sein, daß man den von A. Thom postulierten „Hauptsitz" oder die „Zentrale" der Megalithkultur, von der aus die hohen Kenntnisse der Megalithiker auf astronomischem, geometrischem und technischem Gebiet verbreitet wurden, dort zu suchen hat, wohin der Atlantisbericht die Metropolis, den Hauptsitz der weitverbreiteten koinonia der Atlanter und den Geburtsort des großen Astronomen und Mathematikers Atlas, nach dem die ganze Insel und das Meer ihren Namen haben (Krit. 114 a), verlegt: Auf die Bernsteininsel Basileia bei Helgoland.

Wanen und Asen

Welche Gottheiten die Megalithiker außer dem Himmelsstützer und seiner Gemahlin, der Urmutter, sonst noch verehrten, ist uns nicht bekannt. Sicher aber ist, daß Fr. Behn sich irrt, wenn er ihnen und ihren Nachfahren eine „monotheistische Gottesauffassung" zuschreibt (1948, 224 f.). Wahrscheinlicher ist die Ansicht vieler Vorgeschichtler, die die in den Edden so häufig erwähnten Wanen als Gottheiten der Megalithiker und die *Asen* als jene der Schnurkeramiker bezeichnen. Häufig wird auch die Ansicht vertreten, daß dem Wanen-Asenkrieg, von dem in der Snorra-Edda und vor allem in Snorris Königsbuch Heimskringla (I, 4) erzählt wird, eine Erinnerung an die Einwanderung der sogenannten „Schnurkeramiker" oder „Streitaxtleute" in das Siedlungsgebiet der Megalithiker auf der kimbri-schen Halbinsel und den dänischen Inseln sei. Die Heimskringla erzählt: „Odin (der oberste Ase) zog mit einem Heer gegen die Wanen, aber die waren wohlgerüstet und

verteidigten ihr Land, und so siegte bald dieser, bald jener. Aber als ihnen beiden der Streit über wurde, verabredeten sie untereinander eine Zusammenkunft zur Versöhnung. Sie schlossen einen Friedensvertrag und stellten sich gegenseitig Geiseln."

Die Megalithiker besiedelten den Nordsee-Ostseeraum mindestens seit der Mittelsteinzeit. Etwa seit der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. macht sich ein starker Zug der Schnurkeramiker, die damals in Mitteldeutschland und weiter östlich liegenden Gebieten heimisch waren, nach dem Norden bemerkbar.

Der Zustand einiger Megalithgräber läßt vermuten, daß es da und dort zu kriegerischen Auseinandersetzungen gekommen ist. In der Folgezeit haben sich aber Megalithiker und Schnurkeramiker miteinander innig verschmolzen. Aus dieser Verschmelzung entstanden um die Wende des 3./2. Jahrtausends v. Chr. die Germanen. Der Name „Germanen" ist allerdings viel jünger. Er taucht zum erstenmal in den Triumphalfasten, den Aufzeichnungen der Triumphe auf dem Kapitol, für das Jahr 222 v. Chr. auf. Aber in der gesamten Literatur werden die Vorfahren der Germanen seit jener Verschmelzung zwischen Megalithikern und Schnurkeramikern mit diesem Namen bezeichnet. (Schwantes, 1952; H. Hingst, 1952; Sprockhoff, 1954; E.Meyer, 1968; J. Pokorny, 1968; P. Bosch-Gimpera, 1968; B. v. Richthofen, 1970 u. v. a.)

Man hat lange gestritten, welches von diesen beiden Völkern zu den Indogermanen zu rechnen sei. Häufig wurden die Schnurkeramiker als Indogermanen, die Megalithiker als Nichtindogermanen bezeichnet. In einer eingehenden sprachwissenschaftlichen Untersuchung hat nun Wolfgang Krause, Nordist, Keltist, Tocharist und Runenkundler an der Universität Göttingen, gezeigt, daß „nichts für ein Nichtindogermanentum der Träger der Riesensteingräber-

kultur spricht" und „daß man eher geneigt sein darf, eine letztliche Urverwandtschaft zwischen der nordischen Megalithkultur und den Streitaxtleuten anzunehmen, als eine Einwanderung der nordischen Megalithleute aus dem Westen" (Wolfgang Krause, Die Herkunft der Germanen, 1941). Dieser Meinung stimmt Bolko v. Richthofen zu (Mannus, 1970, H. 1, 63 ff.). Nach der Verschmelzung der beiden urverwandten Völkerschaften, der nordischen Megalithiker und der Streitaxtleute, blieben die Verbindungen zu den Megalithkulturen auf den Britischen Inseln, in Frankreich und auf der Iberischen Halbinsel erhalten, wie die zahlreichen Streitäxte, die man in diesen alten Kolonien der Megalithiker gefunden hat, beweisen.

Aber auch die Gottheiten der beiden Völker, die Wanen der Megalithiker und die Asen der Schnurkeramiker, verschmolzen miteinander. So entstand die verwirrende Vielfalt der germanischen Gottheiten mit Parallelgestalten wie Fricco und Freyr oder Freya und Frija-Frigga, die man kaum voneinander trennen kann. Aus der Megalithreligion blieb die Verehrung des Himmelsstützers Ir oder Er, dem das Beil heilig war, die Verehrung der magna mater, die heilige Hochzeit, „eine bei den Germanen allgemein verbreitete Vorstellung" (W. Laur, Dissertation 1948, 96) und wohl noch anderes mehr erhalten. In christlicher Zeit wurde aus der Irminsul die Rolandsäule, aus der magna mater die Maria, aus der heiligen Hochzeit die Volksbräuche der Maigrafen- und aigräfinspiele.

Viertes Kapitel

DIE NATURKATASTROPHEN DES 13. JAHRHUNDERTS V.CHR.

Der Sturz des Phaethon

Das „Goldene Zeitalter“ wurde nach zahlreichen antiken Überlieferungen durch einen Wirbel schwerster Naturkatastrophen beendet. Die Klimaforscher bezeichnen diese Katastrophen als den „großen Schnitt“ (K. v. Bülow, 1933, 55), als „Klimakatastrophe von weltweitem Ausmaß“ (O. Paret, 1948, 124 ff.), oder wegen der letzten Phase dieser Katastrophen als „Klimasturz“ (Behn, 1948, 123; Cl. Ahrens, 1966, 45; J. Pokorny, 1968, 200) oder „Klimaver-schlechterung“ (S. Gutenbrunner, 1939, 26). K. v. Bülow nennt den „großen Schnitt“ „die wohl einschneidendste Klimawandlung, einschneidend deshalb, weil sie der Goldenen - eit „i± ~nd“ ¶etzt“ 1933, 5).

Griechische und römische Schriftsteller haben Erinnerungen an diese Katastrophen vor allem in der Sage vom Sturz des Phaethon, d. h. „der Leuchtende, der Strahlende“, überliefert.

In großen Zügen lautet diese alte Sage: Phaethon, Sohn des Sonnengottes Helios, bittet seinen Vater, einen Tag lang den Sonnenwagen lenken zu dürfen. Trotz der ernststen Bedenken und Warnungen des Vaters bleibt Phaethon bei sei-

nem Verlangen. Helios muß sie ihm erfüllen, weil er beim Styx geschworen hatte, als Beweis seiner Vaterschaft dem Sohn eine Bitte erfüllen zu wollen. Als die Sonnenrosse fühlen, daß ein Unerfahrener die Zügel hält, brechen sie aus der Bahn und stürmen der Erde zu. Furchtbare Brände zerstören Wälder und Städte, wegen der schrecklichen Hitze trocknen die Flüsse — unter ihnen der Nil — und Quellen aus, ehemals fruchtbare Gebiete, unter ihnen Libyen, werden zur Wüste, schreckliche Erdbeben erschüttern die Welt, überall birst der Grund, Berge entbrennen in feuriger Glut, unter ihnen der Ätna, Asche und qualmender Rauch verhüllen die Erde in schwarzes Dunkel, dreimal weicht das Meer zurück, um mit vernichtenden Fluten wiederzukehren. Schließlich erbarmt sich Zeus der bedrohten Erde und schleudert den Phaethon mit einem Blitzstrahl vom Wagen. Phaethon stürzt in die Mündung des Eridanos, an dessen Ufern ihn seine Schwestern, die Heliaden, mit blutigen Tränen, die zu Bernstein werden, beweinen. Von den vielen antiken Autoren, die diese Sage übernommen haben, ist vor allem Ovid zu nennen, der in seinen Metamorphosen die Phaethonsage am ausführlichsten überliefert, indem er alte mythographische Bücher und Geschichtswerke, die uns verlorengegangen sind, wiedergibt (Vosseier, 1959, 5). Die Naturkatastrophen, von denen diese Sage berichtet, lassen sich datieren, denn in ihr werden die einmaligen Ereignisse überliefert, daß „Libyen zur Wüste wurde“ und außer vielen anderen Strömen, auch „der Nil austrocknete“.

Von beiden Ereignissen berichten die altägyptischen Texte nur *einmal*. In der Karnakinschrift heißt es zum 5. Jahr der Regierung Merenpthas (1232—1222 v.Chr.): „Libyen ist zur Wüste und ohne Frucht geworden, die Libyer kommen nach Ägypten, um ihres Leibes Nahrung zu suchen“ (Zeile 22, Hölscher, 1937, 61 f.). Ramses III. berichtet in den

Texten von Medinet Habu: „Libyen ist zur Wüste geworden, eine furchtbare Fackel schleuderte Flammen vom Himmel, ihre Seelen zu verderben und ihr Land zu verwüsten ... ihre Knochen brennen und rösten in ihren Gliedern.“ Daß der Nil ausgetrocknet sei, wird ebenfalls in den Texten von Medinet Habu berichtet, dort heißt es u.a.: „Der Nil war vertrocknet und das Land der Ausdörrung verfallen“ (Tafel 105). Die anderen oben (S. 28 f.) erwähnten Papyrustexte aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v. Chr. berichten ebenfalls von diesen Katastrophen. Man muß daher den „Sturz des Phaethon“ in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts v. Chr. datieren.

Auch der ägyptische Priester, der dem Solon die altägyptischen Texte in griechischer Sprache nacherzählte, erwähnte diese Sage und sagte: „Das, was bei euch (den Griechen) erzählt wird, daß einst Phaethon, der Sohn des Helios, der seines Vaters Wagen bestieg, die Oberfläche der Erde durch Feuer zerstörte, weil er nicht imstande war, die Bahn des Vaters einzuhalten, selbst aber, vom Blitz getroffen, seinen Tod fand, das wird zwar in der Form eines Mythos berichtet, es ist aber die Wahrheit und beruht auf der Abweichung der am Himmel um die Erde kreisenden Gestirne und der nach langen Zeiträumen erfolgten Vernichtung der auf der Erde befindlichen Dinge durch mächtiges Feuer“ (Tim. 22c–d).

O. Paret, der ausführlich über die Naturkatastrophen des 13. Jahrhunderts v. Chr. geschrieben hat, erwähnt die Phaethonsage ebenfalls (1948, 150, 167, 174) und sagt, daß Platon in Timaios 22 b und in den „Gesetzen“ diese Ereignisse „richtig gesehen“ hat (1948, 174).

Von jenem feurigen Kometen, den die Griechen Phaethon nannten, berichten auch andere Texte. Die Ägypter nannten ihn Sekhmet. In den Texten Sethos II. (etwa 1215-1210 v.Chr.) heißt es: „Sekhmet war ein kreisender Stern, der

sein Feuer in Flammen ausstreute, eine Feuerflamme in ihrem Sturm" (Breasted, *Anc. Rec. of Egypt* III, 117). In einer Inschrift aus Ugarit-Ras Schamra, die aus der Zeit kurz vor dem Untergang der Stadt im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts v. Chr. stammt, wird berichtet: „Der Stern Anat ist vom Himmel gefallen, er mordete die Bevölkerung der syrischen Lande und vertauschte die beiden Dämmerungen und die Stellung der Gestirne" (Bellamy, 1938, 69). In der Awesta, der heiligen Schrift der indischen Parsen, die gute Erinnerungen aus jener Zeit überliefert, wird der feurige Stern, der einen furchtbaren Weltbrand und eine Weltflut auslöste, Tistrya genannt. Es gibt überaus zahlreiche Überlieferungen aus vielen Völkern, die mit verschiedenen Namen über die Erscheinung eines feurigen Sterns in der Zeit des großen Weltenbrandes und der Weltflut berichten. Zahlreiche antike Autoren, wie z. B. Lydus, Servius, Hephaestion, Junctinus und Plinius erzählen von diesem feurigen Stern. Plinius sagt: „Ein furchtbarer Komet wurde von der Bevölkerung Äthiopiens und Ägyptens beobachtet, dem Typhon, der König seiner Zeit, den Namen gegeben hat. Der Komet war eine feurige Erscheinung, gewunden wie eine Spirale und sehr schrecklich anzuschauen: er war nicht so sehr ein Stern als vielmehr etwas, was man vielleicht eine feurige Kugel bezeichnen könnte" (*Hist.nat.* II, 91). Der von Plinius genannte ägyptische König Typhon ist der auf dem Schrein von El-Arish genannte Taoui Thom, der nur kurze Zeit nach dem Tod Merenpthas in Ägypten regierte und bei der Verfolgung „der Rebellen", gemeint ist das Volk Israel, im Serbonissee, heute Sebchat-berdawil, östlich von Port Said, ertrank (Text auf dem Schrein von El-Arish, übersetzt bei G. Goyon, 1936).

So mag es wohl so sein, daß, wie die vielen alten Überlieferungen berichten, jene „feurige Kugel", die in der

zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert v.Chr. auf einer sonnennahen Bahn um die Erde kreiste und von dem Teile schließlich niederstürzten, die Ursache für die weltweiten Austrocknungen, Feuerbrände, Erdbeben und Meeresüberschwemmungen gewesen ist. Diese Katastrophen werden im Atlantisbericht ausführlich beschrieben. Daß diese Ereignisse „richtig gesehen“ sind, beweisen viele naturwissenschaftliche und archäologische Forschungsergebnisse.

*Austrocknung, Versiegen der Flüsse und Quellen,
Zerstörung der Wälder, Hungersnöte*

Vor jenen Naturkatastrophen, so überliefert der Atlantisbericht, sei Griechenland fruchtbar und reich gewesen, die Ebenen seien mit fetter Erde bedeckt, die Berge mit dichten Waldungen bekränzt gewesen, allerorten flössen Ströme und Quellen, „die zahlreiche Bevölkerung erfreute sich des trefflichsten Bodens, der reichlichsten Bewässerung und unter ihrem Himmel des angenehmsten Wechsels der Jahreszeiten“. Daß diese Angaben die Verhältnisse Griechenlands in mykenischer Zeit richtig wiedergeben, haben wir oben bereits erwähnt.

Dann aber seien die Flüsse und Quellen versiegt, die Wälder zerstört und die Fruchtbarkeit vernichtet worden. „Übriggeblieben sind im Vergleich zu damals gleichsam nur die Knochen eines erkrankten Körpers, nachdem ringsum verschwunden ist, was vom Boden fett und reich war, und nur der dürre Körper des Landes übrigblieb ... Jetzt bieten die Berge nur noch den Bienen Nahrung, es ist jedoch nicht lange her, daß von den Bäumen, die hier als Dachbalken für die gewaltigsten Bauten geschnitten wurden, die Dächer noch erhalten waren ... An den ehemaligen Quellen sind die jetzt noch erhaltenen Heiligtümer Anzeichen da-

für, daß das wahr ist, was man jetzt davon erzählt" (Krit. 111).

Tatsächlich trat in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v.Chr. eine außergewöhnliche Hitze- und Trockenheitsperiode ein, die nicht nur in Griechenland, sondern in allen Ländern, aus denen Forschungen über deren klimatische Entwicklung vorliegen (Europa, Vorderasien, Nordafrika), zu einer katastrophalen Austrocknung, zur Vernichtung der Wälder und zu Hungersnöten führte.

Ausführlich hat O. Paret in seinem Werk „Das neue Bild der Vorgeschichte" (Stuttgart 1948) über diese Hitze- und Trockenheitsperiode berichtet. Auch er datiert diese „Trockenperiode von weltweiter Wirkung" in die Zeit „wohl bald nach 1250 v.Chr." (1948,11) und führt für sie zahlreiche Beweise an.

Dazu gehören z. B. die sogenannten „Pfahlbauten", die in jener Zeit in vielen Ländern Europas erbaut wurden.

Paret weist nach, daß die vielen Pfähle, die man oft bis zu 7 m Tiefe in vielen Seen und Flüssen (Rhein, Donau) gefunden hat, tatsächlich keine „Pfahlbauten" getragen haben, sondern daß diese Pfähle zur Wandkonstruktion ebenerdiger Hütten gehörten, die auf den Strandflächen abgesunkener Seen während der Trockenzeit erbaut worden waren. Diese Pfähle der Wandkonstruktion ebenerdiger Hütten oder ehemaliger Umzäunungen beweisen, daß im 13. Jahrhundert v.Chr. der Wasserspiegel der europäischen Seen und Flüsse bis zu 7 m abgesunken war. Er spricht von einem „ungeahnt starken Rückgang der Seespiegel" und einer „länderweiten Erscheinung", die ihren Grund „nur in einer außerordentlichen Trockenheit des Klimas gehabt haben" kann (S. 228 f.). Von dieser Trockenheitskatastrophe sagt Paret: „Sie hat die Völker ganz Mittel- und Südeuropas und Vorderasiens in Bewegung gebracht, die alte Welt gestürzt und die Grundlage für eine neue

Welt geschaffen. Sie war der Anlaß der „Sturmflut, die das Schicksal der Welt bestimmt hat“ (Zitat aus L. Bachhofer, 1937, bei Paret, 1948, 144).

Einen anderen Beweis für die außergewöhnliche Trockenheitsperiode im 13. Jahrhundert v.Chr. stellen die sogenannten „Grenz- und Brandhorizonte“ dar, die man in vielen Mooren festgestellt hat. „Grenzhorizonte“ entstehen dadurch, daß das Wachstum der Moore in trockenen Zeiten unterbrochen wird. Das ausgetrocknete oder abgestorbene Moor bildet dann eine deutlich erkennbare Schicht: den „Grenzhorizont“. Da es seit der Eiszeit, seit welcher Zeit viele Moore gewachsen sind, mehrere, allerdings weniger ausgeprägte Trockenzeiten gegeben hat, findet man in den Mooren gelegentlich auch mehrere „Grenzhorizonte“. „Von allen Grenzhorizonten“, so stellt Bröndsted fest (1960,1,17), „ist der am ausgeprägtesten, der in den Beginn der Eisenzeit fällt“, an anderer Stelle (1962, II, 261) spricht er vom „altbekannten (Grenzhorizont) am Übergang von Bronze zur Eisenzeit“. Dieser besonders ausgeprägte und in allen alten Mooren festgestellte Grenzhorizont, „ist in allen Vorkommen gleichzeitig anzusehen“ (U. Lehmann, 1954, 508). Er wurde bisher mit Hilfe der ungenauen Pollenanalyse in die Zeit „um etwa 1000 v.Chr.“, „vor 3000 Jahren“ und „um 1200 v.Chr.“ (Schwarzbach, 1961, 179) datiert. Mit Hilfe der zeitgenössischen Texte von Medinet Habu können wir die katastrophale Hitze- und Trockenzeit, die den Grenzhorizont entstehen ließ, genauer datieren, „auch in Mitteleuropa hat demnach die Trockenzeit wohl bald nach 1250 v.Chr. begonnen“ (Paret, 1948, 144). Damals begann die „Große Wanderung“ der Hügelgräber- und Urnenfelderleute. Der Tiefstand der Seen machte die jetzt trockenliegenden Strandterrassen besiedelbar. Von Durst und Hunger getriebene Bevölkerungsteile aus der näheren und weiteren Umgebung errichteten an den Restseen ebenerdige

Hütten, die früher irrtümlicherweise als „Pfahlbauten“ bezeichnet wurden.

Von den vielen Beweisen, die es für die außergewöhnliche Hitzezeit im 13. Jahrhundert v. Chr. gibt, sei nur noch folgender angeführt. In den Jahren 1947/48 fand unter der Leitung des schwedischen Ozeanographen Hans Pettersson eine Tiefsee-Expedition ins Mittelmeer statt. Dabei wurden zahlreiche Bohrkerne dem Meeresboden entnommen, die einen Test über die Klimaentwicklung für mehrere Jahrzehntausende ermöglichten. In diesen Bohrkernen wurden Foraminiferen (Schalentierchen) festgestellt, deren verschiedene Arten nur in ganz bestimmten Wassertemperaturen gedeihen. Man kann also am Vorkommen verschiedener Foraminiferenformen auf die Wassertemperaturen schließen, die in der Zeit ihres Wachstums herrschten. Nun stellte sich bei der Untersuchung der verschiedenen Ablagerungen heraus, daß die Temperaturen des Mittelmeeres seit etwa 5000 v. Chr. langsam anstiegen bis sie schließlich vor etwa 3200 bis 3400 Jahren einen „absoluten Höhepunkt“ erreichten, die etwa denjenigen, die heute im Karibischen Meere herrschen, glichen. Die Ablagerungen der „warmen Foraminiferen“ wurden nun überlagert von Aschenschichten, die im östlichen Mittelmeer von einem Ausbruch des Thera-Vulkanes, im mittleren Mittelmeer von einem Ausbruch des Ätna und zwischen Sardinien und Sizilien von einem Ausbruch des Somma-Vulkanes (Vesuv) stammen. Die Bodenproben zeigten, daß diese Vulkane Jahrtausende geruht oder nur schwache Ausbrüche, die keine Aschenablagerungen auf dem Meeresboden hinterließen, gehabt hatten. Die Stärke dieser Vulkanaschenschichten in den Bohrkernen zeigte, daß diese Ausbrüche die weitaus heftigsten der letzten 10000 Jahre gewesen und gleichzeitig erfolgt sind. Über diesen Aschenschichten fand man Schichten mit Foraminiferen, die nur in kaltem Wasser leben können, d. h.

nach den katastrophalen Vulkanausbrüchen muß eine kalte Zeit mehrere Jahrhunderte lang geherrscht haben, in der die Temperatur des Mittelmeerwassers so stark abfiel, wie das in den letzten 7000 Jahren nicht beobachtet werden konnte. Die Zeit dieses „Klimasturzes“ wird mit „vor etwa 3000 Jahren“ geschätzt, wobei eine Fehlerquelle von + 5% möglich ist.

Da in den Texten aus der Zeit Ramses III. ausführlich von den gewaltigen Erdbeben, den Meeresüberschwemmungen und dem Aschenregen, die diese Vulkanausbrüche zur Folge hatten, berichtet wird, „Ägypten in vollkommener Verwüstung lag“, als Ramses III. auf den Thron kam, in den Texten aus der Zeit Merenptahs (+ um 1222 v.Chr.) von diesen Katastrophen noch nicht die Rede ist, müssen sie sich *nach* dem Tod Merenptahs und *vor* dem Regierungsantritt Ramses III., also zwischen 1222 und 1200 v.Chr. ereignet haben. Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß diese Katastrophen wenige Jahre nach dem Tod Merenptahs, etwa um 1220 v.Chr., ihren Höhepunkt erreicht haben.

Feuer vom Himmel

Der ägyptische Priester, der dem Solon den Atlantisbericht nacherzählte, sagte, daß die Sage von Phaethon, „der die Oberfläche der Erde durch Feuer zerstörte“, „zwar in der Form eines Mythos berichtet wird, es ist aber Wahrheit und beruht auf der Abweichung der am Himmel um die Erde kreisenden Gestirne und der nach langen Zeiträumen erfolgten Vernichtung der auf der Erde befindlichen Dinge durch mächtige Feuer“ (Tim. 22 c, d). Der Priester setzte sich also für die „Wahrheit“ der Phaethonsage ein, die von einem Weltenbrand, der Wälder und Städte zerstörte, berichtet.

Daß tatsächlich „mächtige Feuer“ in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts v.Chr. „die Oberfläche der Erde zerstörten“, wird durch die zeitgenössischen Texte und durch zahlreiche archäologische oder geologische Feststellungen bestätigt.

Wir haben einige der zeitgenössischen Berichte zitiert. Ergänzt seien diese Berichte von Feuern, die in Libyen, Ägypten, Syrien und Indien vom Himmel stürzten, durch die Angaben über die Heimat der Nordmeervölker-Atlanten, die die Texte von Medinet Habu enthalten: „Ihre Wälder und Äcker sind vom Feuer verbrannt“, „die Hitze von ihm (Sekhmet) hat ihre Länder verbrannt“, „das Feuer von Sekhmet hat die Länder der Neunbogen verbrannt“, „eine mächtige Flamme war vor ihnen her bereitet“, „sie hatten vor sich ein Flammenmeer“ (Tafeln 17, 46). Diese zeitgenössischen Texte beweisen, daß der ägyptische Priester recht hatte, wenn er die „mächtigen Feuer“, die durch Phaethon entstanden, als „Wahrheit“ bezeichnete.

Darüber hinaus gibt es überaus zahlreiche archäologische und geologische Feststellungen, die beweisen, daß „mächtige Feuer“ im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts v.Chr. „die Oberfläche der Erde zerstörten“.

Von den archäologischen Feststellungen seien hier nur einige wenige erwähnt.

B. Hrouda hat in einer eingehenden Untersuchung die Ruinenhügel in Palästina behandelt (1964, 126 ff.). Auf allen hat er „mächtige Brandschichten“ festgestellt und nachgewiesen, daß diese „Brandschichten Katastrophen größeren Ausmaßes beweisen, die kurz vor der Einwanderung der Philister in Palästina die dortigen Siedlungen oder Städte, wie z. B. Megiddo, Jericho, Lachisch und andere vernichtet haben“. Er kommt zu dem Ergebnis: „Vor der Landnahme der Philister müssen sich diese Katastrophen ereignet haben“ (1964, 133). Da Hrouda den Beginn der Land-

nähe der Philister in Palästina in die Zeit um oder kurz vor 1200 v. Chr. datiert, müssen diese katastrophalen Brände „um etwa 1220 v.Chr.“ gewütet haben (1964, 134).

Es gibt zahlreiche alte Überlieferungen in der vorprophetischen Tradition und den Sagen des Volkes Israel, daß vor dem Einbruch der „Nordischen“ (ha saponi), deren führender Stamm die Philister waren, Feuer vom Himmel fiel, und das ganze Land verbrannte.

In Ugarit, der damaligen Hauptstadt Syriens ergaben die archäologischen Untersuchungen, daß auch sie durch schwere Erdbeben und große Feuersbrünste gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. zerstört wurde. Diese Katastrophe läßt sich datieren, weil unter der Katastrophenschicht ein Langschwert mit dem Siegel Merenptahs (f 1222 v.Chr.) und über ihr „Philisterkeramik“ gefunden wurde. (Cl. F. A. Schaeffer, *Ugaritica* III, 169 ff; Derselbe, 1948, 71 u.ö; Schachermeyr, 1957, 122; W. Kimmig, 1964, 234 f.). Die „destruction finale“ muß hier also zwischen 1222 und 1200 v. Chr. erfolgt sein.

Hier fand sich in einem Brennofen eine Tontafel, die gebrannt werden sollte, aber bevor das geschehen konnte, wurde die Stadt durch Erdbeben und Feuer zerstört. Die Tafel ist deswegen interessant, weil auf ihr ein Schreiben des letzten Königs von Ugarit Amurapi an den König von Alasija (Zypern) stand, in dem von der Landung von sieben feindlichen Schiffen die Rede ist. „Weiß mein Vater nicht“, fährt der Brief fort, „daß alle meine Truppen im Hatti-Land (Hethiterland) stationiert sind und alle meine Schiffe sich im Lande Lukka befinden?“ „Man möchte ihm baldigst Mitteilung machen, wenn neue feindliche Schiffe gesichtet würden“ (H. Otten, 1963, 9). Aber bevor das Schreiben abgeschickt werden konnte, brach die vernichtende Katastrophe über Ugarit herein, sie erfolgte demnach

kurz *vor* der Landnahme der Philister und der anderen mit ihnen verbündeten Nordvölker.

Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die oben erwähnte Inschrift aus Ugarit: „Der Stern Anat ist vom Himmel gefallen, er mordete die Bevölkerung der syrischen Lande ...“ Die „Katastrophenschicht“ der Erdbeben und Feuersbrünste wurde in allen anderen Städten oder Siedlungen Syriens festgestellt, die bisher untersucht wurden (Cl. F. A. Schaeffer, 1948 zahlreiche Belege). Daß diese verheerenden Feuersbrünste im Vorderen Orient *nicht* von den Nordvölkern gelegt wurden, beweisen die Ausgrabungen in Assur, wohin die Nordvölker nicht gekommen sind. Auch diese Stadt ist gegen Ende des 13. Jahrhunderts von einer ungeheuren Brandkatastrophe vernichtet worden. „Niemand vermag zu erklären, woher die Gluthitze kam, die hunderte von gebrannten Ziegelschichten zum Glühen und Schmelzen brachte und den ganzen Bauern des Turmes, das Mauerwerk aus Lehmziegeln, durchgehend rötete und verglaste“ (E. Zehren, 1961, 87).

Auch in Kleinasien wurden damals alle Städte und Siedlungen verbrannt. B. Hrouda erwähnt „die Ablagerungen mit Spuren von Brandkatastrophen größeren Ausmaßes“ in vielen Städten Kleinasiens. Interessant ist auch der Befund in der Hauptstadt des Hethiterreiches Hattusa: „Die Stadt ist in einer großen Katastrophe zugrunde gegangen. Wo immer wir den Spaten ansetzen, auf Büyükkale wie im Tempel I, in den Wohnvierteln wie am fünften Tempel, an den Mauern wie in Yazilikaya, fanden wir untrügliche Zeugen einer verheerenden Feuersbrunst, die alles Brennbares verzehrt, Lehmziegel zu roter, harter oder schlackiger Masse durchglüht, Kalksteine gesprengt oder zersplittert hat. Manchmal gewann man den Eindruck, das in den Bauten zufällig Vorhandene hätte nicht zur Erzeugung solcher Flammen, solcher Hitze ausreichen können, als wären viel-

mehr brennbare Materialien absichtlich zugefügt worden, um die Gewalt des Feuers zu erhöhen. Einzelne lokale Schadenfeuer können unmöglich die Ursache einer solchen völligen Vernichtung gewesen sein. Hier war zweifellos menschlicher Wahn am Werke, dem nichts, kein Haus, kein Tempel, keine Hütte entging und dort, wo das Feuer nicht selbst den Weg fand, alles beitrug, um das Werk des Unterganges zu vollenden", so schreiben die Ausgräber K. Bittel und R. Naumann (1952, 27).

Man hat die Zerstörung der Städte und Burgen durch Feuer in jener Zeit häufig als Menschenwerk bezeichnet, weil man die zeitgenössischen ägyptischen und syrischen Berichte von Feuern, die der Komet Sekhmet oder Anat vom Himmel fallen ließ, nicht kannte. Eroberervölker hätten sicherlich nicht jene Brände gelegt, die jedes Haus und jede Hütte zerstörten und dazu führten, daß „nach den Ausgrabungsbefunden die Burg-, Tempel- und die Häuserwände tagelang, vielleicht wochenlang geglüht haben" (Ceram, 1955, 170), und die Olivenhaine und Wälder, die nach den erhaltenen hethitischen Texten, die Hauptstadt umgaben (J. Hicks, 1974, 92, 117), für immer vernichteten. Hier war nicht „menschlicher Wahn am Werke", sondern der Feuerbrand des Sekhmet, Anat, Phaethon oder wie immer jener feuerspeiende Komet genannt wurde. Selbst aus dem fernen China liegt ein zeitgenössischer Bericht vor „von einem großen Stern, dessen Flammen die Sonne verzehrten". Dieser Bericht wird „auf die Zeit zwischen 1300 und 1200 v.Chr. datiert" (FAZ, 9. 12. 1970).

Die Spuren dieser Feuersbrünste sind auch in Europa in allen Burganlagen und Siedlungen, in Mooren und Wäldern aus jener Zeit nachgewiesen worden. Alle Paläste und Siedlungen in Griechenland und auf Kreta sind gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. durch schwerste Brandkatastrophen heimgesucht worden. Es würde viele Seiten füllen,

wenn man die Ausgrabungsberichte, die diese Brandkatastrophen bezeugen, zitieren würde. Diesen Feuersbrünsten verdanken wir ja die Erhaltung der zahlreichen Täfelchen mit der Linear-B-Schrift, die durch sie hart gebrannt wurden und so die Jahrtausende überdauerten.

Auch in Makedonien, im heutigen Jugoslawien, in Ungarn und Mitteldeutschland sind Siedlungen und befestigte Anlagen gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. durch große Feuersbrünste vernichtet worden. Immer wieder fand man mächtige Schlackenwälle und nicht selten durch Feuergluten verglaste Wälle und Burgringe. C. Schuchhardt hat von diesen Schlackenwällen und verglasten Burgringen gesagt: „sie treten überall da auf, wo eine Burg- oder Palastmauer aus Holz und schmelzbarem Gestein (Basalt) gebaut und dann verbrannt ist“ (1941, 237 f.).

Auch die Wälder in Europa verbrannten in jener Zeit. So fand man z. B. in den Ostalpen in Hochmooren, die in 2600 m Höhe liegen, Überreste verbrannter Bäume, regelmäßig wurde in jenen Hochgebirgsmooren auch ein Brandhorizont festgestellt, der mit Hilfe der ungenauen pollenanalytischen Untersuchungen in die Zeit „um 1000 v. Chr.“ datiert wurde (W. Wilthum, 1953, 83).

Ähnlich liegen die Dinge in den Hochmooren des Schwarzwaldgebietes. Karl Müller, Professor an der Universität Freiburg, hat in den Hochmooren des Schwarzwaldes Brandschichten festgestellt, die zwischen dem Pollenmaximum der Tanne und der Buche liegen und von ihm in die Zeit „etwa um 1000 v.Chr.“ datiert wurden. Es handelt sich bei dieser an verschiedenen Orten festgestellten Brandschicht um „Bergkiefernwaldbrände“.

Durch die pollenanalytischen Untersuchungen wurde nachgewiesen, daß im Schwarzwald auf eine lange, warme und klimatisch günstige Zeit, in der Buchenwälder die Berge bedeckten, eine Zeit eines trockeneren Klimas folgte, in der

die eine Trockenperiode charakterisierenden Bergkiefernwälder die Buchenwälder ablösten. Diese Bergkiefernwälder verbrannten dann. Ihnen folgten seit etwa 1000 v. Chr. Nadelwälder, die für eine kältere und feuchtere Zeit kennzeichnend sind. K. Müller schreibt: „Da Bergkiefernwaldbrände durch Blitz — soviel ich weiß — nicht bekannt sind, müssen die Brände gelegt worden sein. Es ist aber nicht bekannt, daß im nördlichen Schwarzwald um jene Zeit schon Menschen die Hochflächen aufsuchten, und der Zweck eines solchen Waldbrandes ist auch nicht zu ersehen. Das Problem, wie der Kohlenhorizont entstanden sein kann, bleibt also vorläufig ungeklärt" (1953).

Der Brand- oder Kohlenhorizont, der von ungeheuren Bränden vor mehr als 3000 Jahren kündigt, ist in allen Mooren in Holland, Norddeutschland und Skandinavien nachgewiesen worden. Er bedeckt regelmäßig den „Grenzhorizont“, der die langandauernde Trockenzeit des 13. Jahrhunderts v. Chr. markiert und beweist, daß die ausgetrockneten Moore lange Zeit brannten.

In Skandinavien ist dieselbe Entwicklung nachzuweisen. Skandinavien war in der Bronzezeit, in der Zeit des „Klimaoptimums“, bis zum Nordkap reich bewaldet (Suball, 1958, 76). Wärmeliebende Laubwälder bildeten in der Stein- und Bronzezeit zahlreiche Bestände bis ins norrländische Küstenland, also bis zum Polarkreis (J. G. Andersson, 1914, 15 ff). Oxenstierna spricht in seiner Beschreibung Skandinaviens von der „längst vergangenen, wärmebadenden, lichtumflossenen Bronzezeit, in der es in Skandinavien die heute so typischen Nadelwälder noch nicht gab, sondern nur Laubmischwälder" (1957, 18). Gegen Ende der Bronzezeit verbrannten nach Ausweis der überaus häufig nachgewiesenen Brandhorizonte die Laubwälder. J. G. Andersson meint: „Es war wohl mittels Feuer, womit die Menschen dieser Zeit naturverwüstend eingriffen. Aber

es ist schwer zu entscheiden, wie weit die vorzeitlichen Waldbrände, deren Spuren wir überall entdeckten, z. B. auch in Torfmooren, von Menschen oder Blitzschlag hervorgerufen wurden" (1914, 16).

So wird also auch die Vernichtung der Wälder und Moore jener Zeit durch ungeheure Brände den Menschen in die Schuhe geschoben und nur gelegentlich denkt man an Blitzschläge, die vielleicht diese Brände hervorgerufen haben. Aber warum sollten die Menschen jener Zeit in den Hochgebirgen Kleinasiens, Griechenlands, der Alpen, des Hochschwarzwaldes und der skandinavischen Bergwelt, die alle damals noch gar nicht besiedelt waren, die Wälder in Brand gesteckt haben? Warum sollten sie die oft riesigen Moore, die ja alle den „Brandhorizont“ jener Zeit aufweisen, angezündet haben?

Im Gegensatz zu der oft vertretenen Meinung, Menschen hätten die Wälder und Moore gegen Ende der Bronzezeit mit Feuer vernichtet, heißt es in den zeitgenössischen Texten: „Das Feuer von Sekhmet hat die Länder der Neunbogen verbrannt“ (andere Stellen siehe oben S. 226, 227). Dazu kommt, daß ungeheure Feuersbrünste auch in Ländern wüteten, in die die Nordvölker nicht gekommen sind. Wir hörten oben von der Brandkatastrophe, die Assur vernichtet hat. Nach Assur sind gegen Ende des 13. Jahrhunderts weder die Nordmeervölker noch irgendwelche anderen Feinde gekommen. Ähnlich war es auch in Ägypten, wohin weder die Nordmeervölker noch andere Feinde in jener Zeit gekommen sind und doch heißt es in dem Augenzeugenbericht Ipuwers: „Es ist doch so, die Tore, Säulen und Wände sind verbrannt ... Das Feuer hat sich aufgemacht bis zur Höhe“ (Himmel) (Erman, 1923, 130 f.). In einem anderen Text aus jener Zeit heißt es: „Das Feuer war bis an das Ende des Himmels und an das Ende

der Erde" (G. A. Wainwright Letopolis, Journal of Egyptian Archaeology XVIII, 1932).

Nein! Weder in den Städten und Burgen noch in den Wäldern und Mooren war „menschlicher Wahn am Werk“, der diese ungeheuren Feuersbrünste entfachte. Zeitgenössische Texte und Überlieferungen vieler Völker bezeichnen eine glühende Himmelserscheinung, die sie mit verschiedenen Namen bezeichneten, als den Weltenbrandstifter.

Ovid überliefert von dieser Himmelserscheinung, die er mit anderen griechischen und römischen Autoren Phaethon nennt:

„Feuer ergreift nunmehr an den ragenden Höhen die Erde:

Berstend zerreißt der Grund und lechzt, da die Säfte

versieget:

Dürr entfärbt sich das Gras, mit dem Laub verbrennen die Bäume,

Und die getrocknete Saat gibt Stoff dem eignen

Verderben —

Kleiner Verlust! Mit den Mauern vergehn großmächtige Städte;

Ganze Länder sogar mitsamt den bewohnenden Völkern Wandelt in Asche der Brand. Mit den Bergen entbrennen die Wälder.

Athos, Tmolus entbrennt, der cilicische Taurus und Öta,

Ida, trocken anjetzt, vormals reichhaltig an Quellen,

Von der gedoppelten Glut entbrennt jetzt ins Unendliche Ätna;

Auch der geteilte Parnaß und Cynthus und Othrys und Eryx,

Rhodope auch, nun endlich des Schnees entbehrend, und Mimas;

Dindyma, Mycale brennt und der zur Feier erkorne

Cithäron.

Keinen Gewinn vom Frost hat Scythien. Auch Kaukasus brennet,

Ossa mit Pindus zugleich und groß vor beiden Olympus.
Luftige Alpenhöhn brennen und der wolkige Apenninus.
Da sieht Phaethon nun, wie auf jeglicher Seite der Erdkreis
War von Flammen erfaßt, und er kann nicht ertragen die
Hitze.

Kochende Luft, gleichwie dem Schlund des Ofens entstieg,
Atmet er ein, und fühlt, wie unter ihm glühet der Wagen,
Und nicht kann er die Asch' und die aufwärts fliegenden
Funken

Länger bestehn, und es hüllt ihn rings heiß qualmender
Rauch ein.

Schwarz von Dunkel umdrängt weiß er nicht, wohin er sich
wende,

Noch wo er sei, und er irrt nach Gefallen der fliegenden
Rosse ..."

(Metamorphosen II, 21 Off.)

In jüngster Zeit ist die Ansicht vertreten worden, daß der Komet Phaethon mit dem Kometen „Halley“ identisch sei (Zanot, 1976,26). Der Komet Halley erhielt seinen Namen nach dem englischen Astronomen Edmond Halley (1656 bis 1742), Mitarbeiter und Freund Newtons und Astronom im Observatorium von Greenwich. Halley hatte festgestellt, daß die drei Himmelskörper, die 1531, 1607 und 1682 erschienen waren, anscheinend die gleiche Kreisbahn durchlaufen hatten. Er führte die notwendigen Berechnungen durch und gelangte zu der Überzeugung, daß es sich bei den drei Erscheinungen immer um denselben Himmelskörper gehandelt hatte, der in regelmäßigen Zeitabständen von ungefähr 76 Jahren am Himmel auftauchte und wieder verschwand. Diesen Kometen „Halley“ halten die Astronomen noch heute für einen der größten unseres Sonnensystems, „sein Kopf ist ungeheuer und sein Schweif ungefähr dreißig Millionen Kilometer lang“ (Zanot, 1976, 14). Während seiner Umlaufzeit beschreibt er eine Bahn um die

Sonne und entfernt sich dann von ihr bis über den Planeten Neptun hinaus. Von der Erde aus gesehen, scheint er aus der Sonne hervorzugehen, dadurch entstand bei antiken Völkern die Meinung, er sei ein Sohn des Sonnengottes (Ovid, Lukian u. a.). Halley hatte errechnet, daß dieser Komet Mitte April 1759 das Perihel, also den Punkt der größten Sonnennähe, erreichen werde. Tatsächlich erschien dieser Komet wieder und durchlief knapp vor dem errechneten Zeitpunkt, am 12. März 1759, das Perihel. Fast pünktlich zu den errechneten Zeiten erschien er dann auch im Herbst 1835 und am 20. Mai 1910. Für das Jahr 1986 haben die Astronomen seine nächste Wiederkehr errechnet.

Vor dem Erscheinen des Halleyschen Kometen im Jahre 1910 hatte der Heidelberger Astronom Max Wolf errechnet, daß die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne den Schweif des Kometen Halley in der Nähe seines Kopfes durchlaufen und dessen Kern kreuzen werde. Die Folgen für die Erde würden schrecklich sein: „Um 4 Uhr 25 morgens wird unser Planet von einer tödlichen Wolke von Giftgasen und kosmischem Staub eingehüllt werden, die den Schweif des Halleyschen Kometen bildet. Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Zyanwasserstoff (Blausäure), Kaliumzyanid (Zyankali) werden den Globus in eine ungeheure Gaskammer verwandeln. Es wird niemandem gelingen, sich zu retten, oder höchstens einigen wenigen Glücklichen in den um die Polkappen liegenden Gebieten, die voraussichtlich nicht direkt von dem aus dem Weltall kommenden Unheil betroffen sein werden" (Zitat bei Zanot, 1976, 13). Der Berliner Astronom Wilhelm Meyer war ebenso pessimistisch wie Max Wolf und erklärte: „Es wird eine Katastrophe geben. Die Sonne wird sich verdunkeln, grelle Blitze werden den pechschwarzen Himmel erhellen, ungeheure feurige Massen werden vom Himmel stürzen, die

Ausbrüche der entfesselten Vulkane werden das Antlitz der Erde verändern" (Zitat bei Zanot, 1976, 19). Andere Voraussagen lauteten: „Die Erdachse wird sich verschieben. Die Wassermassen der Ozeane werden ihr Bett verlassen und über die Kontinente hereinbrechen, hunderttausende Menschen werden bei dieser neuen Sintflut ein schreckliches Ende finden, alle Spuren unserer Zivilisation werden in einer einzigen Nacht vernichtet werden" (Zitat bei Zanot, 1976,19).

Es ist nicht zu ersehen, ob diese Wissenschaftler sich durch Ovids Schilderung der Katastrophen, die das Auftauchen des Kometen Phaethon zur Folge hatte, haben inspirieren lassen oder ob sie die Folgen der Annäherung des Kometen Halley theoretisch errechneten. Sicher aber ist, daß eine Panikwelle die Menschheit ergriff, wovon M. Zanot ausführlich berichtet (1976, 20 f.).

Glücklicherweise hatten sich die Astronomen verrechnet. Max Wolf erklärte: „Er (der Komet Halley) ist durch Störungsaktionen von Jupiter und Saturn von seiner Bahn abgelenkt worden."

Tatsächlich durchkreuzte unser Planet 1910 den ungeheuren Schweif des Kometen Halley nicht in der Nähe seines Kopfes, sondern weit von diesem entfernt. Dennoch berichtet ein Augenzeuge: „.... Minuten werden zu Ewigkeiten. Zwei Uhr früh. Drei Uhr, vier Uhr. Die Welt erwartet schweigend ihr Ende. Plötzlich beginnt der Himmel zu phosphoreszieren, die Sterne verblassen, ein grünlicher Lichtschein umgibt den Mond. Nur der große, schreckliche Komet Halley erhellt jetzt das Himmelsgewölbe. Es ist vier Uhr achtzehn, neunzehn, zwanzig; viele knien nieder, bedecken ihre Augen mit den Händen und beten. Vier Uhr fünfundzwanzig: das Ende! Einen Augenblick lang erzittert die Erde, der Hof des Mondes wird strahlend blau, das seltsame Leuchten des Himmels wird intensiver und Tau-

sende von Meteoren stürzen in einem erschreckenden Feuerwerk herab, einen Augenblick lang geht eine fürchterliche Hitzewelle über die Erde hinweg. Dann endlich Morgengrauen. Die Blicke wenden sich wieder dem Himmel zu. Die Sonne geht auf. Der Komet, der eine Geschwindigkeit von 54 Kilometer in der Sekunde hat, ist schon weit entfernt. Überall auf der Welt atmen die Menschen erleichtert auf" (Zanot, 1976, 21 f.).

Der deutsche Astronom Archeschold hat das Ausbleiben der vorausgesagten schwersten Katastrophen damals so erklärt: „Der Teil des Schweifes, mit dem wir zusammengetroffen sind, war weit vom Kern des Himmelskörpers entfernt. Daher waren die Gase in ihm stark verdünnt und die Erdatmosphäre hat wie ein Schirm gewirkt und sie abgewehrt. Natürlich kann sich keiner von uns vorstellen, was geschehen wäre, wenn die Gase in die Lufthülle eingedrungen wären. Wer weiß, was in Zukunft geschehen wird, etwa wenn der Halleysche Komet 1986 wiederkommt" (Zanot, 1976, 22).

Da der Halleysche Komet in seiner Umlaufbahn und damit auch im Zeitpunkt, in dem er das Perihel erreicht, Unregelmäßigkeiten zeigt, läßt sich nicht genau errechnen, an welcher Stelle die Erdbahn den Schweif des Kometen durchlaufen wird. Wenn die Erde den Schweif des Kometen in der Nähe seines Kopfes und in seinem Kern durchkreuzt, sind schwerste Naturkatastrophen zu erwarten. Wenn die Erde weit vom Kern dieses Kometen seinen Schweif durchkreuzt, sind die Folgen gering.

Rückrechnungen haben ergeben, daß der Komet Halley u. a. auch in folgenden Jahren am Himmel erschien: 451, im Geburtsjahr Jesu, 1226 v.Chr.

Im Juli 451 erschien der Halleysche Komet gerade zur Zeit der Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern. Isidor von Sevilla (560—636) berichtet in seiner Geschichte

der Goten, Vandalen und Sueben: „Zur gleichen Zeit (wie die Hunnenschlacht) ereigneten sich schreckliche Zeichen am Himmel und auf Erden, durch deren Wunder der so grausame Krieg begleitet wurde. Nachdem zahlreiche schwere Erdbeben vorausgegangen waren, wurde der Mond im Osten verfinstert. Im Westen zeigte sich ein Komet und leuchtete geraume Zeit in ungeheurer Größe. Im Norden aber rötete sich der Himmel und sah aus wie Feuer und Blut, wobei hellere Strahlen nach Art rötlicher Lanzen zwischen die feurige Röte gemischt waren.“

Die Quelle für diese Nachricht ist ein Werk des neuplatonischen Historikers Damaskios, der um 470 geboren war, also knapp zwei Jahrzehnte nach der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern, so daß er zweifellos Zeugnisse von unmittelbaren Zeitgenossen der welthistorischen Ereignisse benutzt hat (R. Hennig, 1950, 145, 150). Von Damaskios stammt auch der Bericht, daß die Gefallenen der Hunnenschlacht am Himmel weitergekämpft hätten „und den Himmel mit Waffenlärm übertosten“ (Damaskios, *Bios Isidórou de Pelusio*). Nordlichter, die offenbar regelmäßig Kometenerscheinungen begleiten, haben häufig die Vorstellung ausgelöst, am Himmel fände ein Kampf zwischen Göttern oder gefallenen Helden statt (Beispiele bei Hennig, 1950, 145 ff.). Damaskios behauptet auch, daß die Hunnen durch die Himmelserscheinung in große Furcht gestürzt seien und die Schlacht verlorengelassen hätten. So mag das Auftauchen des Halleyschen Kometen in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern im Juli 451 für das Abendland segensreiche Folgen gehabt haben. Astronomische Berechnungen haben ebenfalls ergeben, daß der Halleysche Komet im Geburtsjahr Jesu erschienen und mit dem „Stern von Bethlehem“ identisch sei (Zanot, 1976, 18). „Damals durchquerte er das Sternbild der Zwillinge, etwas nördlich von Kastor und Pollux und zwar auf dem

31 Grad 42 Min. nördlicher Breite. Vor zweitausend Jahren befanden sich beide Gestirne ungefähr im 32. Breitengrad und gingen täglich über Bethlehem durch den Zenit, deswegen mußte sich auch ‚Halley‘ im Jahre Null genau über der Geburtsstadt Jesu befunden haben" (Zanot 1976, 18).

Ein anderes Jahr, in dem der Komet „Halley“ erschien, war nach den Berechnungen der Astronomen das Jahr 1226 v. Chr. (Zanot, 1976,28). Wir haben oben festgestellt: „Man muß daher den Sturz des Phaethon in die zweite Hälfte des 13.Jahrhunderts v.Chr. datieren" und haben angenommen, daß der Höhepunkt der Katastrophen, die durch die Erscheinung jenes Kometen ausgelöst wurden, kurz nach dem Tod des Pharao Merenptahs (t 1222 v. Chr.) eintrat.

Die Differenz zwischen der Datierung des Erscheinens des Kometen Halley-Phaethon durch die Astronomen im Jahr 1226 v.Chr. und unserer Datierung im Jahr etwa 1220 v. Chr. ist dadurch zu erklären, daß die absolute Chronologie der Pharaonen jener Zeit noch immer umstritten ist. Unter „absoluter Chronologie" versteht man die Angabe einer genauen Jahreszahl vor oder nach Christi Geburt, in der sich ein bestimmtes Ereignis zugetragen hat. Unter „relativer Chronologie" versteht man die Feststellung, daß ein bestimmtes Ereignis älter oder jünger ist als ein anderes, ohne zu wissen, wie viele Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte der Unterschied beträgt. Ein typisches Beispiel für die relative Chronologie sind z. B. die Grabungsschichten in einer Siedlungsstätte oder in einem Grabhügel. Es ist dabei klar, daß die obersten Schichten die jüngsten und die untersten Schichten die ältesten sind, ohne daß man sagen könnte, um wieviele Jahre die einzelnen Schichten jünger oder älter sind und in welchem Jahr sie angelegt wurden.

Die Einordnung der Lebens- oder Regierungszeit ägyptischer Pharaonen in die relative Chronologie ist leicht, denn wir wissen aus den Inschriften und Listen der verschiedenen Pharaonen genau, in welcher Reihenfolge sie gelebt oder regiert haben.

Die Einordnung der Lebens- oder Regierungszeit der Pharaonen in die absolute Chronologie stößt aber auf große Schwierigkeiten. Darum gibt es unter den Ägyptologen Anhänger einer „langen Chronologie“ und Anhänger einer „kurzen Chronologie“, während die Anhänger einer „mittleren Chronologie“ einen Kompromiß zwischen beiden suchen. Verläßlich ist keine der drei Chronologien! So wird z. B. der Tod Ramses II. von Fr. Bilabel ins Jahr 1246 v. Chr., von A. Scharff ins Jahr 1234 v. Chr., von Breasted ins Jahr 1232 v. Chr., von J. v. Beckerath ins Jahr 1224 v. Chr. und von J. Lehmann ins Jahr 1223 v. Chr. verlegt. Da man auch nicht genau weiß, wieviele Jahre der Nachfolger Ramses II., nämlich der Pharao Merenptah, regiert hat, „vermutlich zehn Jahre“ (Breasted), besteht ein Spielraum von etwa 26 Jahren in der absoluten Chronologie jener Zeit.

Wir haben uns bei unseren Datierungen dem amerikanischen Ägyptologen J. H. Breasted angeschlossen und angenommen, daß Merenptah erst zehn Jahre nach seinem Vater Ramses II., also 1222 v.Chr. gestorben sei. Diese Annahme ist keineswegs verläßlich. So nimmt Bilabel (1927, 164) an, daß Merenptah nur sieben Jahre regiert hat und 1239 v.Chr. gestorben sei. Sicher ist nur, daß Merenptah mindestens fünf Jahre auf dem Thron der Pharaonen saß. So schwankt die Jahreszahl des Todes Merenptahs zwischen 1239 und 1213 v.Chr. Da die verheerenden Naturkatastrophen, von denen Ramses III. in den Texten von Medinet Habu so ausführlich berichtet, in den Texten Merenptahs nicht erwähnt werden, haben wir angenom-

men, daß sie kurz nach dem Tod dieses Pharaos eintraten. Das kann also ein Jahr zwischen 1239 und 1213 v.Chr. gewesen sein. Mit anderen Worten: die Berechnung der Astronomen, daß der Komet Halley-Phaethon im Jahre 1226 v. Chr. erschien und die schweren Naturkatastrophen auslöste, ist durchaus möglich.

Wir können mit den modernen Astronomen annehmen, daß der Komet Phaethon mit dem Komet „Halley“ identisch ist. Daß das Erscheinen dieses Kometen im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts v.Chr. von so schweren Naturkatastrophen begleitet wurde, wie es uns die zeitgenössischen Schriften überliefern, ist wohl dadurch zu erklären, daß die Erde auf ihrer Umlaufbahn um die Sonne den Schweif des Kometen in der Nähe seines Kerns durchquerte. Wenn das der Fall war — und die zeitgenössischen Berichte und zahlreiche archäologische und geologische Feststellungen stützen diese Annahme — dann waren alle die schweren Katastrophen, von denen wir Berichte oder Beobachtungen haben, zu erwarten.

Es sei in diesem Zusammenhang erwähnt, daß die Ansicht des Astronomen Max Wolf, daß im Schweif des Kometen „Halley“ Wasserstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Zyanwasserstoff und Kaliumzyanid enthalten seien, durch die Untersuchungen des Kometen „Kohoutek 1973 f.“ bestätigt wurde.

Dieser Komet wurde am 9. März 1973 von dem tschechischen Astronomen L. Kohoutek, der am Observatorium in Hamburg arbeitete, entdeckt und erhielt dessen Namen. Die amerikanische Raumfahrtbehörde NASA untersuchte mit modernsten Mitteln den Schweif dieses Kometen und stellte fest, daß nunmehr „mit absoluter Gewißheit“ die Theorie bestätigt worden sei, „daß der Schweif des Kometen aus Zyanwasserstoff (Blausäure), Methylzyanid und Wasser besteht“ (Zanot, 1976, 64). Wenn es in den Berich-

ten aus dem Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. heißt, „die Menschen schauern vor dem Geschmack des Wassers“ (Papyrus Ipuwer, 2, 10) oder „der Nil wurde stinkend . . . und alle Ägypter gruben an den Seiten des Nils nach Trinkwasser, denn sie vermochten von dem Nilwasser nicht zu trinken“ (Exodus 7, 21, 24), dann ist das möglicherweise auf die Blausäure und das Zyankali zurückzuführen, die aus dem Schweif des Halleyschen Kometen auf die Erde fielen.

Erdbeben

Im Atlantisbericht heißt es: „Später aber brach dann eine Zeit gewaltigster Erdbeben und Meeresüberschwemmungen herein, und es kam ein Tag und eine Nacht, in der die Masse eurer (der Athener) Krieger von der Erde verschlungen wurde; ebenso verschwand die Insel Atlantis im Meer versinkend (dysa); daher ist das Meer dort auch heute noch (kai nyn) unzugänglich und unerforschbar wegen des sehr seicht liegenden (karta bracheos) hindernden Schlammes, den die untergehende Insel zurückließ“ (Tim. 25 d). Durch diese Erdbeben wurde auch die Brunnenanlage, die die Athener innerhalb der ersten Mauer, „im Nordteil, an der Stelle, wo jetzt die Burg steht, verschüttet“ (Krit. 112 d).

Wir haben schon oben (S. 19) erfahren, daß die Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen diese Angaben bestätigt haben. „Im Nordteil“ des Akropolisfelsens, innerhalb der „Zyklopenmauer“, wurde in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die Brunnenanlage wiedergefunden, sie war, wie die Ausgräber auf Grund vieler Beobachtungen feststellten, gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. durch ein Erdbeben verschüttet worden.

Die altägyptischen Texte aus jener Zeit berichten von die-

sen „Jahren des Schreckens“, in denen „die Grundfesten der Erde erbeben“.

Im Papyrus Ipuwer heißt es: „Es ist doch so, das Land dreht sich um, wie die Töpferscheibe tut... Es ist doch so: Die Tore, Säulen und Wände sind verbrannt... das südliche Schiff (Oberägypten) ist in Wirren, die Städte sind zerhackt... Groß und Klein sagt: ich wünschte, ich wäre tot. .. Sehet doch, es ist geschehen, was in fernen Zeiten nicht geschehen ist. Die Residenz ist in einem Augenblick eingestürzt“ (Übersetzung bei Erman, 1923, 132 ff.). Eine größere Anzahl von Versen im dritten und vierten Gedicht beginnt mit den Worten: „Zerstört ist...“, was dann folgt ist unleserlich, aber es ist anzunehmen, daß die Namen von Tempeln, Palästen und Städten aufgeführt waren, die zerstört wurden. Am Schluß heißt es dann: „Die Menschen sind vernichtet, alle Jahre sind voll Lärm ... Du, Herr des Alls, hast nur einige Menschen unter ihnen am Leben erhalten, aber sie verhüllen ihr Gesicht aus Furcht vor morgen“ (Erman, 1923, 146, 148, auch v. Gall 1926, 55 ff.). Im Papyrus 1116b Eremitage heißt es u. a.: „Auf, mein Herz, beweine das Land, in welchem du (dein Leben) begonnen hast... Was gemacht ist, ist, als wäre es nie gemacht, und Re möge es wieder zu gründen anfangen. Das Land ist zugrunde gegangen; es ist kein Rest geblieben, nicht das Schwarze unter dem Finger ist geblieben von dem, was da sein sollte. Das ganze Land ist zerstört... Das Land ist fortgenommen (zerstört?) und verwüstet und man weiß nicht, wie der Ausgang sein soll... Ich zeige dir das Land in Jammer und Leid, was nie geschehen ist vor dem, das ist geschehen ... Man weint nicht mehr wegen des Sterbens . . . Das Land geht zugrunde, was gemacht ist, ist, als wäre es nie gemacht... Ich zeige dir das Land in Jammer und Not“ (zitiert bei Erman 1923, 153 ff.; auch bei v. Gall, 1926, 51 ff.).

In den Inschriften von Medinet Habu werden die Naturkatastrophen in ähnlicher Weise geschildert. Auch dort wird berichtet, daß der Nil vertrocknet, das Land verdorrt gewesen sei, daß die Menschen hungern, „das Haus der Dreißig (oberste Beamten) ist zerstört“, „alle Ortschaften sind zerstört“, „die Erde bebt, alles Wasser ist ungenießbar“, „Ägypten war ohne Hirten“. Auch die Redewendung: „Es ist geschehen, was in fernen Zeiten nicht geschehen ist“, wird wiederholt. Es scheint, daß mit diesen Worten die Einmaligkeit der Naturkatastrophen festgestellt werden soll. Diese Ansicht wird auch im Atlantisbericht vertreten, wenn es heißt, daß jene Katastrophen „die größte Verheerung“ (Tim. 23 c), „die gewaltigsten Erdbeben und Überschwemmungen“ (Tim. 25 c), „die gewaltigste Flut“ (Krit. 112 a) verursacht hätten.

Die archäologischen Forschungen haben diese Angaben bestätigt. Es hat im östlichen Mittelmeergebiet, das in einer häufig von Erdbeben heimgesuchten Zone unseres Planeten liegt, schon vorher Erdbeben und Überschwemmungen gegeben, aber nach den Zerstörungen, die sie anrichteten, wurden die meisten Paläste renoviert oder wieder aufgebaut. Das hat man auf Kreta, Zypern und selbst auf Thera nachgewiesen. Aber die gewaltigsten Zerstörungen, nach denen kein Wiederaufbau mehr erfolgte, ereigneten sich Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. Der „Katastrophenhorizont“ aus dieser Zeit findet sich überall, in Griechenland, auf Kreta, Thera, Zypern und in ganz Vorderasien. Kehnscherper schreibt: „Hier sei nur auf den ungeheuren Umfang der Katastrophe aufmerksam gemacht, die von Troja bis Jericho, von Boghazköy (= Hattusa) bis Megiddo und Byblos alle Städte vernichtete“ (1963, 149). J. Wiesner sagt: „Von Troja VII a bis nach Palästina läßt sich eine Kette vernichtender Zerstörungen nachweisen“ (1943, 122). Fr. Schachermeyr spricht von einer „Kata-

Strophe, die eine der furchtbarsten der Weltgeschichte war" (1944, 78), A. Lesky nennt diese Katastrophen „Vorgänge, die zu den folgenschwersten der Weltgeschichte gehören" (1947, 2).

In jenen Katastrophen wurden die mykenische Kultur auf dem griechischen Festland, die minoische Kultur auf Kreta und Thera, die hethitische in Kleinasien, die Kulturen in Syrien mit der mächtigen Königstadt Ugarit und in Palästina mit der stark befestigten Stadt Jericho zerstört und überall blieb von der Bevölkerung „nur ein winziger Same übrig", wie es im Atlantisbericht von Griechenland heißt (Tim. 23 c). Die archäologische Forschung hat das bestätigt. Von 320 Siedlungsstätten des 13. Jahrhunderts waren in Griechenland im 12. Jahrhundert nur noch 40 bewohnt. Die Bevölkerung war auf ein Hundertstel gegenüber der Kopfzahl 100 Jahre früher geschrumpft (Luce, 1975, 39, Hope Simons).

Man hat für die im 13. und 12. Jahrhundert bewohnten Stätten auf der Peloponnes-Halbinsel vergleichende Statistiken aufgestellt, und diese Ziffern geben einen Eindruck vom Ausmaß des Unglücks (V. R. d'A. Desborough, *The Last Mycenaeanes and their Successors* [Oxford 1964] passim; Derselbe: *The Dark Ages*, London 1972, Kap. 1).

Gebiet	Zahl der aus dem 13. Jahrh. bekannten Siedlungsplätze	Zahl der aus dem 12. Jahrh. bekannten Siedlungsplätze
Messenien und Triphylien	150	14
Lakonien	30	7
Argolis und Korinth nördlich des Isthmos	44	14
Böotien	27	3
Phokis	19	3
Attika	24	12

Diese Orte waren in mykenischer Zeit dicht besiedelt, nach den Katastrophen zeigt sich überall nur eine dünne und armselige Wiederbesiedlung.

Im Atlantisbericht ist nun nicht ausdrücklich davon die Rede, daß *Erdbeben* die Insel Atlantis zerstört hätten. Es heißt nur: „Ebenso verschwand die Insel Atlantis im Meer versinkend.“ Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß bei dem Untergang dieser Insel — vom benachbarten Festland, über das die Könige von der Insel herrschten, ist *nicht* die Rede — auch Erdbeben eine Rolle gespielt haben, obwohl der Nordseeraum in einem Gebiet liegt, in dem Erdbeben selten vorkommen.

Aber es gibt eine Reihe von Augenzeugenberichten, die von Erdbeben erzählen, die an der Westküste Schleswig-Holsteins Verwüstungen anrichteten.

Bei dem schweren Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 wurde „das ganze Festland (Schleswig-Holstein) erschüttert“, „Erdstöße wurden verspürt“, „beim Gottesdienst in Rendsburg gewahrte man, daß die drei Kronen des großen, an der Decke hängenden Leuchters in Bewegung gerieten, der über dem Taufstein hängende Zierrath aber hat sich weiter heftig bewegt und dabey gantz unordentlich hin und her geschwanket“ (Leithäuser zitiert diesen Augenzeugenbericht in den Husumer Nachrichten vom 27. 6. 1964).

Antonius Heimreich berichtet in seiner „Nordfresischen Chronik“ von jener Sturmflutkatastrophe am 11. Oktober 1634, bei der die Insel „Der Strand“ unterging, daß jener „ungeheure Sturm mit einem Erdbeben vermenget gewesen“, welches man bis an die Ostküste gespürt hätte. Erdspalten seien aufgerissen und eingesunken und die Erde an manchen Orten „einen guten langen Strich voneinander gespalten“. Die Mauern der Häuser seien an vielen Orten zerrissen, „glaubwürdige Leute haben beständig und für

wahr ausgesaget, daß sie mit ihren Betten, darin sie gelegen, andere, daß sie mit den Stühlen, darauf sie gesessen und sich fest an den Tisch gehalten, sein bewogen und erschüttert worden" (1666, 479). Peter Sax, der diese Katastrophe auf dem Festland in Koldenbüttel erlebte, berichtet ebenfalls von Erdbeben, die an jenem Tag „verspüret worden" und sagt u. a. „daß die Grundfesten der Erde sich bewegten und man nichts anderes wissen konnte, daß Himmel und Erde auseinanderfallen sollte, und der jüngste Tag abhanden wäre" (Eyderstädtische Landesbeschreibung 1654).

Der beste Kenner der Geologie der Insel Helgoland, Prof. Dr. O. Pratje, hat nachgewiesen, daß der sogenannte „Gürtel" von Helgoland, wie die seit etwa 5000 oder 6000 Jahren vom Meer zerstörten Reste des ehemals viel größeren Felsmassivs genannt werden, in etwa 300 m Entfernung von der heutigen Westküste des Felsens einen etwa 10 m hohen Steilabbruch aufweist, der nur durch ein plötzliches Absinken des ganzen ehemaligen Felsmassivs entstanden sein kann. Pratje meint, daß dieses plötzliche Absinken des gewaltigen Buntsandsteinmassivs mit dem Aufhören der Besiedlung Helgolands im 13. Jahrhundert v. Chr. zusammenhängt und daß damals die Insel vom Festland losgelöst worden sei. Bis dahin, so meint Pratje mit anderen Autoren, sei der Felsen mit Eiderstedt durch den sogenannten „Südstrandrücken" noch in Verbindung gestanden (1923, 57 und 1952, 25). Da der „Destruktionsfaktor", d. i. der Faktor um den das Buntsandsteinmassiv durch die Meereswogen zerstört wird, etwa 10 m in hundert Jahren beträgt, muß dieses plötzliche Absinken des ganzen Felsmassivs vor etwa 3000 Jahren erfolgt sein. Ein derartiges plötzliches Absinken eines so großen Felsmassivs muß von schweren Erdbeben begleitet gewesen sein. Zu erklären ist dieses Absinken durch das Auftreten eines gro-

ßen Salzstocks in verhältnismäßig geringer Tiefe unter dem Buntsandsteinmassiv. Dieser Salzstock ist bei 3000 m Tiefe noch nicht durchteufl worden. Unter hohem Druck wird der Salzstock so plastisch wie Knetwachs oder Glasmasse. Dadurch entstehen Aufwölbungen und Absenkungen, „wodurch eine Senkung des Nordseebodens um Helgoland möglich gewesen sei“ (Prof. Voigt, Hamburg, 1953).

Vulkanausbrüche

Die Erdbeben waren eine Folge einer „enorm gesteigerten Vulkantätigkeit vor 3200 Jahren“ (Suball, 1958, 107). Suball sagt von jener Zeit, daß damals „die letzte große Erdbebenwelle und die letzte Steigerung der Vulkantätigkeit unsere Erde heimsuchte“ (1958, 106). Von den zahlreichen Vulkanen, die in jener Zeit ausbrachen, seien nur jene genannt, deren Explosionen und Eruptionen für das Gebiet, das uns in Zusammenhang mit dem Atlantisbericht interessiert, von Bedeutung waren. Der isländische Geologe S. Thorarinsson hat nachgewiesen, daß „vor 3000 Jahren auf Island eine außerordentliche Vulkantätigkeit herrschte“ (1944, 1 f.). Gewaltige Lavamassen, die mit Hilfe modernster Methoden datiert werden konnten, bedeckten damals die ganze Insel. Dieselbe Beobachtung konnte auf den Kanarischen Inseln gemacht werden. Auch dort haben riesige Lavamassen und Aschenschichten die Inseln überlagert. Auf Gran Canaria wurden in den Lavamassen Holzpfähle und Baumscheiben gefunden, die Prof. Dr. H.-U. Schminke vom Mineralogischen Institut in Bochum mit Hilfe der C-14-Methode datiert hat. Schminke kam zu dem Ergebnis, daß diese Hölzer vor 3075 Jahren \pm 100 Jahre abgestorben und von Lava umschlossen worden seien (briefl. Mitteilung Bergquist, Stockholm 13. 1.

1972). Vom Ausbruch des Ätna und des Vesuvs (Somma-Vulkan) haben wir oben (S. 231) gehört. Die mächtigen Aschenschichten beider Vulkane liegen im Untergrund des Mittelmeeres genau wie diejenigen vom Theraausbruch zwischen den unteren Ablagerungen „warmer Foraminiferen“ und den oberen Ablagerungen „kalter“ Formen dieser meeresbewohnenden Urtierchen. Alle diese Aschenschichten sind also zeitgleich und stammen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v.Chr.

Bemerkt sei in diesem Zusammenhang, daß die Bohrprofile aus dem Mittelmeeruntergrund keine Anhaltspunkte ergeben haben, daß der Ätna oder der Vesuv schon einmal *vor* diesem Zeitpunkt ausgebrochen seien, obwohl die Bodenproben einen Test von etwa 2 Millionen Jahren ermöglichen.

Einem freundlichen Hinweis von Prof. Dr. H. Rose, Mineraloge an der Universität Hamburg, verdanke ich die Mitteilung, daß Aschen dieses gewaltigen Ätna-Ausbruches „vor 3000 Jahren“ noch im Hoggargebirge, also etwa 1800 km südlich, nachgewiesen wurden.

Der furchtbarste Ausbruch jener Zeit war wohl der des Theravulkanes, den wir mit Hilfe der Texte von Medinet Habu in die Zeit um 1220 v. Chr. datieren können und der nach den zeitgenössischen Texten und dem Ausgrabungsbefund an einem Frühlingstag erfolgte. Geologen, Vulkanologen und Archäologen sprechen nur in Superlativen, wenn sie von diesem Theraausbruch sprechen. H. Reck nennt jenen Ausbruch, den er ans Ende der Bronzezeit datiert, einen „Ausbruch von unvorstellbarer Gewalt“. Der französische Geologe Fouqué sagt: „Der Ausbruch einer so ungeheuren Masse von Bimsstein kann nur durch eine gewaltige, längere Zeit andauernde vulkanische Explosion erfolgt sein.“ P. Herrmann nennt den Ausbruch des Theravulkans, der die tiefe Caldera aufriß, „eine

Katastrophe, die wohl die entsetzlichste gewesen ist, die die Menschheit seit der Eiszeit traf" (1952, 98). Prof. E. Stechow nennt diesen Ausbruch „den ungeheuersten Ausbruch seit der Eiszeit“, Prof. G. Kehnscherper: „die größte Katastrophe seit der Eiszeit“, der Geologe H. Steinert „die dramatischste und folgenreichste Vulkankatastrophe der Geschichte“ und „die schwerste Vulkankatastrophe, die irgendwo auf unserem Planeten von Menschen erlebt wurde.“

Viele ähnliche Urteile könnte man noch hinzufügen. Der etwa 1600 m hohe Hauptkegel der einst kreisrunden Insel „Strongyle“ wurde durch diese Explosion „von unvorstellbarer Gewalt“ in große Höhen emporgeschleudert und an seiner Stelle ein bis zu 400 m tiefer Kraterkessel aufgerissen. Es wird geschätzt, daß etwa 150 km³ festes Gestein in die Luft geschleudert wurden, beim Ausbruch des Krakatau am 27. August 1883 waren es nur 15–20 Kubikmeter. In beiden Fällen ist nicht berücksichtigt, daß bei beiden Eruptionen große Lavamassen aus der Tiefe nachströmten, die zum größten Teil ebenfalls emporgeschleudert wurden.

Die Aschenmassen, die beim Ausbruch des Krakatau in große Höhen geschleudert wurden, kreisten mehrere Jahre um den Erdball und färbten den Nachthimmel rot, weil sich die Sonnenstrahlen in ihnen brachen. Die Sonnenauf- und -Untergänge waren jahrelang außergewöhnlich farbenprächtig, tagsüber erschienen Sonne und Mond rötlicher, der Mond wurde sogar als „kupferrot“ beschrieben. Die Aschenmassen, die um den Erdball kreisten, schwächten die Strahlung der Sonne um 20 Prozent, das führte von 1883 bis 1886 zu außergewöhnlich kalten Wintern und kühlen, regenreichen Sommern. Mißernten waren die Folge.

Um 1220 v.Chr. brachen auch Vulkane auf der Sinai-

halbinsel aus. Es wird ja glaubwürdig berichtet: „Als Israel aus Ägypten zog, da wich das Meer zurück, der Jordan wandte sich zurück, die Berge hüpfen wie Widder, die Hügel wie Lämmer" (Ps. 114). Die Richtung wurde dem Volk Israel angezeigt „tagsüber durch eine Wolkensäule und nachts durch eine Feuersäule" (2. M. 13, 21).

Der Auszug Israels läßt sich genau datieren. In 2. M. 1, 11 wird berichtet, daß das Volk Israel „dem Pharao die Städte Pithom und Ramses als Vorrathshäuser erbauen mußten". Beide Städte sind von Ramses II., dem Großen, erbaut worden. Es heißt dann 2. M. 2, 23: „Lange Zeit danach starb der König von Ägypten." Ramses II. starb nach siebzigjähriger Regierung im Jahr 1232 v.Chr. Erst *nach* seinem Tode kam es, wie 2. M. 7–10 erzählt wird, zu den zehn Plagen Ägyptens, die schließlich den Auszug ermöglichten. Mit anderen Worten: die furchtbaren Erdbeben, das Feuer und der Steinhagel, die vom Himmel stürzten, die „dicke Finsternis in ganz Ägyptenland" und der Blutregen — Folgeerscheinungen schwerster Vulkanausbrüche — ereigneten sich erst einige Jahre *nach* dem Tod Ramses II., um etwa 1220 v. Chr.

Gewiß sind in jener Zeit viele andere Vulkane ausgebrochen, aber schon die außergewöhnlich starken Eruptionen der genannten Vulkane müssen zu katastrophalen Folgeerscheinungen für die Völker Europas, Vorderasiens und Nordafrikas geführt haben.

Finsternis

Eine der vielen Folge- oder Begleiterscheinungen dieser schwersten Vulkanausbrüche waren Finsternis und Blutregen, Erscheinungen, die durch die großen Aschenmassen, die den Erdball umkreisten, hervorgerufen wurden.

Auch für diese Erscheinungen haben wir zeitgenössische Aussagen. Ramses III. berichtet in Medinet Habu von der „großen Finsternis“, die vor seinem Regierungsantritt geherrscht habe. Im Papyrus Ipuwer heißt es: „Finsternis zieht durch das Land ... es ist doch so, die Menschen sehen aus wie die Gemvögel (schwarzer Vogel), Ruß ist im ganzen Land, es gibt in dieser Zeit keinen mehr mit weißen Kleidern ... alle sind hingestreckt in Todesfurcht“ (Übersetzung A. Gardiner 1909, 131).

Im Papyrus Eremitage 1116 B heißt es: „Wie ist dieses Land? Die Sonne ist verhüllt und leuchtet nicht, daß die Menschen sehen können. Man lebt nicht, wenn das Unwetter die Sonne verhüllt; alle Menschen sind betäubt durch ihr Fehlen ... Die Sonne hat sich von den Menschen getrennt. Man weiß nicht mehr, daß es Mittag ist und man unterscheidet den Schatten nicht mehr. Das Auge wird nicht mehr geblendet, das dich (Sonne) schaut und die Augen werden nicht feucht vom Wasser (wenn man in die Sonne schaut), denn sie steht am Himmel wie der Mond“ (Erman, 1923, 154 f.).

Im Papyrus „Weissagungen eines Töpfers“ wird berichtet, daß „in den Tagen Typhons der Nil wasserlos und die Sonne verdunkelt war“ (Text bei v. Gall, 1926, 69 ff.).

Auf dem Schrein von el Arish steht: „Das Land war in großer Not. Unglück befiel die ganze Erde ... es war ein ungeheurer Aufruhr in der Hauptstadt... Niemand konnte den Palast verlassen neun Tage lang, während dieser neun Tage des Tobens war ein solcher Sturm, daß weder Menschen noch Götter (= die königliche Familie) die Gesichter um sich erkennen konnten“ (F. L. Griffith, 1905, 38). Das erinnert sehr an die Schilderung derselben Katastrophe im Buch Exodus: „Da kam dichte Finsternis über ganz Ägypten drei Tage lang. Keiner konnte den anderen sehen, niemand von seinem Platz weggehen, drei Tage hindurch“

(2. M. 10, 22). Diese „dichte Finsternis“ wird immer wieder erwähnt, wenn vom Auszug Israels oder den zehn Plagen Ägyptens, die diesen Auszug ermöglichten, die Rede ist.

Auch in den Midraschim, d. h. „Forschungen“, in denen wertvolles altes Überlieferungsgut aus der Zeit des Exodus Israels, also aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts v.Chr., erhalten ist, heißt es: „Am vierten, fünften und sechsten Tag war die Finsternis so dicht, daß sie (die Bewohner Ägyptens) sich nicht von der Stelle rühren konnten . . . Die Dunkelheit war solcher Art, daß sie mit künstlichem Licht nicht zu durchdringen war. Der Schein der Fackeln wurde entweder durch die Gewalt des Sturmes ausgelöscht, oder wurde von der Dichte der Finsternis unsichtbar gemacht und verschluckt. . . Nichts war mehr zu unterscheiden ... Keiner konnte hören und sprechen, noch wagte jemand Speise zu nehmen, sondern alle legten sich hin . . . Ihre Sinne waren in tiefer Benommenheit, und so verharrten sie, überwältigt von der Heimsuchung“ (Ginzberg, 1946/47, II, 360 f.).

Auch in den Überlieferungen von Phaethons Irrfahrt mit dem Sonnenwagen wird von der Verdunklung der Sonne berichtet. Ovid dichtet: „Ohne die Sonne verging ein Tag, nur das Feuer gewährte Helle, so bot es doch einigen Nutzen im Unheil“ (Met. II, 330).

Caius Julius Solinus, 3. Jahrhundert n.Chr., Verfasser einer „Sammlung von Merkwürdigkeiten“, der viele Zitate aus verlorenen Werken überliefert, berichtet, daß sich in den Tagen der Irrfahrt des Phaethon „eine tiefe Nacht über die ganze Erde breitete“ (Kap. XI). Aus allen Erdteilen liegen Sagen vor, die von einer längeren völligen Finsternis oder von einem großen Drachen, Wolf oder einem anderen Ungeheuer, das die Sonne verzehrt habe, erzählen. Diese Sagen sind nicht immer zu datieren. Wenn

sie aber von einem gleichzeitigen Weltbrand und ungeheuren Erdbeben erzählen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß es sich auch bei diesen Sagen um Erinnerungen an die Zeit um 1200 v.Chr. handelt, in der durch die gewaltigen Eruptionen vieler Vulkane große Aschenmassen in die Stratosphäre geschleudert wurden und den Erdball umkreisten.

Blutregen

Eine andere Folge schwerster Vulkanausbrüche, insbesondere des Theravulkans, sind rötliche bis blutrote Feinstaschen, die in den Ablagerungen auf Thera mehrere Meter starke Schichten bilden. Sie sind bei der Eruption in große Höhen emporgeschleudert worden und kreisten wohl auch länger um den Erdball als die schwereren schwarzen Ruß- und Aschenmassen. Als sich diese blutroten Aschenteilchen in tiefere Luftschichten niedersenkten, bildete sich um jedes oft nur mikrofeine rote Teilchen ein Wassertropfen, der dann als „Blutregen“ niederfiel. Das ist bei Ausbrüchen des Theravulkans auch in späterer Zeit wiederholt beobachtet worden. Weite Landstriche, auf die der „Blutregen“ fällt, sehen dann aus, als seien sie mit Blut bedeckt, die Flüsse führen blutrote Fluten, selbst das Meer um Thera kann in weitem Umkreis eine blutrote Färbung annehmen (A. Galanopoulos 1963, 4; 1964, 137, Velikovsky, 1951, 64). Die rote Farbe dieser Schichten wird durch den hohen Eisengehalt hervorgerufen.

Daß „Blut vom Himmel regnete“, wird auch als Folge von Eruptionen anderer Vulkane berichtet. So sagt Plinius, daß während des Konsulates der Manius Acilius und Gajus Porcius „Blut vom Himmel regnete“ (Hist. nat. II, 57) und weite Gebiete Italiens blutrot färbte. Plutarch berichtet, daß unter der Regierung des Romulus „Blut vom

Himmel regnete". Nach den schweren Ausbrüchen des Hekla auf Island, des Ätna und des Theravulkans im Jahre 1755, mit welchen sehr wahrscheinlich das Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 in Verbindung zu bringen ist, „ging in Westfrankreich und in der Schweiz Blutregen herab, der Böses bedeutete. In Locarno stiegen plötzlich heiße Dämpfe auf, die sich zu einem blutroten Nebel verdichteten, als Blutregen schlug sich dieser nieder, blutrot waren die Schneemassen gefärbt" (Herrmann, 1936, 110).

Es gibt viele Berichte von Blutregen oder Blutschnee, der vom Himmel gefallen sei. D. F. Arago hat in seinem Werk „Astronomie populaire" (1854-1857, IV, 209 ff.) zahlreiche Berichte über diese Erscheinungen gesammelt. Von diesem Blutregen und der Rotfärbung des Landes, der Flüsse und des Meeres berichten viele zeitgenössische Texte aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts v. Chr. Ramses III. berichtet in Medinet Habu: „Beide Länder (Unter- und Oberägypten) waren rot wie von Blut" (Tafel 27). Im Papyrus Ipuwer heißt es: „Blut ist überall... es ist doch so: der Fluß ist Blut, trinkt man von ihm, so weist es jeder Mensch zurück, man dürstet nach Wasser ... Es ist doch so: die rote Erde ist durch das ganze Land verbreitet" (Erman 1923, 133). Im Papyrus 1116 B Eremitage wird Ägypten „das rote Land" genannt. Im Buche Exodus ist ausführlich davon die Rede, daß der Nil sich in Blut verwandelte, die Fische umkamen und der Nil stinkend wurde. Auch wird berichtet, daß sich die Ägypter ekelten, das Wasser aus dem Nil zu trinken, alle Bäche, Kanäle, Teiche und alle Behälter mit Wasser sollen zu Blut geworden sein. „Die Ägypter aber gruben insgesamt in der Umgebung des Nils nach Wasser, um es trinken zu können, denn sie konnten das Wasser im Nil nicht trinken.

Und die Plage, welche Jahwe im Nil eintreten ließ, währte sieben volle Tage" (2. M. 7, 17 ff.).

Viele andere Überlieferungen aus allen Erdteilen, die vom Weltbrand, der Weltflut, der Verfinsterung der Sonne erzählen, berichten auch vom Blut, das vom Himmel regnete und die Erde rötete.

Über der „heiligen Straße“, die Ramses II. von seinem Palast in Luxor nach dem Tempel des No Amun in Karnak erbauen ließ und auf der 1232 v. Chr. ein pompöser Leichenzug mit dem toten Pharao stattfand, lagen schwarze vulkanische Aschen von 3–4 m und blutrote vulkanische Aschen von etwa 1,30 m Mächtigkeit. Sie sind eindrucksvolle Beweise für die von zeitgenössischen Autoren überlieferten Angaben von der ägyptischen Finsternis und vom Blut, das auf Ägypten — und nicht nur auf Ägypten — kurz nach 1232 v.Chr. regnete. Nach den Angaben des Hamburger Mineralogen Prof. Dr. H. Rose wurden an vielen Stellen Norddeutschlands vulkanische Aschen im Bereich des Grenzhorizontes der Moore nachgewiesen.

Meeresüberschwemmungen

Der Atlantisbericht nennt jene Zeit, von der er erzählt, „eine Zeit gewaltigster Erdbeben und Meeresüberschwemmungen" (Tim. 25 c). Das ist sicherlich richtig. In jener Zeit, „in der die letzte große Erdbebenwelle und die letzte Steigerung der Vulkanität unsere Erde heimsuchte" (Suball, siehe oben S. 255), mußten auch „gewaltigste Meeresüberschwemmungen" auftreten, denn schwere Vulkanausbrüche haben nicht nur Erdbeben, sondern immer auch Meeresüberschwemmungen zur Folge. Man nennt diese durch Vulkantätigkeit oder Erdbeben ausgelösten Meeres-

Überschwemmungen entweder „seismische Wellen“ oder — mit einem japanischen Fachausdruck — „Tsunamis“. „Ein ominöser Rückzug des Meeres“, so beschreibt R. L. Carson (1952, 151) diese Erscheinung, „von seinem normalen Standort ist oft die erste Warnung der Annäherung seismischer Meereswogen“. Diesem häufig beobachteten Rückzug des Meeres folgen dann oft erst nach mehreren Stunden ungeheure Seebebenwogen, die von einem brüllenden, laut zischenden und rasselnden Geräusch begleitet sind und sich in flachen Gewässern zu hohen, steilen, sich überschlagenden Brandungswogen auftürmen. Sie nehmen dann häufig das Aussehen einer gläsernen Wand, die mit ungeheurem Getöse heranstürmt, an.

Die Geschwindigkeit, mit der die Tsunamis über die Weltmeere rasen, hängt von der Wassertiefe der Meere ab und wird mit 700 bis 800 Kilometern in der Stunde angegeben. Bei einem Ausbruch des Theravulkanes im Jahre 365 n. Chr., der bei weitem nicht so schwer war wie jener um 1220 v. Chr., wurde eine Tsunamiwoge im östlichen Mittelmeer ausgelöst, die ein Schiff an der peloponnesischen Küste drei Kilometer landeinwärts warf und die Schiffe im Hafen von Alexandrien über die Häuser hinweg ins Hinterland schwemmte (Mavor, 1969, 76). Ramses III. berichtet in Medinet Habu, daß „das ganze Nildelta vom Meer überschwemmt“ worden sei. Vom Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 wird berichtet: „Mit Grausen sahen die Bewohner, wie die See mit einem Mal weit zurücktrat, um dann als 15 m hohe Mauer zurückzukehren und alles zu verschlingen und zu zerstören ... Die Seebebenwelle, die Lissabon verwüstete, überflutete auch die Küsten Spaniens und der Azoren. In Cadiz spülte die Welle 500 Menschen fort, an der westafrikanischen Küste riß sie ganze Karawanen in das Meer“ (A. Herrmann, 1936, 124).

Vom Ausbruch des Krakatau im August 1883 wird berichtet: „... und es erhob sich eine bis zu 36 m hohe Meereswoge, die mit zermalmender Wucht über alle nahen Küsten fegte, bis nach Südamerika brandete und 50000 Menschen das Leben kostete" (R. Hennig, 1950, 61). Am 1. April 1946 ereignete sich ein Seebeben vor der Aleuteninsel Unimak. Die Tsunamiwoge riß einen Leuchtturm auf dem Dutch-Kap in Alaska, der 30 m über dem Meeresspiegel stand, fort und erreichte die in 3600 km Entfernung liegende Hawaiiinsel nach fünf Stunden, hatte also eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 770 km in der Stunde (P. Freudien, 1958, 111 f.).

Bei den Vulkanausbrüchen und Erdbeben, die im Mai 1960 Südchile heimsuchten, überschwemmte die Tsunami die Küsten Japans, Hawais, Australiens, Neuseelands, Kaliforniens und Alaskas. In Japan lief diese seismische Woge 10 m hoch auf, überflutete 38 000 Häuser, von denen 5000 zerstört und von den Fluten weggespült wurden (dpa-Meldung vom 24. 5. 1960).

Die Seebebenwoge, die der ungeheure Ausbruch des Thera um 1220 v.Chr. zur Folge hatte, muß noch viel höher gewesen sein. Auf der Insel Anaphe fand Prof. G. Marinos, Geologe an der Universität von Thessaloniki, eine von dieser Meereswoge angeschwemmte Bimssteinschicht von 5 m Stärke in einer Höhe von 250 m (!) über dem Meeresspiegel (1959-1961, 210 ff.).

Das sind die am höchsten gelegenen Spuren einer Tsunamiwoge, die man bisher beobachtet hat. Nun mögen auf der Insel Anaphe die Bedingungen für das Aufbranden einer Tsunamiwoge besonders günstig sein — die Insel Anaphe liegt nur etwa 25 km von Thera-Santorin entfernt. Immerhin hat James W. Mavor, Mitglied der Woods Hole Oceanographic Institution, errechnet, daß die „Flutberge,

die die Küsten von Kreta erreichten", mindestens 60 m hoch gewesen sein müssen (1969, 98).

W. Brandenstein stellt aufgrund archäologischer Befunde fest, daß der Ausbruch des Theravulkanes „eine so ungeheure Welle erzeugte, daß die Springflut die 8 km landeinwärts und 40 m über dem Meeresspiegel liegende Hauptstadt (Knossos auf Kreta) erreichte und vernichtete" (1951, 98). Brandenstein stellt mit Recht fest, daß eine so furchtbare Katastrophe, die Kreta und alle seine Burgen und Siedlungen vernichtete, „auch in Athen größten Schaden anrichten" mußte, „da das Erdbeben von einem Punkt ausging, der grob gesprochen, ungefähr in der Mitte zwischen beiden Ländern liegt". Sagen, die nach Brandenstein „aus der mykenischen Zeit stammen", überliefern, daß Poseidon „voll Zorn die fruchtbaren Ebenen bei Eleusis und ganz Attika mit einer Springflut überschwemmt" habe (Brandenstein, 1951, 65). Auch Athen sei von diesen Wogen überflutet worden, „nur wer sich in die Berge flüchtete, kam mit dem Leben davon". Pausanias berichtet, in Athen habe sich noch in seiner Zeit (40–120 n.Chr.) nördlich der Iiisosschlucht, nahe dem Tempel des Olympischen Zeus, eine breite Erdspalte befunden, durch die die Wassermassen abgeflossen seien (zitiert bei Knötel, 1893, 414). Das würde bedeuten, daß diese gewaltigen Tsunamiwogen in Athen etwa 70 m hoch aufbrandeten. Apollodor berichtet von dieser Überflutung: „Poseidon ließ in seinem Zorn ungeheure Wassermassen das Land überfluten, überschwemmt wurde die Thriassische Ebene (rings um Eleusis) und Attika versank in den Fluten des Meeres" (3,14,1).

Diese Überlieferungen stimmen mit den Angaben des Atlantisberichtes überein, der von „gewaltigsten Erdbeben und Meeresüberschwemmungen" berichtet, bei denen nur diejenigen gerettet wurden, „welche Berge und hoch und trocken liegende Gegenden bewohnten" (Tim. 22 d).

Nun ist es besonders bemerkenswert, daß schwere Erd- oder Seebeben seismische Wellen oder Tsunamis nicht nur in den Meeren, in denen ihr Epizentrum liegt, auslösen, sondern auch in weit entfernten Meeren, wie z. B. in der Ostsee, ja sogar auch in Binnenseen. Das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 hatte zur Folge, daß sich „an der pommer-schen Küste ohne eine Wolke am Himmel und ohne Wind sich plötzlich beim Treptower Deep haushohe Wellen erho-ben, die den Strand weithin überschwemmten und einen schweren Prahm, der in der Mündung der alten Rega lag, weit hinauf aufs Land warfen". Der zeitgenössische Chro-nist, der von dieser Tsunamiwoge berichtet, sagt hierzu: „Die seegefahrenen Anwohner am Strande nennen dieses als eine ihnen bekannte Begebenheit ‚den Seebär'" (Peiner Nachrichten vom 3. 4. 1964). Solche „Seebären" oder Tsu-namiwogen traten bei ruhigem Wetter im März 1778 bei Leba auf. Es wird berichtet, daß eine große Flut ihre Was-sermassen bis in das weit im Lande liegende Städtchen ge-jagt habe. Bei dieser Nachricht wird als auffallend hervor-gehoben, " daß zur gleichen Zeit in dem rund 150 km west-lich liegenden Kolberg das Meer plötzlich ohne erkennba-ren Anlaß bei gutem Wetter weit zurückgetreten sei, so daß man einige hundert Meter weit trockenen Fußes auf dem Meeresboden hinausgehen konnte". Eine amtliche Nieder-schrift aus Henkenhagen berichtet von einer Tsunamiwoge, die im Jahr 1795 auftrat: „Das Meer war sanft wie ein Teich, plötzlich erhob sich die See und brauste mit fürchter-lichem Toben umher."

Seebebenwogen wurden auch an Binnenseen und zwar nicht nur an größeren, wie z. B. dem Bodensee und dem Vänер-see, sondern auch an kleinen beobachtet. Bekannt ist z. B. die Schilderung Theodor Fontanes von dem kleinen Stech-linsee, der „Flut- und Strudelbildungen" aufwirft „wenn in Island oder anderswo Vulkane ausbrechen" (Stechlin).

Anschaulich ist eine Schilderung von den Flutwellen, die am 1. November 1755 als Folge des Erdbebens von Lissabon auftraten: „Es ist kurz nach 11 Uhr vormittags. Am Retzow-See (bei Neustrelitz in Mecklenburg) sind gerade einige Fischer dabei, bei ruhigem Wetter die Netze an Land zu ziehen, als urplötzlich das Wasser des Sees zu zischen und zu brausen beginnt, sich hebt und in einer unvermutheten Flutwelle auf die Fischer, die am Ufer stehen, zubrاندet. Obwohl der Strand leicht ansteigt, läuft das Wasser bergan, umspült Füße und Beine der Leute bis zum Knie. Zu Tode erschrocken, fürchten sie, von dieser unerklärlichen Flut umgerissen zu werden, und mahnen sich gegenseitig, fest stehenzubleiben. In ängstlicher Erwartung irgendwelcher weiteren Ereignisse stehen die Fischer einige Minuten im Wasser; dann schießt dieses mit solch heftiger Wucht wieder zurück, daß die Männer zu einem Vorwärtsschritt auf den See zu gedrängt werden. Weit in den See hinein zieht sich das Wasser zurück und bildet dort für einige Minuten eine steile Mauer von Mannshöhe. Darauf braust es wieder über die Ufer hinweg und vollzieht insgesamt sechsmal diese jähen Bewegungen. Es war der 1. November 1755" (Leithäuser, 1964).

Ähnliche Erscheinungen traten auf an den märkischen Seen Mahlgast, Roddelin und am Libbesees. Die Eider bei Rendsburg zeigte eine hohe Flut, ebenso die Elbe bei Cuxhaven, die Trave bei Travemünde, die Flüsse und Seen in Schweden, die Kanäle in Amsterdam und die Häfen in England (Leithäuser, 1964). Ein Zeitgenosse berichtet: „Ganz Europa ist erschüttert worden. Aus Africa, America und Asien sind betrübte Nachrichten gekommen. Wie Portugal, Spanien, Italien, Frankreich, England, Teutschland und andere Gegenden noch immerdar erschreckt werden, davon tun die Zeitungen täglich Meldung" (A. Herrmann, 1936,124).

Wir haben diese Erscheinungen von Flutwellen in Binnenseen und Flüssen deswegen erwähnt, weil wahrscheinlich „das plötzliche und gleichzeitige Ende“ der sogenannten „Pfahlbauten“ (Paret, 1948, 27) auf derartige Tsunamiwogen in den Binnenseen zurückgeführt werden muß. Man hat bisher angenommen, daß das plötzliche Ende der „Pfahlbauten“ auf ein allmähliches Wiederansteigen des Wasserspiegels der Seen zurückzuführen sei. Paret meint: „Als dann das Klima wieder feuchter wurde, stiegen die Seen, ebenso der Grundwasserspiegel in den Mooren. Die Siedlungen mußten aufgegeben, neuere auf dem höheren oder festen Land gebaut werden“ (1948, 38) oder: „Die Seen stiegen erneut und überfluteten allmählich die Ruinen der verlassenen Dörfer“ (1948, 212). Wenn wirklich durch die Klimaverschlechterung, von der noch die Rede sein wird, die verlassenen Dörfer „allmählich“ überflutet worden wären, dann hätten die Bewohner dieser ebenerdigen Pfostenhäuser genügend Zeit gehabt, ihr oft kostbares Inventar zu retten. Das ist aber offensichtlich *nicht* der Fall gewesen. Man fand nämlich an vielen der über 400 sogenannten „Pfahlbauten“, die man bisher aus ganz Europa kennt, oft kostbares Inventar an Bronzewaffen oder Bronzeschmuck, an wohlerhaltenen Töpfen und sonstigen Sachen des täglichen Gebrauchs „in situ“ auf dem Grund der Seen. Die Bewohner der Häuser hatten keine Zeit, dieses Inventar mitzunehmen. Die Katastrophe muß plötzlich hereingebrochen sein. Die Ursache für die gleichzeitige und plötzliche Zerstörung aller Pfahlbauten müssen gleichzeitige und plötzliche Flutwellen in den Binnenseen gewesen sein, wie sie nur als Folge „gewaltigster Erdbeben“ auftreten können.

Das Auftreten von seismischen Flutwellen oder Tsunamiwogen in Binnenseen hat die moderne geologische Forschung wiederholt festgestellt und erklärt. Das schwere

Erdbeben von Alaska am 27. März 1964 hat Fachgelehrten der verschiedensten Sparten die Möglichkeit gegeben, dieses Naturereignis gründlich zu untersuchen. Die Resultate sind in einem achtbändigen Werk zusammengefaßt worden, das die „National Academy of Sciences“ 1968 veröffentlicht hat. In mehr als 700 Seen, Flüssen und sogar in Brunnen nicht nur in Nordamerika, sondern auch in Afrika, Asien, Europa und Australien wurden plötzliche und starke Schwankungen der Wasserspiegel als Folge des Alaska-Erdbebens festgestellt. An den Küsten aller Kontinente traten mehr oder minder hohe Tsunamiwogen auf. Erklärt wurden diese, auch für die Fachgelehrten unerwarteten Erscheinungen mit der Hypothese von der Platten-tektonik, nach welcher die äußere Schale der Erde — die etwa 100 km mächtige „Lithosphäre“ — in sechs große und eine Reihe kleinerer, starrer Platten zerfällt. Diese Platten treiben wie Eisschollen auf einem Substratum (Trägersubstanz) mit herabgesetzter Viskosität (innerer Reibung). Bei den nachgewiesenen horizontalen Bewegungen dieser Platten kollidieren sie entweder miteinander oder gleiten aneinander vorbei oder entfernen sich voneinander. Bei schweren Erdbeben oder Vulkanausbrüchen kollidieren die Platten miteinander („destruktive Bewegung“), was zu den beobachteten Erscheinungen führt. Die Kollision zweier Platten führt, wenn sie von längerer Dauer ist, zur Auffaltung von Gebirgen, so sind z. B. der Himalaya beim Zusammenstoß des indischen Subkontinents mit der asiatischen Platte oder die Alpen bei der Kollision der europäischen mit der afrikanischen Platte aufgefaltet worden. Daß bei schweren Erd- oder Seebeben oder schwersten Vulkanausbrüchen in weit entfernten Gebieten auch die Küsten der Nord- und Ostsee, einem an Erdbeben armen Gebiet, von seismischen Wogen heimgesucht werden, ist wiederholt beobachtet worden. Von seismischen Wogen im Ostseeraum

haben wir oben (S. 267 f.) gehört. Seismische Wogen an den Küsten der Nordsee interessieren uns in unserem Zusammenhang in besonderer Weise, denn die Basileia und das fruchtbare stein-bronzezeitliche Marschenland, die einst vor der Westküste der Kimbrischen Halbinsel lagen, wurden durch solche seismischen Wogen überflutet und zerstört. In diesem Zusammenhang seien nur einige zeitgenössische Berichte aus jüngerer Zeit angeführt.

Nach einem Augenzeugenbericht des Schriftstellers C. P. Hansen „herrschte am 5. Juni 1858 leichter Südostwind, das Meer war ruhig und eben, plötzlich erhob sich gegen 5 Uhr am Nachmittag am Horizont ein gewaltiger Wellenberg, der tosend auf die Küste zukam. Das Wasser peitschte den Strand und ergoß sich sogar in die Dünenschluchten" (auf Sylt, wo Hansen sich aufhielt). Als das Wasser wieder zurückgeflossen war, lag die See wieder ruhig, bis nach einiger Zeit eine zweite Welle „mit furchtbarem Gebrüll aus Südwest herangekommen sei", sie habe sich über den Strand gewälzt, Boote umgestürzt und einen Fischer beinahe verschlungen. Diese Wellen seien „haushoch" gewesen. Abends um 9.30 Uhr kam eine dritte Welle mit gleich großem Gebrüll angerollt. Ein anderer Augenzeuge, W. H. Decker, berichtet von diesem Ereignis, daß es sich durch ein außergewöhnlich starkes Brausen angekündigt habe, daß die Wogen „Fischerboote und Wrackstücke bis in die Dünen hinaufgeschleudert" hätten, „und alles deutete darauf hin, daß ein besonderes Ereignis bei dem sonst schönen Wetter müsse stattgefunden haben".

Zwei andere Fischer berichten: „Wir sahen in weiter Ferne eine überaus hohe Welle ankommen, dieselbe brach sich erst auf dem Außenriff in unermeßlicher Höhe, und kam dann brausend etwa haushoch dem Strande zugerollt. Das Boot mußten wir im Stich lassen und uns nur an den Dünen zu bergen suchen, bis das Wasser wieder abgelaufen war. Wir

sahen es, wie dieser Riese, dies Ungeheuer, mit tobender Gewalt am Strande überbrach und unser Boot hart in die Dünen schleuderte." (Berichte in den Husumer Nachrichten vom 18. 12. 1970 zitiert).

„Diese Riesenwellen erschreckten nicht nur die Bewohner an der Sylter Küste, sondern auch diejenigen von Dover, Wangerooge, Helgoland und der dänischen Westküste" (ebenda).

Am 27. August 1883, am Tag des Ausbruches des Krakatau in der Sundasee, überflutete eine etwa 3 m hohe Welle bei sonst ruhigem und sonnigem Wetter die Westküste Schleswig-Holsteins, die Halligen gingen „landunter", zahlreiche Tiere wurden mitgerissen, wie Augenzeugen berichteten.

Am 14. Juni 1964 „überraschte eine mehrere Meter hohe Flutwelle die Badegäste auf Sylt, ein Kurgast wurde mitgerissen und verletzt, zurückflutende Wellen nahmen Kleidungsstücke mit" ... „Eine mehrere Meter hohe schwefelgelbe Flutwelle aus südlicher Richtung schlug bei völliger Windstille und spiegelglatter Nordsee am frühen Sonntagmorgen an der Westküste der Insel Sylt auf den Strand." ... „Hunderte von Strandkörben wurden an die Strandmauer geschlagen" (Husumer Nachrichten vom 15. Juni 1964). Viele ähnliche Nachrichten aus älterer Zeit haben die friesischen Chronisten überliefert.

Von den Flutwellen, die das Erdbeben von Lissabon am 1. November 1755 an der Westküste Schleswig-Holsteins zur Folge hatten, war bereits die Rede. An diesem Tag wurden gegen 11.30 Uhr „bei stillem Wetter" im Hafen von Glückstadt „durch hohe Wellen verschiedene mit Stricken und Ketten befestigte Schiffe und Flöße losgerissen und gegen den Priel gestoßen". Im Hafen von Husum wurde „zwischen 11 und 12 Uhr, da es völlige Ebbe war, das Wasser, als wäre der stärkste Sturm vorhanden, in die Höhe

getrieben, es sausete und brausete", wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt (zitiert in Husumer Nachrichten vom 20. 10. 1969).

Man kann sich leicht vorstellen, daß bei dem ungeheuren Ausbruch des Vulkans Thera und der vielen anderen Vulkane, „in der letzten großen Erdbebenwelle und der letzten Steigerung der Vulkantätigkeit unserer Erde" (L. Suball), Seebebenwogen über die Nordseeküsten hereinbrachen, die alle Inseln und Küsten überfluteten und die stein-bronzezeitliche Marsch zerstörten.

Diese Seebebenwogen jener Zeit haben zahlreiche Spuren an unserer Westküste hinterlassen. Der Geologe E. Becksmann hat 1935 die Ergebnisse der geologischen Untersuchungen an der Westküste Schleswig-Holsteins veröffentlicht. Danach erstreckte sich in der Bronzezeit westlich der schleswig-holsteinischen Geest die fruchtbare stein-bronzezeitliche Marsch. Die Geest hatte weite Vorsprünge nach Westen. „Um die Wende Bronzezeit-Eisenzeit" wurde die Westküste von ungeheuren Wogen überflutet, die weiten Geestvorsprünge wurden fortgerissen und die Küste begradigt. So wurde z. B. ein etwa 8 km breiter, einst weit nach Westen vorspringender Geestrücken bei Heide und ein noch größerer Geestvorsprung von St. Michaelisdonn bis Süderdonn und Averlak fortgerissen. Die Steilküsten, die damals die tobende Nordsee riß, heißen heute Klev oder Kliff. An jenen Stellen, an denen die alte Geest tiefe Einbuchtungen hatte, warf die Nordsee große Brandungswälle auf, unter ihnen den größten zwischen der „Steller Senke", nördlich von Heide, und Nordstrand, der etwa 25 km lang und bis zu 10 m hoch ist. Gerade auch dieser Brandungswall ermöglicht die Datierung dieser Katastrophe. Unter ihm wurde steinbronzezeitliche Marsch gefunden, auf ihm wurden keine bronzezeitlichen, aber zahlreiche eisenzeitlichen Funde gemacht. Ein Beweis, daß er in der Stein-Bronzezeit

noch nicht existierte, in der Eisenzeit aber schon besiedelt war. Diese und andere Beobachtungen führen Becksmann zu dem Schluß, daß die Katastrophe, die jene „Ausgleichsküste“ schuf, „um die Wende Bronze-Eisenzeit entstanden“ sei. Die „Klevs“ und die Brandungswälle, die damals die Nordsee abriß oder aufschüttete, sind eindrucksvolle Flutmarken, bis zu welcher einmaligen Höhe die Seebebenwogen der Nordsee damals aufliefen.

W. Haarnagel hat Brandungswälle im Lande Wursten untersucht und festgestellt, daß sie ebenfalls, wie diejenigen in Schleswig-Holstein, auf der stein-bronzezeitlichen Marsch aufliegen, sie verlaufen auch wie jene von Nord-West nach Süd-Ost, auch sie sind nach Haarnagels Untersuchungen „an der Wende Bronze-Eisenzeit vom Meer aufgeschüttet worden“ (1951, 78).

Zum gleichen Ergebnis ist der Geologe D. Wildvang bei seinen geologischen Untersuchungen an der Südküste der Nordsee zwischen der Ley und dem Dollart gekommen. Er hat 1911 eine umfangreiche Arbeit veröffentlicht, die den Titel trägt: „Eine prähistorische Katastrophe an der deutschen Nordseeküste.“ Wildvang spricht von einer „Katastrophe von vernichtender Wucht“, die „bei unzähligen Bohrversuchen, beim Torfgraben und bei der Anlage von Kanälen und Schleusen immer wieder nachgewiesen“ wurde. Hier sei aus der umfangreichen Arbeit nur einiges angeführt: „Mit der ihr eigenen ungestümen Gewalt ergoß sich die Nordsee zum erstenmal über unsere fluviatile Alluviallandschaft (gemeint ist die stein-bronzezeitliche Marsch) bis an den Rand der Geest und führte durch den großen Salzreichtum ihrer Fluten die Vernichtung aller Vegetation herbei, die umso gründlicher erfolgen mußte, da die Überflutung eine dauernde war. Schon beim ersten Anprall scheinen die üppigen Baumbestände erlegen zu sein ... Diese Reste der durch die Katastrophe vernichteten Baum-

bestände unterscheiden sich dadurch von den oben erwähnten senkrecht stehenden Baumstümpfen, daß sie bei waagrechtlicher Lage ihre ursprüngliche Länge aufweisen, was sich aus den ihre Zerstörung herbeiführenden Umständen von selbst erklärt. Durchweg sind die Kronen dieser umgestürzten Bäume nach Osten gerichtet, wodurch die Annahme, die Katastrophe sei durch einen aus westlicher Richtung hervorbrechenden Sturm verursacht worden, ihre Bestätigung finden mag" (1911, 36).

Wildvang weist ferner auf die Tatsache hin, daß „an verschiedenen Stellen" Skelette von Menschen, die Opfer dieser Überflutungskatastrophe geworden sind, gefunden wurden. So z. B. bei Pilsum ein Skelett von außergewöhnlicher Größe. Auf der Brust lag ein Rundschild, in unmittelbarer Nähe des Kopfes fand man ein Horn. Der Leichnam war von marinen Schlicktonen bedeckt worden und lag in reichlich 2 m Tiefe. Die mächtigen Schlicktonschichten, die ihn bedeckten, lagen über dem Grenz- und Brandhorizont eines Moores. Auch dies ist ein Beweis, daß nach der außergewöhnlichen Trockenzeit, die etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts v.Chr. begonnen hat, eine „Katastrophe von vernichtender Wucht" über die Südküste der Nordsee hereinbrach, die die stein-bronzezeitliche Marsch und die Moore überflutete und bis an den Rand der Geest vordrang.

Ähnliche Feststellungen sind an vielen anderen Stellen der Nordseeküste gemacht worden. So fand Dr. Windberg „alte Festlandreste in einer Tiefe von 2,53 unter NN" in der Nähe der Memmertinsel, die er als Überreste des Festlandes, das hier in der Stein-Bronzezeit lag, erkannte. Von einem ähnlichen Befund berichtet Dr. Leege, der auf dem vorgeschobenen Strand von Juist eine durch die Brandung von marinen Schlicktonen freigelegte Moorwiese entdeckte mit Resten von zahlreichen Süßwasserpflanzen. „Auch sah

man Fußstapfen von Rindern und Pferden und deutlich in die Wiese eingeschnittene Wagenspuren" (zitiert bei D. Wildvang, 1938, 141). Diese alten Festlandreste aus der Stein-Bronzezeit wurden auch auf Borkum in größerem Umfang festgestellt. Wildvang erklärt, daß alle diese Feststellungen eine „prähistorische Katastrophe" beweisen, „die von einem plötzlichen Umschwung sprechen, der für die zunächst daran Betroffenen von katastrophaler Bedeutung gewesen sein muß" (1938, 175).

An der Westküste Schleswig-Holsteins wurden dieselben Feststellungen gemacht. Von den vielen Forschungsergebnissen aus neuerer Zeit sei hier nur auf eine umfassende Untersuchung des Kieler Geologen Prof. Dr. Forchhammer in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an der Westküste der kimbrischen Halbinsel hingewiesen. Seine Beobachtungen sind deswegen von großem Wert, weil sie zum Teil heute nicht mehr möglich sind. Durch natürliche Einflüsse (Dünenbildung, Erosion usw.) oder menschliche Maßnahmen (Ackerbau, Ausbreitung der Siedlungen, Flugplatzbau usw.) sind die Beobachtungen Forchhammers an den meisten Stellen nicht mehr möglich. Forchhammer fand an vielen Stellen von Nordjütland bis nach Dithmarschen Spuren einer gewaltigen Überschwemmung, die die Inseln und Küsten an der Nordsee einst heimgesucht hat. Ablagerungen dieser Überflutung (Steine, Muscheln usw.) fanden sich noch in einer Höhe von 60 Fuß (= 18,84 m) über NN. Forchhammer schreibt: „Fassen wir nun die Resultate dieser Beobachtung zusammen, so ergibt sich, daß einst eine Flut von Nordwesten eingebrochen sein muß, die an Höhe und Größe ihrer Zerstörungen jede geschichtlich bekannte bei weitem übertroffen hat" (1837, 65).

Die Ablagerungen dieser Flut fanden sich auch auf bronzezeitlichen Grabhügeln, die durch sie abgeflacht und teilweise auch zerstört wurden. Ebenfalls wurden bronzezeit-

liche Ackerbeete, die durch Funde datiert werden konnten, von den Ablagerungen dieser Flut bedeckt. Forchhammer kam daher zu dem Schluß, daß diese gewaltige Überflutung am Ende der Bronzezeit die Westküste der Kimbrischen Halbinsel heimgesucht und bis zum Geestrand vorgedrungen sein muß.

Der Kieler Geologe Prof. von Maack hat Forchhammers Feststellungen untersucht und bestätigt (1869, 27 f.). Neueste Grabungen haben ebenfalls ergeben, daß bronzezeitliche Grabhügel bei Archsum auf Sylt von Meeresablagerungen überdeckt sind (G. Kossack, 1974).

Wenn die älteren Datierungen dieser Überflutung der Westküste der Kimbrischen Halbinsel nur ungenau sein konnten („Ende der Bronzezeit“, „vor 3000 Jahren“, „an der Wende Bronze-Eisenzeit“, „um 1000 v.Chr.“), dann liegt das daran, daß man bisher nur ungenaue Datierungsmöglichkeiten hatte.

Wir sind aber heute in der Lage, mit Hilfe der zeitgenössischen altägyptischen Texte die Naturkatastrophen, die diese Überflutung ausgelöst haben, genauer zu datieren. Demnach muß die Trockenzeit, wie Paret schon 1948 festgestellt hat, „wohl bald nach 1250 v. Chr. begonnen haben“ (1948, 144). Die ungeheuren Eruptionen vieler Vulkane, die schwerste Erdbeben und Tsunamiwogen zur Folge hatten, müssen etwa um 1220 v.Chr. die Kontinente erschüttert haben. Durch diese Tsunamiwogen sind nicht nur die Küsten an den Meeren, sondern auch die Ufersiedlungen an den Binnenseen (die sogenannten „Pfahlbauten“) überflutet und zerstört worden.

Es ist sicher, daß Meereswogen, die bis zu 60 Fuß (18,84 m) Höhe aufliefen, nicht nur durch schwerste Orkane, die sicherlich auch getobt haben, aufgetürmt werden konnten. Die Meeresüberschwemmungen an der Nordseeküste, die nur durch Orkane verursacht wurden, haben niemals eine

Höhe von 6 m über NN erreicht. Eine Flutwelle, die eine Höhe von 18 m über NN erreicht, kann nur als Tsunamiwelle oder seismische Welle gedeutet werden. Die gefangenen Nordmeerkrieger haben, wie wir aus den Texten von Medinet Habu erfahren, ausgesagt: „Unsere Inseln sind ausgerissen und fortgeschwemmt“ ... „Die Macht des Nun (Weltmeer) brach aus und verschlang in einer großen Woge unsere Städte und Dörfer“, auch heißt es: „Das Haupt ihrer Städte ist im Meer untergegangen, ihr Land ist nicht mehr“ (Medinet Habu, Tafeln 37, 46, 80, 102, 109). Da „das Haupt ihrer Städte“ auch *neterto* = „heiliges Land“ und *netera* = „heilige Insel“ genannt wird, haben wir hier einen zeitgenössischen Bericht vom Untergang der „heiligen Insel“ der Nordmeervölker = Atlanter vorliegen.

Hesiod (um 750 v. Chr.) berichtet vom Kampf zwischen Zeus und Typhon, wie das Himmelsungeheuer auch genannt wurde: „Die Kampfeshitze der beiden ergriff die dunkelfarbene See. Hitze und Feuer, Donner und Blitz dieses Ungeheuers überall, rasende Stürme und flammende Donnerkeile. Heiß wurde allenthalben vor Feuer die Erde. Der Himmel erglühte, und siedend wallte das Meer auf. Mit rasender Wucht peitschten ringsum ungeheure Meereswogen alles Land, das in die See vorsprang ... endloses Beben erschütterte die Erde“ (Theogonie, 844–849).

Der „Klimasturz“ oder der „große Schnitt“

Im Atlantisbericht wird überliefert, daß nach der Hitze- und Austrocknungszeit, nach den Feuerbränden, den Erdbeben und Meeresüberschwemmungen eine Zeit anbrach, in der „eine Flut vom Himmel über sie (die Völker) hereinbrach (Tim. 23 a), „in einer einzigen regenreichen Nacht

wurde sie (die Akropolis von Athen) durch Abschwemmung der Erde entblößt" (Krit. 112 a), diese Fluten vom Himmel hätten die fruchtbare Erde „von den Höhen herabgeschwemmt" (Krit. 111b), sogar „die bei euch in den Städten Wohnenden wurden durch die Fluten ins Meer fortgerissen" (Tim. 22 d). Mit diesen Regenfluten endete die Zeit, in der sich die Griechen „des angenehmsten Wechsels der Jahreszeiten erfreuten" (Krit. 111 e).

Auch diese Angaben entsprechen den Feststellungen der Klimaforscher und Geologen, die für die Zeit um 1200 v. Chr. einen „Klimasturz", eine „Klimaverschlechterung" nachgewiesen haben, die K. v. Bülow den „großen Schnitt" nennt (siehe oben S. 224). Seit jener Zeit sank die mittlere Jahrestemperatur um 3—4 Grad ab, die Schneegrenze im norwegischen Hochgebirge, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts v. Chr. noch bei 1900 m Meereshöhe gelegen hatte, sank auf etwa 1500 m (Schwarzbach, 1961, Abb. 115, S. 178), in den Ostalpen, die in der Bronzezeit keine Gletscher hatten, bildeten sich Gletscher, die weit in die Täler vorstießen (Wilthum, 1953). Der schwedische Klimaforscher Sernander nennt diese Zeit „einen wahren „Fimbulwinter". Der österreichische Klimaforscher A. Gessmann spricht von einer „zweiten Eiszeit", und von „einer plötzlich hereinbrechenden Periode stärkster Niederschläge" (1935, 82 f.). Die amerikanischen Forscher George H. Denton und Stephen C. Porter berufen sich auf Untersuchungen von Gletscherschwankungen in Nordamerika, British Columbien, Baffin Island, Alaska, Patagonien, Südchile und Norwegen und bezeichnen die Zeit „vor 3000 bis 2500 Jahren" als eine „Neovergletscherung der Erde" (Scientific American 1970).

In dieser Zeit muß es, wie viele Beobachtungen ergaben, zu außerordentlich starken Niederschlägen — Schnee im Norden und in den Gebirgen, Regen in den südlichen Län-

dern — gekommen sein. In allen Mooren bildete sich über dem „Grenz- und Brandhorizont“ der „sphagnum-cuspidatum-Torf“, der an manchen Stellen bis zu einem Meter dicke Lagen bildete und, weil diese Torfart nur *unter* Wasser entstehen kann, „eine neuauftretende Flutwelle in der Zeit 1200—1000 v. Chr.“ bezeugt (Jonas, 1944, 255). Die bis gegen 1200 v.Chr. benützten „Heerwege wurden durch teilweise Vermoorung tiefer Strecken unbenutzbar und aufgegeben“ (Jonas, 1944, 158). Auch Schwantes hat diese „Klimaverschlechterung“ beschrieben und stellt u. a. fest: „Die auf die Bronzezeit folgenden Zeitstufen der Vorgeschichte fallen dagegen in eine Klimaperiode, die durch vermehrte Niederschläge und Abkühlung bezeichnet ist, das sogenannte Subatlantikum“ (1939, 449). Dieser „Klimasturz“ ist eine weltweite Erscheinung gewesen, er ist „eindeutig auf der ganzen Nordhalbkugel und neuerdings auch auf der Südhalbkugel in Feuerland und Neuseeland nachgewiesen“ (Schott, 1950, 29; ähnlich Schwarzbach, 1961, 182 ff.).

Zahlreiche Klimaforscher, Archäologen und Historiker haben Beweise für diesen „Klimasturz“ an die Wende von der Bronze- zur Eisenzeit vorgelegt. Ja, der Sprachforscher J. Pokorny hat sogar folgende Meinung vertreten: „Ich selbst habe seinerzeit den Versuch gemacht, die germanische Lautverschiebung auf rein physiologische Weise dadurch zu erklären, daß man infolge des katastrophalen Klimasturzes in den Ostseeländern, um sich vor dem Eindringen der kalten und feuchten Luft zu schützen, zu festerem Mundverschluß seine Zuflucht nahm, womit naturgemäß eine Verstärkung der Expiration und eine Verengung der Reibungsflächen des Luftstroms Hand in Hand ging ... Wenn man sich vor Augen hält, daß die germanische Lautverschiebung ungefähr mit dem Beginn der nordischen Eisenzeit und dem Klimasturz zusammenfiel, so wird man zu dem Gedanken

gedrängt, daß ein engerer Zusammenhang zwischen diesen Ereignissen bestanden haben kann" (1968, 200). So sind die Angaben des Atlantisberichtes, daß nach den vorher geschilderten Naturkatastrophen schließlich „Fluten vom Himmel hereinbrachen“, die die fruchtbaren Erdschichten von den Höhen herabschwemmten und sogar die in den Städten Wohnenden ins Meer fortrissen, „richtig gesehen“ (Paret, 1948, 174).

Richtig ist auch die Angabe, daß „in einer einzigen überaus regenreichen Nacht die Akropolis von der Erde entblößt wurde“ (Krit. 112 a). Prof. Sp. Marinatos hat 1970 dem Archäologenrat in Athen vorgeschlagen, daß auf der Akropolis wieder Erde aufgeschüttet und bepflanzt werden soll. Er erklärte, daß „der Felsen der Akropolis in der Antike nicht nackt, sondern mit Erde bedeckt und bepflanzt gewesen sei“ (dpa Meldung vom 28.11. 1970).

Die Ursachen für den Klimasturz und die überaus starken Niederschläge seit etwa 1200 v.Chr. sind uns bekannt. Es ist häufig nach schweren Vulkanausbrüchen beobachtet worden, daß durch die großen Aschenmengen, die in die Atmosphäre geschleudert wurden, die Sonnenstrahlung abgeschwächt und dadurch das Klima verschlechtert wurde. So sank nach dem Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883 die mittlere Jahrestemperatur auf der ganzen Erde um $\frac{1}{2}$ Grad C, was zu Mißernten, zu einem überaus regenreichen Sommer und schneereichen Winter 1885/86 führte.

Am 11. Juni 1783 erfolgte ein starker Ausbruch des isländischen Vulkans Skaptarjökull. Die großen Aschenmengen, die hierbei in die Atmosphäre geschleudert wurden, bewirkten, daß man auf der nördlichen Halbkugel in den Jahren 1783 und 1784 die Sonne wie durch einen Schleier sah, die Temperaturen sanken, was zu Mißernten, kühlen Sommern und abnorm kalten und schneereichen Wintern führte.

Schwarzbach berichtet: „Abbot und Fowle beobachteten 1912 nach dem Katmai-Ausbruch auf dem Mt. Wilson in Kalifornien und in Bassour, Algerien, wo sie zum Studium der Sonnenbestrahlung weilten, daß die Strahlung um 20 Prozent geschwächt war. Nach Brooks folgen alle wirklich kalten Jahre seit 1700 großen Vulkaneruptionen" (1961,207).

Seit kurzer Zeit weiß man auch, daß nicht nur vulkanische Aschen, die in die Atmosphäre emporgeschleudert werden, sondern auch feinsten Meteorstaub schwere anhaltende Regen- oder Schneefälle und damit ein Absinken der Temperaturen verursachen kann. Diesen Nachweis hat der australische Astrophysiker Bowen durch langjährige Beobachtungen erbracht. Bowen stellte nach starken Meteorschauern Dunstschichten in großer Breite in der Ionosphäre fest. Etwa dreißig Tage nach dem Auftreten dieser Meteorschauer kam es regelmäßig zu starken Niederschlägen breiter, erdweiter Regenfronten. Die Zeitspanne von dreißig Tagen erklärt sich aus der Zeit, die der Meteorstaub benötigt, um aus dem Bereich der oberen atmosphärischen Schichten in jene Regionen zu gelangen, in denen sich die Bildung der Wolken vollzieht. Als die amerikanische Luftwaffe Bowen ein Höhenflugzeug vom Typ U-2 zur Verfügung stellte, konnte Bowen in Höhen von 23 000 m über dem Ozean und dem Südpol in einem Staubfilter große Mengen feinsten Staubteilchen einfangen, die aus Eisen, Chrom und Gesteinsresten bestanden und zweifellos Überreste von Meteoriten waren, die beim Eindringen in die Lufthülle der Erde zerrieben worden waren. Mit diesen und anderen Beobachtungen konnte Bowen den Beweis erbringen, daß die großen Regen- oder Schneefälle primär als Folge des Niedersinkens kosmischer Staubteilchen in die Erdatmosphäre auftreten.

Man kann sich nach diesen Beobachtungen leicht vorstellen,

daß es katastrophenartige Auswirkungen für das Klima der Erde haben muß, wenn große Mengen zerriebener Meteorteilchen und Aschenmengen größten Ausmaßes gleichzeitig in die Atmosphäre gelangen. Das aber war gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. der Fall. Der Komet, den die Griechen Phaethon, andere Völker Sekhmet, Typhon, Anat, Tistrya usw. nannten, kam auf einer sonnennahen Bahn der Erde nahe, ungeheure Mengen von zerriebenem Meteorstaub vermischten sich mit den vulkanischen Aschen, die durch den Ausbruch zahlreicher Vulkane in die Atmosphäre geschleudert worden waren. Die Folge war eine starke Abschwächung der Sonneneinstrahlung, ein „Klimasturz“ mit ungeheuren Regen- und Schneefällen, die zu einem „wahren Fimbulwinter“, zu einer „Neovergletscherung der Erde“, zu einer kleinen „zweiten Eiszeit“ führten.

Die Feststellungen der Klimaforscher und Geologen wurden durch die oben (S. 231) erwähnten ozeanographischen Untersuchungen bestätigt, die aufgrund zahlreicher Bodenproben aus dem Untergrund des Mittelmeeres den Nachweis erbrachten, daß „vor etwa 3000 Jahren“ nach schwersten Vulkanausbrüchen, die im ganzen Mittelmeergebiet zur Ablagerung von Aschenschichten führten, Foraminiferen abgelagert wurden, die nur in kaltem Wasser leben können. *Nach* den schweren Vulkanausbrüchen muß im Mittelmeergebiet jahrhundertlang eine kalte Zeit geherrscht haben, in der die Temperatur des Meereswassers so stark abfiel, wie das in den letzten 7000 Jahren nicht der Fall war. Der Klimasturz, der für alle Erdteile nachgewiesen werden konnte (Schwarzbach, 1961, 178 ff.), hatte vor allem auch für Nordeuropa katastrophale Folgen. Fr. Behn schreibt hierzu (1948, 123): „Diese langanhaltende Gutwetterperiode (während der Bronzezeit) wurde beendet durch einen Klimasturz, der zwar nicht die Temperaturtiefen der

Eiszeit erreichte, aber das wirtschaftliche Leben doch katastrophal getroffen haben muß. Weite Landgebiete fielen vor allem im Norden für Ackerbau aus, weil die zur Reife der Frucht erforderliche Zeitspanne nicht mehr vorhanden war ... Der ‚Fimbulwinter‘ der Edda bewahrt eine Erinnerung an diese für die nordeuropäische Volksgeschichte entscheidenden Vorgänge." Der Anbau von Weizen und Wein, der für die Bronzezeit noch nördlich von Stockholm nachgewiesen wurde (Sten Florin, 1943, 89 f.), wurde dort für immer unmöglich; Hirse, die in der Bronzezeit weit nach Norden hin angebaut wurde, gedieh nur noch an der Südspitze Schwedens, in Schonen. Die wärmeliebenden Laubwälder, die Skandinavien bis ins norrländische Küstengebiet bedeckt hatten, waren verschwunden, an ihrer Stelle wuchsen seit etwa 1000 v. Chr. die Nadelwälder, die noch heute für Skandinavien kennzeichnend sind. „Der Mensch trat in eine neue schwerste Zeit, ins ‚eiserne Zeitalter‘ ein" (K.v.Bülow, 1933, 65).

Wenn in der Sage vom Feuerbrand des Phaethon erzählt wird, daß Zeus schließlich auf Bitten der anderen Götter die entstandenen Brände auf der Erde durch ungeheure Regenfluten gelöscht habe, dann ist auch in diesem Punkt das klimatische Geschehen um 1200 v.Chr. „zwar in der Form eines Mythos berichtet, es ist aber Wahrheit", wie der ägyptische Priester zu Solon sagte (Tim. 22 c).

Fünftes Kapitel

DER GROSSE KRIEGSZUG DER ATLANTER DURCH EUROPA, VORDERASIEN BIS NACH ÄGYPTEN

Legende oder historische Wahrheit?

Im Atlantisbericht wird von einem Kriegszug der Atlanter durch Europa und Asien — worunter die Alten immer nur Vorderasien verstanden — aber auch durch Libyen bis an die Grenzen Ägyptens berichtet. Bei diesem Kriegszug hätten die Atlanter alle griechischen Staaten besetzt, nur die Athener hätten der ganzen Welt eine Probe ihrer Tüchtigkeit und Kraft gegeben und auf sich allein gestellt die Angreifer besiegt und ihre Freiheit gerettet (Tim. 24 e; 25b,c; Krit. 108 e, 120d).

Dieser Bericht über den heldenhaften Sieg der Athener im Kampf gegen die Atlanter war der eigentliche Anlaß, warum der ägyptische Priester dem Solon, „Dir und Deiner Vaterstadt zu Ehren“ (Tim. 23 d), die ganze Geschichte erzählte und warum Solon sich für diesen Bericht so interessierte, daß er ihn aufschrieb und nach Athen mitnahm, um ihn für seine Dichtungen zu verwenden (Krit. 113 a). Der Bericht über den Kriegszug der Atlanter ist für alle, die die Heimat der Atlanter falsch lokalisieren oder die ganze Geschichte falsch datieren, der Grund, warum sie den

Atlantisbericht als „ahistorisches Märchen“ und „Utopia-roman ohne historischen Hintergrund“ (R. Noll) verwerfen. So hat z. B. A. Schulten, der Atlantis bei Tartessos lokalisiert und dort um 500 v. Chr. durch neidische Karthager zerstören läßt, erklärt, die ganze Geschichte vom Kriegszug der Atlanter „schwebt in den Wolken und ist reine Phantasie“ (1948, 12). J. V. Luce, der Atlantis mit Kreta oder Thera identifiziert, die nach seiner Meinung „etwa um 1470 v.Chr. durch eine gewaltige Naturkatastrophe verwüstet wurden“, versucht nachzuweisen, daß es sich beim Angriff der Atlanter gegen Athen „um nichts anderes als Verzerrungen und Übertreibungen handelt“ (1969,25). Und doch ist gerade der Bericht über den Kriegszug der Atlanter ein Beweis, daß es sich bei der Erzählung, die die ägyptischen Priester dem Solon vortrugen, „keineswegs um ein erdichtetes Märchen, sondern um eine in jeder Hinsicht durchaus wahre Geschichte handelt“ (Tim. 26 e). Tatsächlich entsprechen alle Angaben des Atlantisberichtes über diesen Kriegszug der Atlanter den historischen Ereignissen um 1200 v. Chr..

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, diesen großen Kriegszug der Atlanter, den man heute die „Große Wanderung“ nennt, in allen Einzelheiten darzustellen. Das ist an anderer Stelle geschehen (J. Spanuth, Atlantis, Grabert-Verlag 1965).

Hier sollen nur die einzelnen Angaben des Atlantisberichtes über diesen Kriegszug auf ihren historischen Wert hin untersucht werden.

Der Ausgangspunkt der „Großen Wanderung“

„Unsere Inschriften berichten, daß jene gewaltige Heeresmacht, die gegen ganz Europa und Asien zu Felde zog,

ihren Ausgangspunkt im Atlantischen Meere hatte" (Tim. 24 e).

Wir haben oben gesehen, daß das „Atlantische Meer" der Alten *nicht* mit dem Atlantischen Ozean unserer Tage identisch ist, sondern mit dem Nordmeer, worunter wir die Nord- und Ostsee zu verstehen haben. Atlas, nach dem dies Meer seinen Namen, das „Atlantische" hatte (Krit. 114 a), wurde von den Alten im Norden, unter dem Polarstern, am Bernsteinfluß Eridanos, „wo Helios Töchter um Phaethon klagen", „im Lande der Hyperboreer" (Euripides) lokalisiert.

Die archäologische Forschung hat gezeigt, daß der nord-europäische Raum, der in der Bronzezeit dicht besiedelt war, im 13. Jahrhundert v.Chr. den größten Teil seiner Bevölkerung durch Abwanderung verloren hat. Der schwedische Archäologe Eric Graf Oxenstierna spricht von einer „fast völligen Fundlosigkeit auf den dänischen Inseln und dem skandinavischen Festland, die meist 330 Jahre dauert" und bringt diese „weiträumige und langanhaltende Lücke im Fundstoff" in diesen bis dahin so fundreichen und dicht besiedelten Gebieten mit den Naturkatastrophen jener Zeit in Verbindung (1957, 17, 19). Der deutsche Archäologe H. Hoffmann hat für den nordischen Raum ebenfalls nachgewiesen, daß mit den Klimakatastrophen eine große Abwanderung aus diesem Gebiet erfolgte. Hoffmann weist auf die „ungeheure Zahl von Depotfunden" hin, die ein Beweis für Wanderbewegungen sind, „da man Depots als Verwahrniederlagen belastender Habe oder als Opfer an die Götter niedergelegt hat". Auch O. Paret ist dieser Ansicht und erwähnt ebenfalls die ungeheure Zahl von Depotfunden, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts von der Nordsee bis ans Mittelmeer angelegt wurden, und schreibt: „Es mag während der Klimakatastrophe bei der Flucht vor dem Hunger oft genug geheißen haben: rette sich wer kann!"

und viele werden ihren Metallbesitz anfangs mitgeführt, aber dann abseits der Straßen niedergelegt haben, um schneller vorwärts zu kommen. Die Verbreitung der Hortfunde läßt uns dann weniger die Handelswege als die Fluchtwege erkennen" (1948, 145).

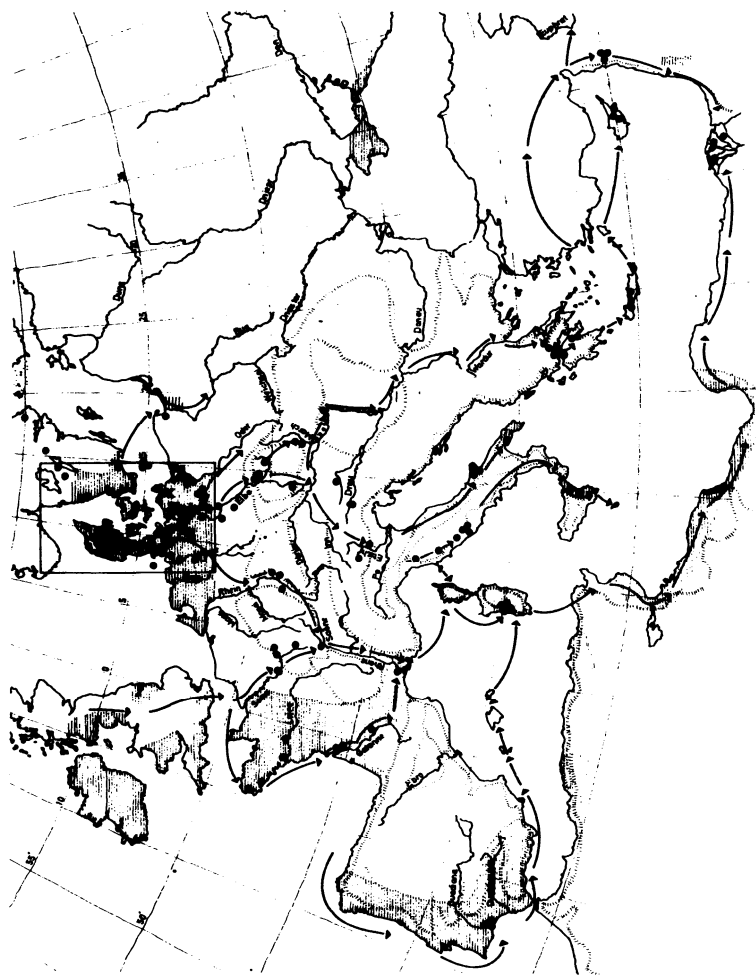
Die Depotfunde im nordischen Raum lassen nach H. Hoffmann erkennen, daß

1. die Wanderung oder Flucht zuerst im Norden begann.
2. Ende der Periode III und in der Periode IV der ganze nordische Raum von der großen Wanderbewegung erfaßt wurde,
3. die Wanderung sich von Norden nach Süden bewegte und sich in Schleswig-Holstein Grabfundgebiete (— Siedlungsgebiete) und Depotfundgebiete (= Wanderwege) ausschließen, „weil die Wanderstrecken die vorhandenen Siedlungsgebiete mieden, um unnötigen Konflikten aus dem Weg zu gehen" (1938, 51),
4. die Abwanderung aus dem nordischen Raum durch die Naturkatastrophen verursacht wurde, weil das Land die zahlreiche Bevölkerung nicht mehr ernähren konnte.

Die Feststellungen Hoffmanns wurden ausschließlich aufgrund des archäologischen Fundmaterials und ohne Kenntnis der zeitgenössischen Texte von Medinet Habu erzielt. Es ist bemerkenswert, daß Hoffmanns Feststellungen durch die Texte von Medinet Habu bestätigt werden, denn auch sie berichten von schweren Naturkatastrophen (Austrocknung, Meeresüberschwemmungen) in der Heimat der Nordmeervölker, es heißt dort von ihnen: „ihre Seele kam in höchste Verzweiflung", „das Bedürfnis der Mäuler (Hunger) hat sie vertrieben".

Auf den alten „Bernsteinstraßen“ durch Europa

Auch die Angabe, „daß jene gewaltige Heeresmacht gegen ganz Europa und Asien (Vorderasien) zu Felde zog“ (Tim. 24 e), entspricht den historischen Tatsachen. Ein umfangreiches archäologisches Beweismaterial ermöglicht es, die Wanderwege oder Marschrouten, die die Nordmeervölker auf ihrem Zug nach dem Süden einschlugen, zu erkennen. Sie benützten die alten „Bernsteinstraßen“, auf denen schon Jahrhunderte *vor* der Großen Wanderung Bernstein aus dem Gebiet der Deutschen Bucht in die Mittelmeerländer transportiert worden war. Jetzt finden sich an diesen alten Handelswegen zahlreiche Depot- oder Verwahrfunde, aber auch Urnenfelder und Hügelgräber, in denen die Nordmeervölker, „die ja Urnenfelderleute waren“ (Kehnscherper, 1963, 5), ihre Toten beigesetzt haben. Die typische Waffe der Nordmeervölker, das „gemeingermanische Griffzungenschwert“, findet sich an diesen Wanderwegen immer wieder. Die zahlreichen Funde dieser Griffzungenschwerter zeigen nicht nur an, aus welchem Raum die Völker, die es führten, kamen, sondern auch welche Wege sie einschlugen, um ihr Ziel, Ägypten, zu erreichen (Abbildung S. 290). Drei verschiedene Marschrouten lassen sich deutlich erkennen. Die erste ging Elbe- und Oderaufwärts durch Böhmen an die Donau. Hierbei werden die Illyrer am Mittel- und Oberlauf der Elbe und Oder aus ihren Wohnsitzen vertrieben. H. Kutzleb stellt fest: „Viele Zeugnisse sprechen dafür, daß damals von Norden her fremde Einwanderer auf die Illyrer drängten, und so mag es sein, daß das ganze Volk der Illyrer damals dem übermächtigen Druck gewichen ist“ (1940,122). Ein Teil der Illyrer ist möglicherweise von den Nordmeervölkern mitgerissen worden. Archäologisch sind Illyrer aber zu dieser Zeit im Südosten Europas noch nicht nachweisbar (Berve, 1942, 31 f.; Vi. Milojcic,



Wanderwege der Atlanter

Die Fundorte der germanischen Griffzungenschwerter werden durch Punkte dargestellt. Dabei blieben die zahlreichen Fundpunkte in England unberücksichtigt, da dem Verfasser z. Zt. keine genauen Ortsangaben zugänglich waren. Die große Anzahl der Megalithbauten läßt eine genaue Einzeichnung der Fundorte nicht zu, daher sind nur die Gebiete, in denen sich solche Anlagen befinden, durch Schraffur gekennzeichnet. Die verschiedenen Wanderwege der Atlanter sind durch Pfeile dargestellt.

1948/49, 35 f.). Die Hauptmasse der Illyrer wanderte vor allem in die Ostalpen und von dort nach Venetien und Apulien ab (Schachermeyr, 1936, 248). Es ist also falsch, wenn man wiederholt lesen kann, daß der führende Stamm der Nordmeervölker, die Prst oder Pelest der ägyptischen Texte, die Philister des AT, Illyrer gewesen seien. Die Philister haben mit den Illyrern nichts zu tun. Illyrer sind erst zwei oder drei Jahrhunderte *nach* den Nordmeervölkern in Griechenland eingedrungen (Milojčić, 1948/49, 35 ff.). Nach den eingehenden Forschungen der ungarischen Archäologin A. Mozsolics (1957, 148 ff.) saßen die Phryger damals „im Moldautal unterhalb Budweis, bzw. Südböhmen“, sie wichen an die norddalmatinische Küste aus und folgten dann in der zweiten oder dritten Welle der Großen Wanderungen den Marschrouten der Nordmeervölker und übernahmen später in der nach ihnen benannten Landschaft Phrygien im Innern Kleinasiens für Jahrhunderte die Herrschaft.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v. Chr. erreichten die Nordmeervölker die ungarische Tiefebene. Hier hatte die einheimische Bevölkerung zahlreiche Siedlungen wohl in Erwartung der nach Süden vorwärts dringenden Nordmeervölker befestigt. Aber sie wurde aus ihren Siedlungen vertrieben und wich an den östlichen Rand des Karpatenbeckens aus. Merkwürdig ist, daß die „Eindringlinge aus dem Norden sich nirgendwo an den doch wohl von ihnen zerstörten Siedlungen ansiedelten, sondern an bisher unbauten Plätzen neue Siedlungen errichteten“ (Kehnscherper, 1963, 11). Der Grund für diese Erscheinung ist nicht ersichtlich, vielleicht war es einfacher, neue Siedlungen an bisher unbauten Plätzen statt in den Ruinen der niedergebrannten älteren Siedlungen zu erbauen. Sicher aber ist, daß erst die „Eindringlinge aus dem Norden“, die „neuen Ankömmlinge“ (Mozsolics, 1957, 141) die neue

Kultur in Ungarn, die „Urnenfelderkultur“, einführen. Es sind ja „eine völlige Abwanderung oder Aussterben der alten bodenständigen Bevölkerung und tiefgreifende ethnische Veränderungen“ (G. Kyrie bei Mozsolcis, 1957, 143) in Ungarn nachweisbar. Die „Eindringlinge aus dem Norden“, also die Nordmeervölker, errichteten, wie sie es schon in der Heimat vorher getan hatten, Hügelgräber, wohl für die vornehmen Angehörigen, und Urnenfelder, wohl für weniger Vornehme oder für eine größere Anzahl von Verstorbenen oder Gefallenen. Die „Hügelgräber- und Urnenfelderkultur“ ist in Ungarn *nicht* einheimisch, sondern erst durch die Nordmeervölker dorthin gebracht worden. In Ungarn haben sich die Nordmeervölker einige Zeit aufgehalten und offenbar auch größere Bevölkerungsteile zurückgelassen. Zahlreiche Funde von Waffen und Gegenständen, von Hügelgräbern und Urnenfeldern, wie sie genauso im nordeuropäischen Raum aus dem 13. Jahrhundert v. Chr. bekannt sind, sprechen hierfür. Dann sind die Nordmeervölker ein oder zwei Jahrzehnte vor 1200 v.Chr. mit starken Kriegerscharen, mit Weibern und Kindern wieder aufgebrochen und donauabwärts über den Bosphorus in Kleinasien und über Täler der Morawa und des Vardar in Griechenland eingedrungen. Es gibt Anzeichen dafür, daß die Nordmeervölker erst *nach* dem letzten, dem furchtbarsten Ausbruch des Santorin-Theravulkans, also *nach* 1220 v.Chr. in Makedonien und Griechenland eingedrungen sind. Denn ihre Hinterlassenschaften finden sich stets *über* dem Brand- und Aschenhorizont, den dieser Ausbruch hinterließ. Sie hatten also, da die einheimische Bevölkerung Griechenlands stark dezimiert war, Widerstand nur dort zu erwarten, wo sich die überlebenden Teile der Achäer gesammelt und zum Abwehrkampf entschlossen hatten. Die Könige in den Burgen und Palästen Griechenlands und

Kretas hatten schon lange *vor* dem Ausbruch des Santorin-Thera Nachricht erhalten, welche Gefahr aus dem Norden ihnen drohte. So hatten sie Zeit, sich auf diesen drohenden Angriff vorzubereiten. Alles, was nun in Griechenland geschah, „deutet auf Wetterleuchten und Sturmesvorboten“ (Schachermeyr, 1936, 244), ja „Todes-angst“ (L. R. Palmer, 1963, 154) befiel die mykenische Bevölkerung Griechenlands. Zahlreiche Verteidigungsanlagen wurden errichtet, unter ihnen die im Atlantisbericht erwähnte erste Mauer auf der Akropolis von Athen und die Brunnenanlage innerhalb dieser Mauer im Nordteil des Akropolisfelsens (siehe oben S. 20 ff.). In Mykene und Tiryns wurden, ähnlich wie auf der Akropolis von Athen, Mauern in der schnell zu errichtenden „zyklopischen Bauweise“, d.h. durch unbearbeiteten übereinandergetürmte Felsbrocken, errichtet und innerhalb derselben und von außen unsichtbar Brunnenanlagen angelegt, die bei einer Belagerung die Besatzung mit Süßwasser versorgen sollten. An der Landenge von Korinth wurde in zyklischer Bauweise eine starke Sperrmauer erbaut. Broneer sagt über sie: „Es war der letzte Versuch, die Eindringlinge aus dem Norden abzuwehren“ (Broneer, 1948, III f.).

Diese in der primitiven „zyklopischen Bauweise“ errichteten Mauern beweisen nun nicht „einen Verfall der Technik“ (Palmer) gegenüber der vorausgegangenen Zeit, sondern die große Eile, in der diese Verteidigungsanlagen erstellt werden mußten.

Andere Fürsten der Achäer hofften, den erwarteten Feind auf See oder an der Küste abwehren und sich so die Errichtung großer Verteidigungsanlagen ersparen zu können. Von ihren Plänen wissen wir aus zahlreichen Linear-B-Täfelchen, die in den Ruinen ihrer Paläste gefunden wurden. Der König von Pylos gab einer Flotteneinheit den Befehl, nach Pleuron an der Nordküste des Golfes von Korinth,

etwa 30 km westlich von Naupaktos, aufzubrechen. Wahrscheinlich sollte sie den Übergang über den Golf von Korinth durch die seekundigen Nordmeervölker verhindern, die bei Naupaktos am Nordufer des Golfes angelangt waren. Andere Pylos-Schiffe wurden an der nahen Küste bereitgestellt und mit Ruderern bemannt. Zwei Täfelchen verzeichnen erheblich mehr als vierhundert Ruderer, wobei einige Zahlen abgebrochen sind. Wieder andere Täfelchen berichten: „So schützen die Wächter die Küste“ oder: „Die Wächter werden nicht von der Küste entlassen.“ Jeder Abschnitt trägt den Titel: „Kommando des X in Y, darauf folgt eine Aufzählung von Personennamen.“ Chadwick schreibt von diesen Täfelchen: „Es scheint klar, daß diese Verfügung den Zweck hatte, ein Küstenwachkorps aufzustellen, und man mag daraus ableiten, daß der Feind von See her gefürchtet wurde“ (1958, 128). Wieder andere Täfelchen zeigen an, daß zwischen den Wächtern an der Küste und dem Palast in Pylos ein Verbindungsdienst durch schnelle „e-qe-ta“ (Streitwagenfahrer) eingerichtet wurde. Der König von Pylos war, so meint Chadwick, offenbar nicht in der Lage, die ganze Küstenlinie zu verteidigen und eine Landung von Nordmeervölkern an jedem Punkt zu verhindern, „aber wenn er nur schnelle Nachricht von einem Angriff bekommt, kann er seine Armee zum Kampf gegen die Eindringlinge aufmarschieren lassen“ (1958, 129).

Die Flotte und das Küstenwachkorps des Königs von Pylos konnten nicht verhindern, daß die Nordmeervölker an der Küste der Peloponnes landeten. Das Orakel von Delphi hatte ihnen den Rat gegeben, nicht auf dem Landweg über den Isthmus von Korinth in die Peloponnes einzudringen — denn dort war ja eine starke Sperrmauer errichtet worden — sondern bei Naupaktos, am Nordufer des Golfes von Korinth, eine Flotte zu bauen und die Meerenge dort,

wo sie am schmalsten ist, zu überschreiten. Bei Tegea, heute Tripolis, stellte sich ihnen der dortige König Echemos (oder Echemenos) entgegen. Der Anführer der Nordmeerkrieger, Hyllos, den Herakles auf der „heiligen Insel Elektris“ mit Melite gezeugt hatte (Apollonios v. Rhodos, Argonautika IV, 538 f.), machte den Vorschlag, „man solle doch nicht Heer gegen Heer den Entscheidungskampf kämpfen lassen, sondern den tapfersten Mann des peloponnesischen Heeres erwählen und ihm selber zum Zweikampf auf gewisse Bedingungen entgegenstellen. Die Peloponnesier erklärten sich damit einverstanden und beschlossen folgendes Abkommen: wenn Hyllos den peloponnesischen Führer besiege, sollten die Herakliden das Land erhalten, wenn er aber besiegt würde, sollten die Herakliden wieder abziehen, ihr Heer wegführen und innerhalb von hundert Jahren keinen neuen Versuch zur Wiedergewinnung der Peloponnes machen“ (Herodot IX, 26). In diesem Zweikampf tötete Echemos den Hyllos, die Herakliden hielten sich an das Abkommen und zogen weiter, um erst nach hundert Jahren zurückzukehren und die Peloponnes zu besetzen. Das Land wurde unter die drei Urenkel des Hyllos verteilt: Temenos erhielt als Ältester Argos, Kresphontes Messenien, Aristodemos Lakonien mit der Hauptstadt Sparta. Dieser Aristodemos war nach Herodot (VII, 204) ein Vorfahre des Spartanerkönigs Leonidas, der 480 v. Chr. mit dreihundert Spartanern bei den Thermopylen im Kampf gegen das übermächtige Heer des Perserkönigs Xerxes I. fiel (Herodot VII, 204 ff.). Vieles spricht für die Glaubwürdigkeit dieser Überlieferung. Die archäologische Forschung auf der Peloponnes hat ergeben, daß die Nordmeervölker-Herakliden kurz vor 1200 v.Chr. in die Halbinsel eingedrungen, aber dann weitergezogen seien. „Die Gefahr zog vorüber“, so urteilt Fr. Matz in seinem Vortrag über „Die Katastrophe der mykenischen Kultur im Lichte der neue-

sten Forschungen" (1958). Es hat sich auch gezeigt, daß die Paläste und Siedlungen auf der Peloponnes wie auch im ganzen anderen östlichen Mittelmeerraum nicht durch Menschenhand, sondern durch schwerste Erdbeben und gewaltige Feuersbrünste zerstört wurden. Die Teile der Bevölkerung, die diese Katastrophen überlebt hatten — von 224 Siedlungen, die aus mykenischer Zeit auf der Peloponnes bekannt sind, zeigen nur 35 eine allerdings viel schwächere Nachbesiedlung im 12. Jahrhundert v.Chr. (Desborough, *The Greek Dark Ages* 1972, 19 ff.) — sammelten sich um die zerstörten Paläste und versuchte sie teilweise wieder aufzubauen. Für etwa hundert Jahre strahlte von den instandgesetzten Palästen die letzte Stufe der mykenischen Kultur, die die Archäologen als „Stufe Myk. III c I" bezeichnen, aus, „dann hat sie einem erneuten Anstoß nicht mehr standhalten können. Diese zweite und endgültige Katastrophe, der auch Mykene und Tiryns erlagen, ist zwischen 1150 und 1100 v. Chr. hereingebrochen. Sie bezeichnet das Ende der mykenischen Kultur" (Fr. Matz, 1958). Auch die griechische Tradition spricht für die historische Zuverlässigkeit des Berichtes vom siegreichen Zweikampf des Königs Echemos von Tegea mit Hyllos, den Anführer der Nordmeervölker-Herakliden. Vor der Schlacht des Griechenheeres gegen die Perser bei Platäa (479 v. Chr.) erklärten die Tegeaten: „Stets haben uns sämtliche Bundesgenossen den Ehrenplatz in der Schlachtreihe eingeräumt, so oft die Peloponnesier gemeinsam ins Feld zogen, in alter und in neuer Zeit. Damals (beim Zweikampf des Echemos von Tegea gegen Hyllos) war es, wo wir uns diese Ehre erkämpft haben!" (Herodot IX, 25). Es folgt die eben zitierte Geschichte. So haben also sämtliche Bundesgenossen „in alter und neuer Zeit" den Tegeaten den Ehrenplatz in der Mitte der Schlachtreihe überlassen, weil einst ihr König Echemos den Hyllos besiegt hatte. Solche Traditio-

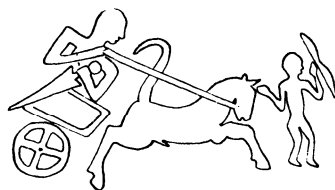
nen erwachsen nicht aus Phantasiegeschichten, sondern aus historischen Ereignissen.

Der König von Knossos hatte ähnlich geplant wie der König von Pylos. Auch er errichtete keine Mauern und Verteidigungswerke für seinen Palast, sondern hoffte, daß seine starke Flotte die Feinde auf dem Meere abfangen oder an der Landung auf Kreta hindern könne. Für den Fall, daß es den Nordmeervölkern doch gelingen sollte, an der Küste Kretas zu landen, wurden 400 Streitwagen ausgerüstet, Panzerhemden und Waffen aller Art bereitgestellt und, offenbar als Verpflegung für die Truppe, über 20000 Schafe und 700 Schweine beschlagnahmt. Auch wurde ein Straßennetz angelegt, um im Notfall die Truppen an jeden Ort der Küste bringen zu können (Chadwick 1958,147 ff.). Aber bevor die Nordvölker in Griechenland eindrangen, erfolgte an einem Frühlingstag um 1220 v.Chr. der letzte und schwerste Ausbruch des Vulkans Thera in der Bronzezeit. Kein Täfelchen berichtet von Kämpfen gegen die erwarteten Angreifer. Alle Täfelchen sind durch die ungeheuren Feuersbrünste, die die Burgen und Paläste vernichteten, hart gebrannt worden und dadurch bis in unsere Zeit erhalten geblieben. Die Waffen und anderen Hinterlassenschaften der Nordmeervölker liegen *über* dem mit Bimsstein vermischten Aschen- und Brandschichten der zerstörten Paläste und Siedlungen und nicht *unter* diesen Schichten, was der Fall sein müßte, wenn sie schon *vor* dem Theraausbruch in Griechenland eingedrungen wären. So haben die Nordmeervölker bei ihrem Eindringen in Griechenland nur dort Widerstand gefunden, wo Teile der Bevölkerung die Katastrophen überlebt, sich wieder gesammelt und zur Abwehr entschlossen hatten.

Das war vor allem in Athen der Fall. Darum ist es auch historisch richtig, wenn es im Atlantisbericht heißt:



Nordischer
Streitwagen
(Medinet Habu)



Mykenischer
Streitwagen
(Mykene)

Sieg der Athener

„Unsere Inschriften berichten, daß damals eure Stadt einer gewaltigen Heeresmacht Einhalt gebot ... die im Atlantischen Meere ihren Ausgangspunkt hatte" (Tim. 24 e). „Das war denn, mein Solon, die Zeit, in der die Streitmacht eurer Stadt der ganzen Welt eine glänzende Probe ihrer Tüchtigkeit und Kraft gab; denn allen überlegen an Beherrztheit und Kriegskunst, stand sie zuerst an der Spitze der Hellenen, dann aber, als die anderen abfielen, war sie gezwungen, alleine zu stehen, sie geriet in äußerste Bedrängnis. Gleichwohl errang sie den Sieg über die Angreifer und errichtete ein Siegeszeichen" (Tim. 25 b).

Die Archäologen haben unabhängig vom Atlantisbericht festgestellt: „Die mächtigen zyklopischen Mauern (auf der Akropolis) sind erst im vorgerückten 13. Jahrhundert v. Chr. ausgebaut. Sie sollten den Bewohnern Schutz bieten, die, wie die jüngsten Ausgrabungen hier ergaben, um diese Zeit die Burghänge räumten. Die Unruhen der erst am Ende des 12. Jahrhunderts v.Chr. ihren Abschluß findenden Großen Wanderung kündeten sich an. Nach Bodenbefund, Sprache und Überlieferung wurden Athen und Attika

nicht unmittelbar von ihr berührt, doch haben Kämpfe stattgefunden, und mit einer das ganze 12. Jahrhundert hindurch fortlaufenden Zuwanderung aus dem Peloponnes verdrängter vordorischer, griechischer Bevölkerungsteile ist zu rechnen" (Kübler, 1942, 190). K. Schefold stellt fest: „Daß Athen von der Dorischen Wanderung nicht überflutet wurde, verdankt es der Akropolismauer, die nach den keramischen Funden in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts v.Chr. zu datieren ist" (1949, 61). Zahlreiche andere Archäologen haben ebenfalls festgestellt, daß Athen gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr. von Kriegen der Großen Wanderung, die man früher die „Dorische Wanderung" nannte, angegriffen wurde, daß die Bevölkerung Athens auf die Akropolis flüchtete und sich dort hinter den neu erbauten zyklischen Mauern erfolgreich verteidigte, ihre Freiheit rettete und die feindlichen Scharen zum Abzug zwang.

Von diesem Sieg der Athener erzählt auch die Überlieferung. Es wird berichtet, daß der Anführer der Nordmeervölker = Dorier = Herakliden mit Namen Xanthos = der Blonde, den damaligen König von Athen Thymoitas, einen Abkömmling des Theseus, zum Zweikampf um den Besitz der Stadt und der Landschaft Attika aufgefordert habe. Thymoitas weigerte sich aber zu kämpfen. Da übernahm Melanthos, ein aus Pylos geflüchteter Nachkomme des Königs Nestor, den Zweikampf. Er erschlug den Xanthos und die Belagerer zogen, wie vor dem Zweikampf verabredet war, erfolglos ab. Die Athener aber hätten den feigen König Thymoitas abgesetzt und Melanthos mit der Königswürde belohnt. Diese Überlieferung hat manches für sich, es wird uns nämlich wiederholt überliefert, daß die Nordmeervölker den Zweikampf um den Besitz eines Landes vorschlugen, z. B. den Tegeaten um den Besitz vor Arkadien, den Hebräern um den Besitz ihres Landes. Diese

Sitte, den Besitz eines Landes durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen, kennen wir nur von den Germanen und sonst von keinem anderen Volk.

Auch die Tatsache, daß der eigene König der Athener, Nachfahre des hochberühmten Theseus, nicht als Held, sondern als Feigling hingestellt wird, und schließlich Melanthos aus Pylos den Zweikampf gegen Xanthos besteht, spricht für eine gute Erinnerung. Die archäologische Forschung hat nachgewiesen, daß Flüchtlinge aus Pylos in Athen an die Macht kamen und dort Verfassungsänderungen einführten, die den dortigen Königen den göttlichen Charakter nahmen (Webster, 1960,192).

Auch die Sprache, die Kultur und die Sitten und Gebräuche, die in Athen aus mykenischer Zeit erhalten blieben, beweisen, daß Athen und Attika *nicht* von den Nordmeervölkern = Doriern = Herakliden erobert werden konnte. Die Athener bewahrten die Sprache, die Kultur, die Sitten und Gebräuche aus mykenischer Zeit. Der mykenische Stil der Keramik blieb dort noch lange erhalten, die Bevölkerung blieb in ihrer Zusammensetzung unberührt (Berve, 1942/34). Die Athener waren stolz auf ihre unvermischte mykenische Art, sie bezeichneten sich als „Autochthone“, Eingeborene, während sie die um 1200 v.Chr. in den anderen griechischen Staaten eingedrungenen Nordmeervölker = Dorier als „Zugereiste“ bezeichneten (Herodot I, 56). Die jahrhundertelangen Streitigkeiten zwischen Athen und Sparta, wo man auf die Abstammung von den Doriern = Herakliden besonders stolz war, haben ihre Wurzeln in der Zeit um 1200 v.Chr., in der die anderen griechischen Staaten, vor allem die Peloponnes, von den Nordmeervölkern = Doriern = Herakliden besetzt wurden, während Athen seine Freiheit rettete und die mykenische Tradition bewahrte. So werden auch in diesem Punkt die historischen Ereignisse um 1200 v. Chr. im Atlantisbericht richtig überliefert.

Der Zug durch Asien

Richtig ist auch, wenn im Atlantisbericht überliefert wird, daß die Atlanter durch „Asien“ gezogen seien und „den Plan hatten, auch Ägypten als ihr Land einzunehmen“, das aber ebenfalls seine Freiheit retten konnte.

Unter „Asien“ haben die Alten stets nur Vorderasien verstanden. Die Inschriften von Medinet Habu bestätigen auch in diesem Punkt die Angaben des Atlantisberichtes. Dort heißt es: „Die Völker am Weltmeer (sin wur) im fernsten Norden haben auf ihren Inseln eine Verschwörung gemacht. Sie hatten den Plan, ihre Hände auf alle Länder bis zum Erdrand zu legen. Nicht hielt stand irgendein Land vor ihren Waffen von Hatti an; Kode, Karkemisch, Yereth und Yeres wurden vernichtet (cutt off) zur gleichen Zeit. Sie schlugen ihr Feldlager auf an einem Ort in Amurru. Land und Leute waren zugrunde gerichtet, als wären sie nie gewesen. Sie kamen, indem ein Feuer vor ihnen her bereitet war, auf Ägypten zu. Verbündet waren die Peleset, Sakar, Shekelesh, Denen und Weshesh. Ihre Herzen waren voller Vertrauen und zuversichtlich: unsere Pläne gelingen“ (Medinet Habu, Tafel 46).

Die in diesem Text genannten Namen bedeuten: Hatti = Hethiterreich, Kode = südöstliche Teile von Kleinasien und Nordsyrien, Karkemisch -- heute Dscherablus am Euphrat, Yereth ist wahrscheinlich Kreta, Yeres = Zypern, Amurru = Amoriterland = Palästina.

Die Namen der verschiedenen Völkerstämme, die in diesem Text genannt werden, sind nicht alle zu identifizieren. Die Forschung ist aber übereinstimmend der Meinung, daß die „Peleset“ mit den Philistern und die Sakar mit den Sakar identisch sind, die sich nach dem Papyrus Wen Amun (um 1095 v. Chr.) an der Küste des Libanons angesiedelt hatten, nachdem der Versuch, Ägypten einzunehmen, gescheitert

war. Die „Denen“ hatten sich nach dem erfolglosen Angriff der Nordmeervölker gegen Ägypten auf Zypern niedergelassen, wo sie vor allem in Enkomi eine blühende Siedlung auf den Ruinen der durch die Naturkatastrophen zerstörten Stadt gründeten. In ihren Ruinen wurden germanische Griffzungenschwerter und Bronzestatuen eines Gottes mit einem Hörnerhelm gefunden (s. Abb. gegenüber S. 209). Die Weshesh lassen sich kaum identifizieren, Prof. E. Biollay hat die Ansicht vertreten, daß es sich um Bewohner Korsikas handeln könne. Die Shekelsh werden mit den Siculi gleichgesetzt, die damals in Unteritalien und auf Sizilien heimisch waren.

Zwischen den Angaben des Atlantisberichtes und den Texten von Medinet Habu besteht Übereinstimmung in folgenden Punkten:

Die Völkerschaften, von denen die Rede ist, kamen vom Weltmeer im fernsten Norden, das im Atlantisbericht „Atlantisches Meer“ genannt wird. Diese Völker „hatten den Plan, ihre Hände auf alle Länder bis zum Erdrand zu legen“. Im Atlantisbericht heißt es: „Sie hatten den Plan, alles euch (den Griechen) und uns (den Ägyptern) gehörende Land sowie überhaupt alles Land innerhalb der Meerenge (von Gibraltar) in ihre Gewalt zu bringen“ (Tim. 25 b). Diese Völkerschaften zogen durch Vorderasien „auf Ägypten zu“, wurden aber abgewehrt. „Vor ihnen her war ein Feuer bereit“, das entspricht den Angaben des Atlantisberichtes vom Feuerbrand des Phaethon, „der die Oberfläche der Erde durch Feuer zerstörte“ (Tim. 22b,c). Wir haben gehört, daß diese Angabe den archäologischen Forschungsergebnissen entspricht.

Übereinstimmungen zwischen den Texten und Wandbildern aus der Zeit Ramses III., insbesondere denen von Medinet Habu, mit den Angaben des Atlantisberichtes bestehen auch in vielen anderen Punkten. Aus beiden Quellen

erfahren wir, daß zehn Völker mit zehn Königen (Breasted Anc. Ree. IV, § 66, Krit. 113 e, 119 c) zu der Völkerkoalition gehörten, die Ägypten angriffen, daß die Könige der Nordmeervölker = Atlanter den Oberbefehl hatten, daß sie über eine große Flotte, Streitwagenverbände und Reiterkrieger verfügten, daß sie mit Waffen aus Kupfer und Zinn (Bronze) kämpften, aber auch schon Eisenwaffen kannten, daß zu dieser Völkerkoalition auch die Lebu = Libyer und die Bewohner Tyrrheniens (Sardana, Sekelesa, Tursa) gehörten, und Ägypten auch von Westen her angegriffen wurde, aber seine Freiheit retten konnte. Daß die Haupt- oder Königsstadt der Nordmeervölker = Atlanter im Meer versunken sei, und daß die Nordvölker = Atlanter Europa und Asien (Kleinasien) durchzogen hatten, bevor sie Ägypten angriffen.

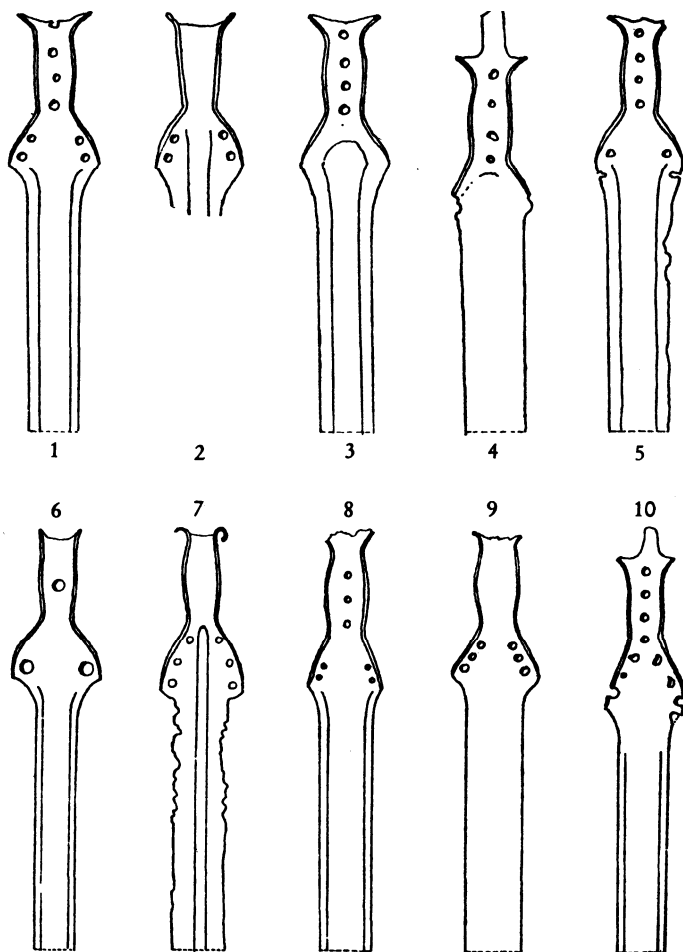
Die Marschroute durch Italien

Außer der Marschroute der Atlanter, die wir bereits beschrieben haben, läßt sich aufgrund zahlreicher archäologischer Funde eine zweite Route erkennen, die die Elbe und die Saale aufwärts und durch das Tal der Regnitz an die Donau und von dort über das Inntal und den Brenner durch ganz Italien nach Sizilien und von dort nach Nordafrika führt.

Auch dieser Wanderweg der Nordmeervölker ist durch zahlreiche Funde von Waffen und sonstigem Gerät, von Hügelgräbern und Urnenfeldern gekennzeichnet. Die Archäologen sprechen von einer „Schicht der Neubildungen“ oder von einer „Typenfront“, die uns helfen, „die Auswirkung der Großen Wanderung auf der Apenninhalbinsel in ihren Einzelphasen zu erfassen“ (J. Wiesner, 1942, 202).

Da "Waffen oder andere Gegenstände dieser neuen „Typenfront" schon in den sogenannten „Pfahlbauten", die in Wirklichkeit ebenerdige Hütten an den in der Trockenzeit abgesunkenen Seen waren, gefunden wurden (z. B. bei Peschiera, Fiave bei Trient, Bolsenasee), wird auch hier deutlich, daß die Große Wanderung Italien schon in der Zeit der Hitze und Austrocknung erreicht hatte, also wohl bald nach 1250 v. Chr. In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß ältere Forscher die Neuformen aus dieser „Typenfront" für Beweise einer bodenständigen hochentwickelten Kultur auf der Apenninhalbinsel gehalten haben. Gegen diese irrtümliche Ansicht hat J. Wiesner, wohl der beste Kenner der Funde aus der Zeit der Großen Wanderung, schon 1943 festgestellt: „Keinesfalls sind diese Neuformen auf der Apenninhalbinsel entstanden, wo in der vorausgehenden Zeit alle notwendigen Ansätze fehlen. Vor allem ist der reiche Fundort Peschiera *nicht* als Ursprungsort anzusprechen; denn jener ‚Pfahlbau‘ ist Ausläufer einer Kultur, der zur Zeit des Auftauchens dieser Neuformen in Italien die notwendigen schöpferischen Kräfte, vor allem auf dem Gebiet der Metallurgie fehlen. Auch in der Ägäis mangelt es an allen Voraussetzungen dafür. Es handelt sich vielmehr um den Einbruch einer regelrechten „Typenfront", deren Herkunft für Apenninhalbinsel und Ägäis in einem gemeinsamen nördlichen Ursprungsgebiet gesucht werden muß" (1943, II, 75).

Die „Schicht der Neubildungen" verrät ein einheitliches Gepräge von Oberitalien bis Süditalien, sie ist auf Sizilien, Malta, Sardinien und auf den Balearen durch zahlreiche Funde nachgewiesen (J. Wiesner, 1942, 234, 225 f., 228; 1943, 71, 112 f., 115 f., 117 f.). Unter den Waffen treten vor allem immer wieder Griffzungenschwerter und -dolche hervor, aber auch Rasiermesser, Violinbogenfibeln, Schaft-



Nordische Griffzungenschwerter von

- 1 Hoilandsvandet, Dänemark
- 2 Rügen
- 3 Mykene
- 4 Ägypten
- 5 Benedetto in Perillis
- 6 Annenheim

- 7 bei Leoben,
Steiermark
- 8 bei Fucinio, Italien
- 9 bei Fucinio, Italien
- 10 Benedetto in Perillis
(Italien)

lappenbeile, Sicheln usw. usw. finden sich jetzt als Neuerscheinungen in Italien und auf den oben genannten Inseln. Streitwagen- und Reiterkrieger, beide vorher in Italien unbekannt, erscheinen im Zuge der Großen Wanderung, ebenso auch die Sitte der Leichenverbrennung und die Anlage großer Urnenfriedhöfe. Daneben haben die Träger der Großen Wanderung in Italien auch große Grabhügel errichtet, wie das ja auch in den anderen Gebieten, die durch die Große Wanderung erfaßt wurden, der Fall ist. Die Träger der Großen Wanderung in Italien waren genauso erfahrene Seefahrer wie diejenigen, die die Peloponnes, Kreta, Zypern eroberten und mit einer starken Flotte in die Nilmündungen einliefen.

Wie die Verbreitung der „Schicht der Neubildungen“ in Apulien, auf Sizilien, Malta, Sardinien und den Balearen zeigt, sind diese Küsten oder Inseln auf dem Seeweg besetzt worden. Bronzene Knebeltrensen und zweirädrige Wagen, die als Relikte der Großen Wanderung gefunden wurden, beweisen, daß auch Pferde und Wagen übers Meer transportiert wurden. Ein Volk, das mit Pferd und Wagen über das Meer fährt, muß von Haus aus mit der Seefahrt vertraut gewesen sein.

Starke Brand- und Aschenschichten *über* den älteren Kulturschichten der einheimischen Bevölkerung und *unter* der „Schicht der Neubildung“ beweisen, daß auch hier wie in den anderen Gebieten „ein Feuer vor ihnen (den Nordmeervölkern) her bereitet war“, wie in Medinet Habu berichtet wird.

Diese Feuersbrünste, die die Brand- und Aschenschichten in ganz Italien, auf Sizilien und Sardinien hinterlassen haben, sind wohl ebenso entstanden wie die Feuersbrünste, die ihre Spuren in den Alpen, im Schwarzwald und in Skandinavien und in den Mooren Europas hinterlassen haben: nicht durch Menschenhand, sondern durch jenes Naturereig-

nis, das die Griechen den „Feuerbrand des Phaethon“ genannt haben.

Woher die Völker kamen, die auch in Italien die Träger der ersten Welle der Großen Wanderung waren, zeigt uns der Stamm der Umbrier. Es handelt sich um einen Volksstamm, der nicht in Italien beheimatet war, sondern, wie seine Stammeslegenden überliefern, durch eine ungeheure Sintflut aus der Heimat am Ozean vertrieben wurde (J. Wiesner, 1942, 232, Anm. 222). Die Ausgrabungen in den Siedlungsgebieten der Umbrier in Italien beweisen, daß sie mit der ersten Welle der Großen Wanderung gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr., in der Zeit der „Schicht der Neubildungen“, von Norden her ins Land gekommen sind. Die von ihnen besetzten Gebiete beschränkten sich ursprünglich nicht nur auf die heutige Landschaft Umbrien, südlich des Trasimenersees. Auch die Toscana war ursprünglich von Umbriern besiedelt, wie schon Herodot (I, 94) richtig angibt und Plinius (14, 112) bestätigt. Auch an der ligurischen Küste saßen Umbrier und in Oberitalien. So sind z. B. Buthium nördlich von Ravenna und Ariminum (Rimini) südlich von Ravenna Gründungen der Umbrier (J. Wiesner, 1942, 231; P. Kretschmer, Glotta, 21, 1933, 122).

P. Kretschmer hat nun nachgewiesen, daß der Name der Umbrier mit dem der Ambronen zusammengehört. Splitter des gleichen Stammes hätten beim Aufbau des Italischen und des Germanischen mitgewirkt. Auf die nördliche Heimat der Umbrier weise die nahe Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Germanischen hin.

Ein benachbarter Stamm der Umbrier nannte sich Teutonen oder Teutananen, wieder ein anderer, der sich nach Ephoros am Avernensee niederließ, nannte sich Kimmerier. Auch in diesen Fällen, so meint P. Kretschmer, müsse man eine Beziehung zu den gleichnamigen germanischen Stämmen, die nach Mela Pomponius (II, 32), Plinius (Nat.Hist. IV, 99), Py-

theas (bei Plinius XXXVII, 35) und anderen antiken Autoren auf der kimbrischen Halbinsel beheimatet waren, erkennen. Kimbern, Teutonen und Ambronen wurden ja gut 1200 Jahre später, um 130 v.Chr., wiederum durch eine große Überflutung und Hungersnöte aus ihrer Heimat auf der kimbrischen Halbinsel vertrieben und versuchten, in Italien einzudringen, was ihnen durch die Niederlage bei Aquae Sextiae (102 v.Chr.) unmöglich gemacht wurde. Bei dieser Schlacht von Aquae Sextiae stießen nun Nachfahren der Ambronen, die in der Zeit der Großen Wanderung in Italien eingedrungen waren, mit dem Stamm der Ambronen, die jetzt einzudringen versuchten, zusammen. Plutarch berichtet im „Leben des Marius“, des römischen Feldherrn, der die römischen Legionen befehligte, daß am Vortag der Schlacht bei Aquae Sextiae sich folgendes ereignete: „Die Ambronen stürzten nicht in ungeordnetem und wildem Lauf heran. Sie stießen auch kein unartikulierte Kriegsgeschrei aus, sondern schlugen im Rhythmus ihre Waffen zusammen, und indem sie alle gleichzeitig Sprünge ausführten, riefen sie mehrfach ihren eigenen Namen: ‚Ambronen‘, sei es, daß sie sich hierdurch selbst zu Hilfe riefen, sei es, daß sie die Feinde durch die vorherige Ankündigung ihres Namens im voraus erschrecken wollten. Von den Italikern rückten zuerst die Ligurer gegen sie heran. Wie diese die Ambronen ihren Namen rufen hörten und ihren Ruf verstanden, riefen sie ihrerseits dagegen, daß dies ihre väterliche Benennung sei, denn die Ligurer nannten sich selbst so als Stamm“ (Plutarch, Leben des Marius, Kap. 9). Kretschmer hält diesen Bericht für einen Beweis dafür, daß alteingewanderte, schon längst in Italien heimische Ambronen am Vortag der Schlacht bei Aquae Sextiae mit stammverwandten nordgermanischen Ambronen zusammenstießen, die sich anschickten, von neuem in Italien einzudringen. Dieser Ansicht sind auch F. Altheim und E. Trautmann (1939, 66 ff.).

S. Gutenbrunner (1939, 107 ff.) und andere Forscher sind der Meinung, daß der Name der Insel Amrum an die Heimat der Ambronon, der Name Himmer = Himmerland, im nördlichen Jütland um Älborg, an die Heimat der Kimmerier oder Kimbern, der Name Thytesysel (dän. „sysel“, altnordisch „sysla“ heißt „Bezirk“) an die Heimat der Teutonen erinnert (so auch T. E. Karsten, 1932 u. a.).

Diese Stämme sind schon mit der ersten Welle der Großen Wanderung, im 13. Jahrhundert v.Chr., in Italien eingewandert. Die „neue Typenfront“, die sie mitbrachten, findet sich in den sogenannten „Pfahlbauten“.

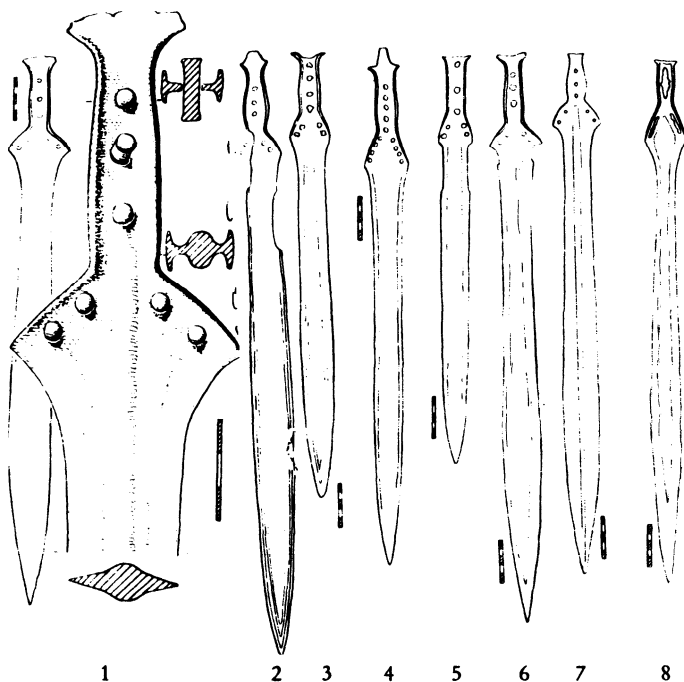
Besonders bei Peschiera, am Südufer des Gardasees, kamen zahlreiche Funde der „neuen Typenfront“ ans Tageslicht. Auch andere sogenannte „Pfahlbauten“ Italiens haben ähnliche Funde ergeben. In jüngster Zeit fand man am Bolsenasee etwa 5 m unter dem heutigen Wasserspiegel die Überreste einer Siedlung aus dem 13. Jahrhundert v.Chr. Das reichhaltige Inventar gehört ebenfalls der „neuen Typenfront“, der „Schicht der Neubildungen“ an, „für die in der vorausgehenden Zeit alle notwendigen Ansätze fehlen“ (J. Wiesner). Die Keramik, die Waffen (Dolche, Äxte, Griffzungenschwerter u. a.) zeigen die Herkunft ihrer Hersteller aus dem europäischen Norden an. Diese Siedlung ist nach den Feststellungen des italienischen Amtes für Altertümer auf folgende Weise untergegangen: „Ein schweres Erdbeben erschütterte die Gegend und ließ eine gewaltige Flutwelle über die Siedlung hinwegschlagen, die die Häuser zertrümmerte und nur den Pfeilern (der ebenerdigen Häuser, Zusatz d. Verf.) nichts anhaben konnte.“

Diese Feststellungen bestätigen die Vermutung, daß die vielen anderen Siedlungen, die man in ganz Europa bis zu 7 m unter dem heutigen Wasserspiegel in vielen Seen und Flüssen gefunden hat, ebenfalls durch schwere Erdbeben und nachfolgende gewaltige Flutwellen zerstört wor-

den sind und *nicht* durch das allmähliche Ansteigen des Wasserspiegels in der Zeit des „Klimasturzes“ und „der vermehrten Niederschläge“ (Paret, siehe oben S. 269). In jener Zeit wurden auch die Inseln Sizilien, Sardinien, Korsika und die Balearen von der Großen Wanderung erfaßt. Die dort lebenden Stämme nahmen teil oder mußten teilnehmen am Angriff der Nordmeervölker = Atlanter gegen Ägypten. Das bestätigen die Texte von Medinet Habu.

Der französische Fachmann für vorgeschichtliche Metallurgie Jean R. Marechal hat gezeigt, daß die große Wanderung auch an den großen französischen Strömen Rhone, Seine, Loire und Garonne entlang nach Süden ging, ebenso hat Marechal wahrscheinlich gemacht, daß dieser Vorstoß ins Mittelmeergebiet nicht nur auf dem Landweg entlang den großen Flüssen, sondern auch auf dem Seeweg entlang der Westküste Europas erfolgte. Marechal unterscheidet den „kontinentalen“ und den „atlantischen Vorstoß“, wobei er unter letzterem den Vorstoß auf dem Seeweg entlang der Westküste Europas versteht. Marechal schreibt: „Man sieht also ihr (der Nordmeervölker) Vordringen zur See parallel mit ihrem Vordringen nach Italien und Griechenland. Der Treffpunkt dieser beiden Vorstöße, des atlantischen und des kontinentalen, scheint in Sizilien und in Süditalien zu liegen, wo charakteristische Gegenstände dieser beiden zu finden sind“ (1959, H 14, S. 259). Erinnert sei hier an die germanischen Griffzungenschwerter aus dem Hafen von Huelva.

So bestätigen die archäologischen Untersuchungen die Angaben des Atlantisberichtes, daß die Atlanter auch „von außen“ (éxothern, Tim. 24 e) ins Mittelmeer eingedrungen seien und „den Plan hatten, alles euch (den Griechen) und uns (den Ägyptern) gehörende Land sowie überhaupt alles



Germanische Griffzungenschwerter aus Frankreich

1) aus der Seine bei Mantes-la-Jolie, 2) aus der Seine bei Paris, 3) aus der Seine bei Bligny, 4) vom Issy-les Moulineaux (Haut-de-Seine), 5) von Saint Nazaire, Loiremündung (Atlantikküste), 6) aus dem Hafen de Penhouet bei Saint Nazaire, Loiremündung, 7) von Meilhansur

Garonne (Atlantikküste), 8) von La Reole an der Girondemündung (Atlantikküste)

Land innerhalb der Meerenge (von Gibraltar) in ihre Gewalt zu bringen" (Tim. 25 b).

Diese Tatsache wird nicht nur durch den archäologischen Befund, sondern auch durch die Texte Ramses III. bestätigt, der ja von den Nordmeervölkern berichtet: „Sie hatten den Plan, ihre Hände auf alle Länder bis zum Erdrand zu legen.“

So war in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v.Chr. tatsächlich „alles Land innerhalb der Meerenge“ mit Ausnahme Athens und Ägyptens in der Hand der Nordmeervölker = Atlanter. Die Einkreisung Ägyptens, des eigentlichen Ziels der Großen Wanderung, war vollendet.

Der Angriff auf Ägypten

Über die Angriffe auf Ägypten sind wir aus den Berichten der Pharaonen Merenptah und Ramses III. recht gut unterrichtet. Der erste Angriff der Libyer und der mit ihnen verbündeten Nordmeervölker erfolgte im 5. Jahr der Regierung Merenptahs (1227 v.Chr.). Der Grund für diesen Vorstoß der Libyer gegen Ägypten wird uns genannt: „Libyen ist zur Wüste geworden und ohne Frucht. Die Libyer kommen nach Ägypten, um ihres Leibes Nahrung zu suchen“ (Karnakinschrift Z. 22. W. Hölscher 1937, 61 ff.).

Die Austrocknung ihres Landes, das bis dahin ein von großen Süßwasserströmen durchflutetes, fruchtbares Wiesen- und Weideland war, hatte in Libyen zu Dürre und Hunger geführt. Nun hofften die Libyer, im Niltal Nahrung zu finden. Diese Hoffnung war nicht unberechtigt, denn gerade in der Regierungszeit Merenptahs gab es „große Nile“, d. h. große Nilhochwasser. Dies aus folgendem Grund: Der Nil hat seine Quellgebiete in den Hochgebirgen der Virungavulkane (4507 m), des Kilimandscharo (5896 m) und des abessinischen Hochlandes, dessen höchste Gipfel sich bis zu 4620 m Höhe erheben. Diese Hochgebirge hatten vor der Hitzekatastrophe „bedeutend ausgedehntere Gletscher“ (Flint, 1959,70; Schwarzbach, 1961,31,165; Suball, 1958, 44 u. a.). Während der Hitzezeit schmolzen diese Gletscher bis auf einen kleinen Rest am Kilimandscharo ab.

Der Nil führte Hochwasser, bis dieser Prozeß beendet war. Da die Fruchtbarkeit Ägyptens ausschließlich von dem zweimal im Jahr auftretenden Nilhochwasser, das fruchtbaren Schlamm ablagert, abhängt, war Ägypten gerade in den ersten Jahrzehnten der Hitze- und Dürrekatastrophe fruchtbar. Merenptah konnte z. B. auf Bitten des hethitischen Königs Suppiluliuma II. (etwa 1225–1210 v.Chr.) vierzehn Frachtschiffe mit Getreide nach Kleinasien schicken, weil dort Hunger wütete und Suppiluliuma II. in einem erhaltenen Schreiben Merenptah um Getreide gebeten hatte und diese Sendung als „eine Angelegenheit auf Leben oder Tod“ bezeichnet hatte (H. Otten, 1963).

Die Dürrekatastrophe in Ägypten, in der auch der Nil austrocknete, erfolgte erst nach dem Tod Merenptahs (t 1222 v. Chr.) und *vor* dem Regierungsantritt Sethos II. (1215 bis 1210 v.Chr.), der wieder von „großen Nilen“ berichtet, die in seiner Zeit das Land wieder fruchtbar gemacht haben. Diese „großen Nile“ dürften eine Folge der ungeheuren Regenfluten gewesen sein, die der Ausbruch vieler Vulkane und wohl auch die Erscheinung des Kometen Phaethon, Sekmeth usw. zur Folge hatten (siehe oben S. 278 f.). Die Dürrekatastrophe in Ägypten und die Austrocknung des Nils können nur von kurzer Dauer gewesen sein, sie haben nur wenige Jahre Ägypten heimgesucht. Unter Setho II. und unter Ramses III. gab es wieder große Nilhochwasser. Im Atlantisbericht heißt es daher richtig: „Uns aber rettete damals der Nil durch seine Überschwemmungen aus solcher Not. Denn hierzulande ergießt sich weder dann noch bei anderen Gelegenheiten das Wasser von oben her über die Fluren, sondern es pflegt von Natur aus von unten herauf sich zu erheben“ (Tim. 22 e). So hofften die Libyer mit Recht, in Ägypten „ihres Leibes Nahrung“ zu finden. Unter Führung des Fürsten Merije, Sohn des Did, drangen die Libyer im Jahre 1227 v.Chr. bis ins westliche Nildelta

vor und besetzten Memphis und Heliopolis. Der Name der Libyer taucht in den Texten aus der Zeit Merenptahs zum erstenmal auf (W. Hölscher, 1937,61, Reallexikon der Vorgeschichte, Artikel „Tamahu-Temehu-Tiumah“). Vor diesem Zeitpunkt werden die weißhäutigen Bewohner im Westen von Ägypten „Tamahu“ oder „Temehu“ oder „Tuimah“ genannt. Es ist nicht ersichtlich, ob die Libyer ein völlig neuer Volksstamm sind, der damals nach Nordafrika kam, oder ob „Libyer“ nur ein neuer Name für das seit Jahrtausenden in diesem Land ansässige Volk der Tamahu ist. Beide Völker werden von den Ägyptern zu den Nordvölkern gerechnet, beide werden weißhäutig, blond und blauäugig dargestellt (G. Möller, 1920/21,427).

Auf Seiten der Libyer kämpften „Nordvölker von den Inseln“, Turscha, Sardana, Sekelesa, Lukki und Akjawascha. Es wird angenommen, daß die Turscha mit den Tyrsenern-Etruskern, die Sardana mit den Sardinern, die Sekelesa mit den Siculi, die Lukki mit den Lykiern identisch sind (Stadelmann, 1968, 157; ähnlich W. M. Müller. Eduard Meyer, Fr. Schachermeyr u. a.). Manche Forscher nehmen an, daß die Akjawascha mit den Achäern Griechenlands identisch sind. Sollte diese Annahme zutreffen, dann wäre das ein Beweis, daß um 1227 v.Chr. die Libyer und „die Nordvölker von den Inseln“ mit den Achäern noch verbündet waren.

Der Vorstoß dieser Völkerkoalition bis ins westliche Nildelta war für Ägypten überaus bedrohlich. Da hatte Merenptah einen glückverheißenden Traum, in dem der Gott Ptah in riesiger Gestalt an seiner Seite erschien, und ihm mit dem Auftrag, alle Furcht zu lassen, ein Schwert in die Hand gab (Breastedt, Anc. Rec., III, 582, Derselbe, 1954, 259 ff.). Nach einmonatiger Vorbereitungszeit hatte Merenptah seine Truppen marschbereit, und am Morgen des 15. April im 5. Jahr seiner Regierung (1227 v. Chr.) kam es

in der Nähe des königlichen Schlosses Perir im westlichen Delta zur Schlacht. Sechs Stunden dauerte der Kampf, bis die ägyptischen Bogentruppen die feindliche Völkerkoalition mit ungeheuren Verlusten zurückgeworfen hatte (Breastedt, 1954, 260). Unter den etwa 9000 Gefallenen der Feinde waren 6359 Libyer, darunter 6 Söhne des Libyerfürsten, 222 Sekelesa, 742 Turscha, eine verlorengegangene Zahl von Akjawascha mit 2362 abgeschlagenen Händen, und eine verlorengegangene Anzahl von Nordmeerkriegern. Außerdem wurden 9111 Schwerter, Pferdengespanne, 1307 Rinder und vieles andere erbeutet. Als Herkunftsland der Nordmeervölker werden die „Inseln im Ozean, die im Norden liegen" genannt (Helck, 1962, 242). Da das Mittelmeer nie zum Ozean, dem „Großen Wasserkreis", gerechnet wurde, kann sich diese Bezeichnung nur auf Krieger aus dem nordeuropäischen Raum beziehen. Auch Setho II. hatte Angriffe der Nordmeervölker abzuwehren. Da aber die Hauptmasse der Nordmeervölker noch nicht bis an die Grenzen Ägyptens vorgedrungen war, hatte Setho II. offenbar nur mit zahlenmäßig kleineren Kriegerscharen, Voraustruppen der „Großen Wanderung", zu tun. Aus einer dieser Abwehrschlachten stammt ein germanisches Griffzungenschwert, das die Kartusche Sethos II. trägt und 1912 im Nildelta gefunden wurde. Dieses Schwert liegt heute im Museum in Charlottenburg. M. Burchhardt sagt von ihm: „Dieses Schwert ist sicher nordisch-europäischer Herkunft" (M. Burchhardt, 1912, 61). C. Schuchhardt, der Altmeister der Vorgeschichte, sagt, nachdem er gezeigt hat, daß das germanische Griffzungenschwert seine Heimat in Dänemark oder Schleswig-Holstein hat, daß dieses Schwert „sehr weit wandert, bis nach Griechenland, ja sogar in Ägypten ist ein Exemplar gefunden worden mit der Königskartusche Sethos II., der kurz vor 1200 v.Chr. regiert hat" (1939, 173). Der dänische

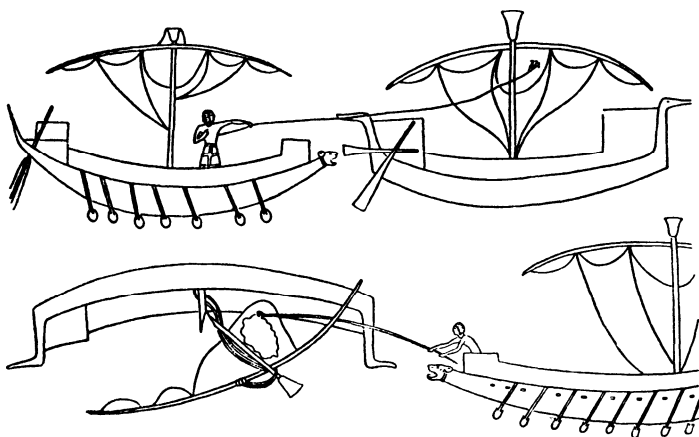
Vorgeschichtler H. C. Broholm sagt von diesem Schwert, „daß es in seiner Form den nordischen Stücken so nahe steht, daß es gut in Jütland hätte gefunden sein können" (1944, 218). Auch Fr. Behn spricht im Hinblick auf dieses und andere Griffzungenschwerter, die in Ägypten gefunden wurden, von „nordischen Bronzeschwertern in Ägypten" (1948, 227). Um 1200 v. Chr. war der Aufmarsch der Nordmeervölker = Atlanter und der mit ihnen verbündeten Völkerschaften beendet.

In Amurru, Palästina, hatten unter Führung der Peleset, die Sakar, Shekelesh, Denen und Meshwesh ihr Feldlager aufgeschlagen, in Kreta und in Zypern lag eine starke Invasionsflotte der Nordmeervölker bereit, im Westen Ägyptens marschierten unter Führung der Nordmeervölker die Lebu = Libyer und Turscha = Tyrrhener auf. Es fehlten jetzt in dieser Völkerkoalition die Akjawascha und die Lukki. Wenn man die Akjawasdia wirklich mit den Achäern identifizieren darf, dann ist ihr Fehlen bei den Kämpfen gegen Ramses III. vielleicht dadurch zu erklären, daß um 1220 v. Chr. der vernichtende Ausbruch des Thera-vulkanes erfolgt war, der mit seinen Begleiterscheinungen die mykenische Bevölkerung Griechenlands „auf fast ein Hundertstel" (Luce, 1975, 39) dezimierte, so daß, wie es im Atlantisbericht richtig heißt, „von ihr nur ein winziger Samen übrigblieb" (Tim. 23 c).

Der Pharao hatte die Gefahr kommen sehen. Er hatte seine Grenzen im Norden durch eine Verteidigungsmauer, die „Fürstenmauer", befestigt, hatte „Schlachtschiffe, Mns-Schiffe und Br-Schiffe", also Kriegsschiffe aller Art, „mit den besten Streitern und deren Waffen von vorne bis hinten" ausgerüstet, er hatte „alle Rekruten, die in der Dienstliste seiner Majestät stehen", bewaffnet und zusätzlich Negervölker als Hilfstruppen aufgeboden. Stolz wird von diesem Heer gesagt: „Die Soldaten waren die allerbesten

Ägyptens. Sie waren wie Löwen, die auf dem Gebirge brüllen. Die Wagentruppen waren alle tüchtige Kämpfer, Helden und Streiter, die ihr Handwerk verstanden. Ihre Gespanne bebten am ganzen Leibe, die Feinde zu vernichten" (Medinet Habu, Tafel 46; Breasted Anc. Rec. 1906/07 § 65).

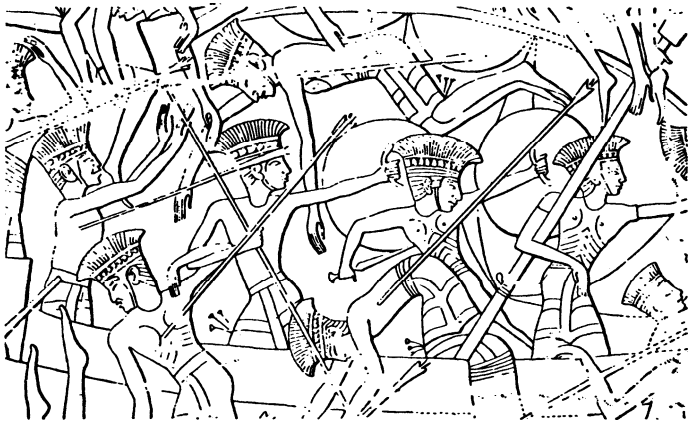
Im 5. Jahr der Regierung Ramses III. (1195 v.Chr.) erfolgte der Generalangriff gegen Ägypten. Von Westen stie-



So wurden die Schiffe der Nordmeervölker zum Kentern gebracht
(Medinet Habu)

(Aus: Earlier Historical Records of Ramses III.,
The University of Chicago Press)

ßen die Nordmeervölker, Libyer und die Turscha gegen Ägypten vor, von Osten griffen die Nordmeervölker und die anderen bereits genannten Völkerstämme an, von der Seeseite drang eine starke Flotte der Nordmeervölker in die Nilmündungen ein. Es kam zu einer Schlacht von welthistorischer Bedeutung. Unter Einsatz aller Kräfte und

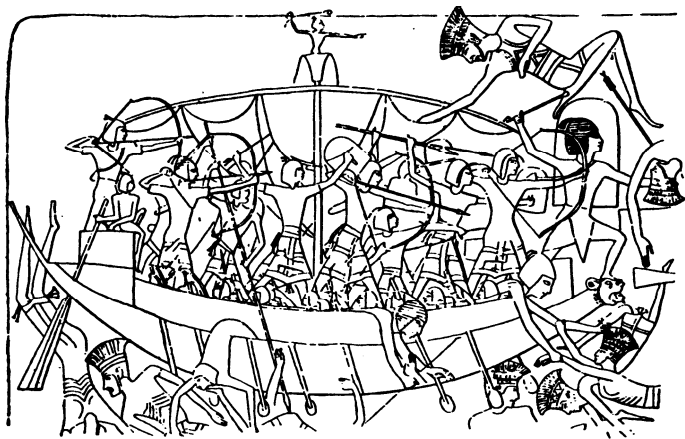


Nordleute in der Seeschlacht. Ein nordischer Krieger ist verwundet
über Bord gefallen und wird von seinem Kameraden festgehalten
(Medinet Habu)

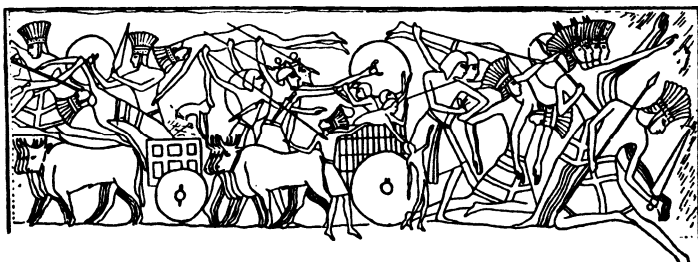
(Aus: Earlier Historical Records of Ramses III.,
The University of Chicago Press)

wohl auch durch besonderes Schlachtenglück begünstigt, konnte Ramses dem dreifachen Ansturm widerstehen. „Hunderttausende“ von Nordleuten wurden erschlagen oder gefangen. Die Schiffe, die in die Nilmündungen eingedrungen waren, „wurden von einem Wall von Erz empfangen“, „sie wurden von den Truppen mit Speeren umzingelt, an Land gezogen und eingeschlossen“, ihre Besatzung „am Strande niedergeschlagen, geschlachtet, zu Leichenhaufen gemacht“. Viele feindliche Schiffe wurden zum Kentern gebracht, die im Wasser schwimmenden Krieger wurden von Bogenschützen oder Lanzenträgern getötet, „der Nil war rot vom Blut der Erschlagenen“ (Medinet Habu).

Der Ochsentreck, der auf dem Landweg von Amurru gegen Ägypten zog, wurde umzingelt, die Begleitmannschaft



Ein ägyptisches Kriegsschiff im Angriff auf ein Schiff der Nordmeervölker aus dem Seeschlachtrelief von Medinet Habu.
(Aus: Earlier Historical Records of Ramses III.,
The University of Chicago Press)



Wagentreck der Nordmeervölker mit Frauen und Kindern wird von ägyptischen Söldnern und Hilfstruppen (Sardana) überfallen
(Aus Wreszinski, Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte
J. C. Hinrichs Verlag, Gotha)

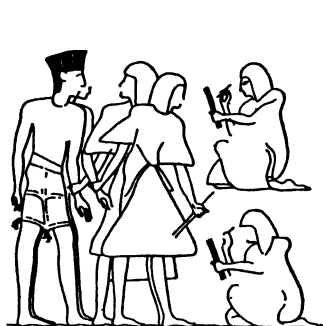
niedergemacht, die Frauen und Kinder, die auf den schweren Ochsenkarren saßen, wurden getötet oder in Gefangenschaft geführt. Au!« an der libyschen Front kämpften die

ägyptischen Truppen erfolgreich. Hier fielen, wie die Zahl der abgeschlagenen Hände und Phalli zeigen, mehr als 25 000 Feinde. Tausende gerieten in ägyptische Gefangenschaft und wurden gefesselt abgeführt. Ein großes, gut erhaltenes Relief schildert das weitere Schicksal der Gefangenen. Sie wurden zu zweit aneinander gefesselt und in Gefangenenerlager gebracht. Dort mußten sie sich in Reih und Glied auf den Boden setzen und auf ihre Vernehmung warten. Einzeln wurden sie vor die ägyptischen Offiziere, die an ihrem langen Schurz erkenntlich sind, geführt und erhielten zuerst „den großen Namen Seiner Majestät eingebrannt“ (Medinet Habu, Tafel 28, 42), dann wurden



Gefangene Nordleute werden mit dem Namen des Pharao gebrannt

sie vernommen. Zahlreiche Schreiber zeichneten die Aussagen der Gefangenen auf, darum heißt es immer wieder: „Sie sagen ..., sie sagen.“ Die zehn Könige der feindlichen Koalition fielen alle in Gefangenschaft, sie wurden vor den Pharao geführt, von ägyptischen Offizieren vernommen und dann schließlich von Ramses III. persönlich erschlagen. (Bild S. 321). Der Sieg Ramses III. schien vollständig zu



Gefangene Nordleute werden
verhört



Ramses III. tötet einen König der
Nordmeervölker (Medinet Habu,
erster Hof, Säule an der Südseite)

sein, aber es war ein „Pyrrhussieg“, wie W. Hölscher (1937, 66) sich ausdrückt. Mehrere Male mußte der Pharao gegen die Nordmeervölker zu Felde ziehen, um sich ihrer zu erwehren. Ägypten hat in diesen Kämpfen schwere Blutopfer bringen müssen. Um 1232 v.Chr., im letzten Regierungsjahr Ramses II., des Großen, stand Ägypten auf dem Höhepunkt seiner Macht. Seither war es durch die Naturkatastrophen und durch die Abwehrkriege gegen die Nordmeervölker so geschwächt, daß es „in eine Periode des Hinsiechens“, ja „in eine Periode dumpfer Stagnation“ (Brea-
sted 1954, 271) verfiel und sich nie mehr zur alten Größe erheben konnte.

Die Nordmeervölker setzten sich in der ehemals ägyptischen Provinz Amurru (Syrien, Palästina) fest. Der Stamm der Prst oder Peleset siedelte sich in den Ebenen und an der Küste Palästinas an, es sind die Philister des Alten Testaments. Die Sakar besetzten die Küsten am Fuße des Libanongebirges, die Denen siedelten sich auf Zypern an,

der Stamm der Dori oder Duri kehrte auf die Inseln im Ägäischen Meer und nach der Peloponnes zurück und errichtete dort dorische Staaten. An der Küste Palästinas blühten die Städte Gaza, Askalon, Asdod, Jamnia und Dor auf, die alle in den Naturkatastrophen zerstört und verbrannt worden waren. Diese Städte schlossen sich zu einem Bund freier Städte zusammen, den der amerikanische Archäologe Elihu Grant mit dem Hansabund der norddeutschen Städte im Mittelalter vergleicht (E. Grant 1936, 175). An den Küsten Palästinas, des Libanons, Zyperns wurden sichere Häfen und starke Flotten erbaut. So errangen die Nordmeervölker bald die Seeherrschaft im östlichen Mittelmeerraum, der nach dem führenden Stamm der Nordmeervölker, den Prst-Philistern, den Namen „Philistermeer“ erhielt (Ex. 23, 31). Ein Vergleich dieser in jeder Einzelheit durch die zeitgenössischen ägyptischen Inschriften und durch umfangreiches archäologisches Material bestätigten Ereignisse mit den Angaben des Atlantisberichtes zeigt, daß die Angaben des Atlantisberichtes mit den historischen Tatsachen übereinstimmen.

Es hat sich wirklich, wie im Atlantisbericht überliefert wird, in den Tagen der Erbauung der ersten Mauer und der Brunnenanlage auf der Akropolis, also gegen Ende des 13. Jahrhunderts v.Chr., zur Zeit der weltweiten Naturkatastrophen, in denen in Griechenland „nur ein winziger Same übrigblieb“, ein mächtiges Volk, das viele Inseln und Küstenländer „am Weltmeer im Norden“ beherrschte, mit seinen Bündnisvölkern „zu einer zur Einheit zusammengeballten Macht zusammengetan und beschlossen, Griechenland und Ägypten sowie überhaupt alle Länder innerhalb der Meerenge durch einen gewaltigen Kriegszug in seine Gewalt zu bringen“ (Tim. 25 b). Der Kriegszug der Nordmeervölker = Atlanter ging wirklich durch Europa und Vorderasien bis nach Ägypten, das aufs schwerste bedroht

wurde. Tatsächlich verfügten diese Völker über eine mächtige Flotte und griffen Ägypten auch von See und von Libyen her im Bündnis mit Libyern und Tyrrhenern an. Das gewaltige Kriegsheer wurde von zehn Königen befehligt, die nach Angabe der ägyptischen Texte bei dem erfolglosen Angriff in ägyptische Gefangenschaft fielen. Starke Streitwagenverbände und die ersten Reiterkrieger der Weltgeschichte wurden von den Nordmeervölkern = Atlantern eingesetzt. In der Tat wurde Ägypten aus höchster Bedrängnis gerettet und bewahrte seine Freiheit. Tatsächlich hatten die Atlanter = Nordmeervölker „den Plan, ihre Hände auf alle Länder bis zum Erdrand zu legen“, wie Ramses III. in Übereinstimmung mit den Angaben des Atlantisberichtes (Tim. 25 b) überliefert. Historisch richtig sind auch die Angaben des Atlantisberichtes, daß in Griechenland nur Athen durch seinen heldenhaften Widerstand die Freiheit rettete, daher überlebte dort und in Attika die mykenische Kunst und Kultur noch etwa hundert Jahre. Die historischen Angaben des Atlantisberichtes sind also keine „ahistorischen Märchen“ oder „reine Phantasie“, sondern, wie ja wiederholt beteuert wird, eine Nacherzählung altägyptischer Tempelinschriften und Papyrustexte, die Solon aus Ägypten mit nach Athen gebracht hat.

Sechstes Kapitel

EINE GERMANISCHE ATLANTISÜBERLIEFERUNG

In den vorhergehenden Abschnitten wurde wiederholt festgestellt, daß die *Sage* häufig Erinnerungen aus längst vergangenen Zeiten überliefert, Erinnerungen, die durch die Spatenforschung in vielen Fällen wenigstens in ihrem Kern bestätigt wurden.

S. Kleemann hat in seinem Buch über „Ausgrabungen in Deutschland“ (1962, 253) folgendes geschrieben: „Ganz erstaunlich zuverlässig sind die örtlichen Sagen und Märchen. Was hier alles möglich ist, grenzt wortwörtlich an das Sagenhafte ... Bei Schuby, südlich von Schleswig, ging die Mär, daß in einem der Grabhügel in der Umgebung ein geköpfter Krieger liege. Tatsächlich war in dem Hügel ein Körpergrab, in dem auf einem Steinpflaster die Skelettreste eines Mannes lagen, dessen Schädel bei den Füßen niedergelegt war. Das ist eine in Grabhügeln ganz ungewöhnliche Bestattungsart. Auf dem Osterberg, in der Nähe von Hamburg, liegt ein Grabhügel, in dem nach den Spinnstubengeschichten ein König, wie Barbarossa, noch immer an seinem Tisch sitzen sollte. Die Grabung ergab einen außergewöhnlichen Befund für die Jüngere Bronzezeit; der Leichenbrand war nämlich auf einem Steintisch aufgeschüttet worden. In Seddin (Brandenburg) liegt ein riesiger Grab-

hügel von 11 m Höhe und 90 m Durchmesser. Von diesem Hügel berichteten die alten Leute des Dorfes, hier liege ein König in einem dreifachen Sarg begraben. Der eisenzeitliche Hügel wurde schon im Jahre 1900 ausgegraben. In seinem Innern war eine große steinerne Grabkammer, in deren Mitte ein mächtiges Tongefäß mit einem Tondeckel stand. In diesem Gefäß lag eine bronzene Urne mit dem Leichenbrand, dazu ein kleines bronzenes Schöpfgefäß. Der Tote muß nach dem Befund der Knochen ein kräftiger, dreißigjähriger Mann gewesen sein; zwischen seinen Gebeinen lagen die Fußknöchelchen eines Hermelins; vielleicht war der Mann also wirklich ein König gewesen, der schon damals einen (allerdings nicht völlig präparierten) Hermelinpelz als Zeichen seiner Würde getragen hatte." Viele andere Beispiele, die Kleemann anführt, zeigen, daß es tatsächlich „ans Sagenhafte grenzt“, wie „erstaunlich zuverlässig“ oft die örtlichen Sagen und Märchen sind. Der Kieler Vorgeschichtler K. Kersten hat in seinem Werk „Zur älteren nordischen Bronzezeit“ (o. J. etwa 1935, 8 ff.) ähnliche Beispiele angeführt und gezeigt, daß Sagen aus Schleswig-Holstein zutreffende Erinnerungen aus der älteren Bronzezeit enthalten.

Es wäre nun verwunderlich, wenn die Sage zwar häufig verhältnismäßig unbedeutende Dinge überliefert hätte, wie z. B. den Inhalt von Gräbern oder die Lage versunkener Dörfer, aber von der „heiligen Insel“ im Bernsteinland der Alten, von den furchtbaren Naturkatastrophen, in denen diese Insel unterging, von dem großen Kriegszug der Nordmeervölker, vom Wiederauftauchen der heiligen Insel usw. usw. nichts mehr wüßte.

Tatsächlich liegen sehr alte Sagen und Überlieferungen aus dem germanischen Raum vor, die in großer Übereinstimmung mit unseren vorausgegangenen Feststellungen von allen diesen Ereignissen erzählen. Es sind die Überlieferun-

gen von „Asgard“, dem „Wohnsitz der Asen“ oder der „Stätte der Weltsäule“, von der „heiligen Insel“, ihrem Untergang im Meer und ihrem späteren Wiederauftauchen, von schwersten Naturkatastrophen, in denen sich „Ragnarök“, der Untergang der Götter, ereignete, und „der erste Volkskrieg, der in der Welt war“, ausbrach, und es „in der ganzen Welt große Schlachten gab“. Diese Überlieferungen sind in den Edden enthalten und werden in der Literatur unter dem Titel „Ragnarök“, wörtlich: „Untergang der Herrschenden“, behandelt. Die Literatur über dieses Thema ist außerordentlich umfangreich und widerspruchsvoll. Aber das Rätsel, was diese Überlieferungen wirklich enthalten, in welche Zeit sie zu datieren, an welchem Ort sie zu lokalisieren sind, haben die vielen gelehrten Bücher noch nicht gelöst.

Es ist erstaunlich, in welcher unzulässiger Weise die sehr klaren und eindeutigen Überlieferungen der Edden von Ragnarök umgedeutet, falsch datiert und lokalisiert wurden. So glaubte auch B. Kummer in diesen Überlieferungen „Erinnerungen an die Einführung des Christentums“ (1950, 12, 24), „an den Glaubenswechsel“ (1950, 12; 1961, 35) und „an den heidnisch-christlichen Umbruch“ (ebenda) zu sehen, obwohl in den Überlieferungen von Ragnarök an keiner Stelle auch nur eine Andeutung von der „Einführung des Christentums“ und einem „Glaubenswechsel“ zu erkennen ist.

Axel Olrik sagt von der Völuspa, der Hauptquelle der Überlieferungen von Ragnarök, mit Recht: „Ihre (der Völuspa) ungewöhnlich reichen Naturschilderungen sind *reine Physik*: die Sonne wird verdunkelt, der Sturm rast, der Erdkörper brennt in Lohe und sinkt danach ins Meer“ (1922, 128).

Dazu kommt noch, daß nach den schweren Naturkatastrophen, die Ragnarök verursacht haben, „die Erde aus dem

Meer wieder auftaucht" (Völ. 59), „die Asen treffen sich wieder auf dem Idafeld" (Völ. 60) und „werden wieder auf Odins Siegestätten wohnen" (Völ. 62). In der Gylfaginnig heißt es von der neuen Zeit nach der Katastrophe von Ragnarök: „Die Erde steigt wieder aus dem Meer empor und ist wieder grün und schön; auf den Feldern wächst es ohne Aussaat. Widar und Wali sind am Leben, da weder die See noch Surts Lohe ihnen etwas angehabt hat, und sie wohnen wieder auf Idafeld, wo früher Asgard stand. Dahin kommen dann auch Thors Söhne, Modi und Magni, und bringen Mjölñir mit, dann kommen dorthin Baldur und Hödur aus der Hei. Alle setzen sich zusammen und unterhalten sich, erinnern sich an die Runen und sprechen über die Ereignisse vergangener Tage, von der Midgardschlange und dem Fenriswolf" (Gylf. 53).

Also keine Spur von „neuen Lehren" und „Glaubenswechsel", was Kummer in die Edden hineinkonstruiert. Damit ist auch seine Datierung von Ragnarök zwischen 963 und 1051 n.Chr. (1961, 126) hinfällig.

Die ältere Edda, in der die Völuspa steht, ist eine Sammlung alter Helden- und Götterlieder, die im Auftrag Snorri Sturlusons (1179–1241) auf Island aufgezeichnet wurde. Die Verhältnisse auf Island seit seiner Besiedlung im 10. Jahrhundert kennen wir aus den vielen lebensnahen Geschichten, die uns in den Islandsagas erhalten sind, sehr gut. Aus keinem anderen Land Europas erhalten wir aus jenen Jahrhunderten so zahlreiche und wirklichkeitsgetreue Einblicke in das Leben, Denken und Glauben der Bewohner wie gerade aus Island. Es gibt in den Islandsagas nicht die geringste Spur von all dem, was Kummer als Folgen von Ragnarök, der „Einführung des Christentums", angibt: „Die alte Bauernsitte zerbrach, die Leuchtkraft der alten Werte des heidnischen Lebens erlosch, die Götter gingen kämpfend unter, das Volk fühlte sich heimatlos und recht-

los und die Mächte des Chaos schienen die alten Ordnungen zu zerstören" (1950, 9). Das Gegenteil ist wahr: Die Isländer nahmen im Jahre 1000 auf allgemeinen Thingbeschuß das Christentum an, lange Zeit lebten heidnische und christliche Vorstellungen nebeneinander, keine der alten Ordnungen zerbrach, kein Gott ging kämpfend unter. Das muß Kummer selbst zugeben. Er schreibt von den vielen Island-sagas: „Der Leser ist mit Recht enttäuscht, wenn er in der Sammlung ‚Thule‘ das Erlebnis und Bekenntnis der ausgehenden Heidenzeit vergeblich zu erkennen versucht" (1950, 11).

Aus alledem ergibt sich, daß Kummers Datierung und Ausdeutung von Ragnarök falsch sind.

Es bleibt somit die Frage, die der dänische Eddaforscher Berger Nerman gestellt hat: „Hur gammal är Völuspa?" (1958) = Wie alt ist die Völuspa?

Die Völa, die heidnische Seherin, die die „Völuspa" (= der Seherin Kunde) verkündete, sagte, es sei „die urälteste Kunde, die ich weiß" (Völ. 1).

Die Edden geben einige Hinweise, aus welcher Zeit diese „urälteste Kunde" stammen muß. Sie sprechen von „Urzeiten, in denen die Asen Asgard erbauten" oder berichten, daß die Asen auf dem Idafeld „Essen setzten und Erz hämmerten" (Völ. 8). Es ist noch nicht von Eisen die Rede, sondern von Erz, also Kupfererz. Wir werden demnach in eine Zeit geführt, in der Kupfererz verarbeitet wurde und man die Verarbeitung von Eisen noch nicht kannte, mit anderen Worten: in die Bronzezeit. Dieser Datierung entspricht die Bezeichnung jener Zeit als „das goldene Zeitalter" (Gylf. 14), und die häufige Erwähnung von Gold, goldenem Schmuck und goldverzierten Tempeln. Das alles trifft für die Bronzezeit zu, in der — wahrscheinlich durch den Bernsteinhandel — „wahrhaft ungeheuerliche Mengen von Gold nach dem Norden strömten" (Schilling, 1940,

313 f.). Fr. Behn schreibt: „Ein eindrucksvolles Zeugnis vom allgemeinen Wohlstand der bronzezeitlichen Germanen ist der große Goldreichtum dieser Stufe, nicht nur sind in ungewöhnlichem Umfang Schmucksachen daraus gefertigt worden, es fanden sich auch in größerer Häufigkeit als selbst in den Goldländern des vorgeschichtlichen Altertums Gefäße aus Gold, gewöhnlich Sammelfunde in den Mooren ..." (1950, Bd. 2, 130). Das „goldene Zeitalter“, das durch Ragnarök beendet wurde, ist die Bronzezeit. Später gab es bis zur Niederschrift der Snorra-Edda weder ähnlichen Reichtum noch ähnliche Fruchtbarkeit im nordeuropäischen Raum.

Diese Datierung von Ragnarök am Ende des „goldenen Zeitalters“ wird bestätigt durch die Schilderung der Naturkatastrophen, die Ragnarök verursachten. Diese Schilderung stimmt mit jenen Ereignissen des 13. Jahrhunderts v. Chr., die wir oben (S. 224 ff.) beschrieben haben, überein. Ähnliche weltweite Naturkatastrophen haben sich seither nicht wieder ereignet.

Wir haben oben gehört, daß die Naturkatastrophen mit einer außerordentlichen Hitze- und Trockenzeit begannen, die die Gewässer vertrocknen, die Moore absterben und brennen ließen und großen Hunger über die Bewohner unseres Planeten brachte. Die Edden und ähnliche Überlieferungen aus dem germanischen Raum berichten: „Die Luft verdorrt“ (Völ. in skamma 15) oder: „Die Wasser vertrocknen, das Moor verschwelt, .. dann verdorrt das Volk in furchtbarer Not, unmäßig großer Heißhunger fährt über die Heldenkinder“ (Heliand Str. 4310). Das „heidnisch-altgermanische Wort“ (so Braune-Ebinghaus 1962, 170) für die Austrocknung der Moore und Gewässer heißt: „mutspelli“, „muspilli“, wörtlich übersetzt: „Feuchtigkeitsverderber“, oder „Weltbrand“ (Berolez, 1974, 287). Die Austrocknungs- und Dürrezeit wurde durch „Feuer,

die vom Himmel fielen" und weltweite Brände verursachten, begleitet oder abgelöst. In den Edden heißt es: „Danach schleudert Surt Feuer auf die Erde und verbrennt die ganze Welt" (Gylf. 51), „Surt kommt von Süden mit sengender Glut... zur Hel ziehen Männer, der Himmel birst" (Völ. 51). „Es rast die Brunst, um den Lebenserhalter (Himmelsstütze) spielt hohe Hitze bis zum Himmel selber" (Völ. 58). Es folgten schwerste Erdbeben. In den Edden heißt es: „Unerhörtes ereignet sich, ... die Welt stürzt" (Völ. 45). „Die Berge zerbrechen" (Völ. 52), „es erbebt Yggdrasil, die Esche, noch steht sie" (Völ. 47). „Weiter geschieht es auch, daß die ganze Erde und die Berge derart beben, daß die Bäume sich aus dem Boden lösen, die Berge hinunterstürzen, alle Fesseln und Bande brechen und reißen" (Gylf. 51). „Dann windet sich Loki so heftig, daß die ganze Erde bebt, das nennt man Erdbeben" (Gylf. 50). „Es zittert die Esche Yggdrasil, voll Furcht ist alles im Himmel und auf Erden" (Gylf. 52).

Die Überlieferung, „daß die Bäume sich aus dem Boden lösen, die Berge hinabstürzen", kann nur von jemandem stammen, der Ähnliches selbst erlebt hat. Die menschliche Phantasie wäre überfordert, wenn sie sich so etwas ausdenken sollte.

Aber Derartiges ist bei schwersten Erdbeben wirklich geschehen. Bei dem außerordentlich schweren Erdbeben, das am 21. Mai 1960 ganz Chile heimsuchte, wurde berichtet: „Ganze Berge lösten sich in Erdlawinen auf ... Bäume samt dem Wurzelwerk wurden aus dem Boden gerissen und wirbelten durch die Luft" (Dr. H. Berger, Puerto Mont, Bericht über das Erdbeben am 21. 5. 1960). Der Pater Charlevoix, der das schwere Erdbeben, das sich im Jahre 1662 in Kanada ereignete, selbst miterlebt hat, berichtete: „Ganze Berge entwurzelten sich und verpflanzten sich an eine andere Stelle. Es gab Bäume, die so steil durch die Luft

flogen, als wenn eine Mine unter ihrer Wurzel explodierte, auch gab es solche, die sich umgekehrt auf den Kopf stellten" (zitiert bei A. Herrmann, 1936, 150).

Es handelte sich bei den Katastrophen am Ende der Bronzezeit um weltweite Erscheinungen. Das wird nicht nur durch die Texte von Medinet Habu, durch die Phaethongeschichte und archäologische Feststellungen, sondern auch durch die Edden bezeugt, dort heißt es: „Da gingen die Waltenden alle zu den Ratersthöhlen, wunderheilige Götter, und berieten darüber, wer hätte den ganzen Weltraum mit Vernichtung zerstört" (Völ. 25) oder: „Dann windet sich Loki so heftig, daß die ganze Erde bebt" (Gylf. 50). „Surt will die ganze Welt mit Feuer verbrennen" (Gylf. 4).

Diesen weltweiten Erdbeben folgen gewaltige Meeresüberschwemmungen. In den Edden heißt es:

„Es wälzt sich das Weltmeer in Riesenzorn,
der Wurm peitscht die Wogen,
Naglfar (das Totenschiff) wird los" (Völ. 50)

Oder:

„Es steigt zum Himmel im Sturm das Meer,
es stürzt aufs Land, die Luft verdorrt"
(Hyndlulíodh 39)

Oder: „Das Meer überflutet die Lande, weil die Midgardschlange (= das Weltmeer) sich in Riesenzorn windet und zum Lande strebt. Da geschieht es auch, daß Naglfar flott wird, doch auf jener großen Flut schwimmt Naglfar. Die Midgardschlange bläst soviel Gift aus, daß es Luft und Meer überdeckt. Sie ist über die Maßen furchtbar und zieht neben dem Fenriswolf her" (Gylf. 51).

In dieser ungeheuren Meeresüberschwemmung geht Asgard unter:

„Das Meer erhebt sich zur Himmelswölbung
überflutet das Land ... dann ist's bestimmt,
daß die Asen sterben" (Hyndlulíodh 39)

Der Skalde Arnor Jarkaskald (um 1030) hat die alten Überlieferungen in die Verse gefaßt:

„Lichte Sonne wird zur schwarzen

Erdflur sinkt ins Meer" (bei Kummer, 1962, 116)

Schwarzwerden der Sonne und Versinken der Erdflur im Meer müssen sich gleichzeitig ereignet haben, weil beide Folgen der Vulkanausbrüche jener Zeit waren. Die ungeheuren Aschenmassen, die bei diesen Eruptionen in hohe Luftschichten emporgeschleudert wurden, kreisten lange Zeit um den Erdball und verdunkelten die Sonne. Die Erdbeben, die die vielen Vulkanausbrüche zur Folge hatten, verursachten in den Meeren und Binnengewässern seismische Wellen, die alle flachen Küsten überschwemmten. Von der Verdunklung der Sonne in den Tagen, da Asgard unterging, ist auch an anderen Stellen in den Eddas die Rede.

So heißt es z. B.:

„Schwarz wird die Sonne

in den Sommern darauf,

alle Wetter wüten." (Völ. 26)

Oder:

„Er (der Fenriswolf) frißt sich voll Leben

todreifer Menschen

und rötet der Waltenden

Wohnsitz mit rotem Blut

Schwarz ward da der Sonnenschein

durch die Sommer dann." (Völ. 41)

Oder:

„Wie kommt eine Sonne an den klaren Himmel

wenn diese Fenrir verschlang?" (Völ. 27)

(Wafthrudnirlied 47)

Fenrir, das Himmelsungeheuer, wird „des Tageslichts Töter" genannt. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß mit den Worten „schwarz wird die Sonne in den Sommern

darauf" von der Verdunklung die Rede ist, die auch die altägyptischen Texte aus der Zeit um 1200 v. Chr. beschreiben (siehe oben S. 258 f.). Ebenso entspricht der Satz: „Er (Fenrir) rötet der Waltenden Wohnsitz mit Blut" den Berichten aus der Zeit um 1200 v. Chr., die vom Blutregen und der Rotfärbung der Welt berichten.

Von diesem „Blut, das vom Himmel regnete" oder der „Rotfärbung der Welt" erzählen die Sagen und Überlieferungen vieler Völker. Wenn in diesen Überlieferungen vom Blutregen in den Tagen des Weltbrandes und der Weltflut die Rede ist, dann darf man vermuten, daß es sich um den Blutregen aus der Zeit um 1200 v. Chr. handelt.

Im finnischen Kalevala-Epos, das nach D.Welding „dreitausend Jahre alte Überlieferungen enthält", heißt es, daß in der Zeit der furchtbaren Weltkatastrophen, die einen Weltbrand und eine Weltflut auslösten, „die Erde mit roter Milch besprenkelt war" (Rune 9, deutsch von D. Welding, 1948). Damals, so heißt es im Kalevala, gaben die Stützen des Himmels nach, Sonne und Mond verfinsterten sich, später habe eine feurige Erscheinung am Himmel eine neue Sonne und einen neuen Mond entzündet. Die Tataren im Altai-Gebirge erzählen von einer Weltkatastrophe, in der „Blut vom Himmel regnete", worauf dann ein Weltenbrand erfolgte (U. Holmberg, 1927, 370).

Daß schwere Vulkanausbrüche in fernen Gegenden an den Küsten der Nordsee zu katastrophalen Seebebenfluten und völliger Verfinsterung führen können, zeigt eine Mitteilung aus einer nordfriesischen Chronik aus dem 15. Jahrhundert. Dort wird berichtet: „Es ist auch anno 1405 eine hohe Springflut ergangen, darin viel tausend Menschen seyn ertrunken. Welche vorbedeutet hat eine schreckliche Finsternis, so auf Viti Tag (17. Juni) so stark eingefallen, daß mans gleichsam mit den Händen hat greifen und den gantzen Tag weder Sonne noch Mond noch Sterne sehen kön-

nen" (in: Jahrbuch des Nordfries. Vereins 1934, 124). Für das Jahr 1405 haben Reiß-Stübel einen heftigen Ausbruch des Thera-Vulkanes aus alten griechischen Berichten vermerkt, leider ohne Angabe des Datums. Vielleicht hängt dieser Ausbruch mit der katastrophalen Springflut und der „schrecklichen Finsterniß" zusammen.

Die ungeheuren Aschenmassen und wohl auch der Meteoritenstaub, die in jener Zeit um den Erdball kreisten, mußten durch Abschwächung der Sonnenstrahlung eine Klimaverschlechterung mit ungeheuren Schneefällen im Norden und Regenfällen im Süden zur Folge haben. Das war, wie wir oben (S. 278 ff.) schon hörten, tatsächlich der Fall.

Von diesem „Klimasturz" ist an vielen Stellen der Edden die Rede. So heißt es z. B.:

„Schneesturm kommt dann und scharfer Wind,
dann ist das Ende der Asen gesetzt."

(Völuspa in skamma 13)

Oder: „Dann kommt jener Winter, der Fimbulwinter heißt, mit Schneetreiben aus allen Himmelsrichtungen, starkem Frost und scharfen Winden, ohne Sonnenschein. Es sind drei Winter, die unmittelbar, ohne Sommer dazwischen, aufeinander folgen. Aber ehe so große andere drei Winter vergehn, da gibt es in der ganzen Welt große Schlachten" (Gylf. 51).

Im Wafrudnislied wird die bange Frage gestellt: „Wer lebt von den Menschen noch, wenn der Fimbulwinter enden wird?" (Str. 4).

Wir haben schon oben (S. 279 ff.) gehört, daß seit etwa 1200 v. Chr. ein „Klimasturz" als eine „Klimaverschlechterung" begann, die der schwedische Geologe und Klimaforscher Sernander „einen wahren Fimbulwinter" nannte und von der Fr. Behn schrieb: „Diese langanhaltende Gutwetterperiode (während der Bronzezeit) wurde beendet durch einen Klimasturz, der zwar nicht die Temperaturtiefen der

Eiszeit erreichte, aber das wirtschaftliche Leben doch katastrophal getroffen haben muß ... Der ‚Fimbulwinter‘ der Edda bewahrt eine Erinnerung an diese für die nordeuropäische Volksgeschichte entscheidenden Vorgänge" (1948, 123). Sehr eindrucksvoll zeigt das Absinken der Schneegrenze im norwegischen Hochgebirge von etwa 1900 m in der Bronzezeit auf etwa 1500m seit 1200 v.Chr. diesen Klimasturz, der weltweit nachgewiesen wurde. (Vgl. S. 98) Die Edden überliefern uns auch eindrucksvolle Nachrichten von jenem Kometen, den die Ägypter Sekhmet, die Syrer Anat, die indischen Parsen Gocihar, die Griechen und Römer Phaethon oder Typhon nannten. In den Edden wird er „Surter aus Muspellheim" genannt, wobei „muspell" wie „mutspelli" und „muspilli" „Feuchtigkeitsverderber" heißt. Von ihm wird in der Gylfaginning berichtet: „In diesem Getöse klafft der Himmel auseinander, und von da oben kommen die Muspellsöhne geritten. Surt reitet voran, vor sich und hinter sich Feuer. Sein Schwert ist ein Wunderwerk. Es strahlt heller als die Sonne ... Sie reiten bis zum Feld Wigrid ... und bilden eine Schar für sich allein, die besonders hell funkelt. Danach schleudert Surt Feuer auf die Erde und läßt die ganze Welt in Flammen aufgehen" (Gylf. 51).

Hohenöcker schreibt: „Hier ist das großartige und unheimlich anschauliche Bild eines Kometen: Surter aus Muspellheim mit seinem strahlenden Schwert als Anführer, leuchtender Kopf eines ganzen Schweifes von Feuerriesen, eine Schar, die stets am Himmel zusammenbleibt und letzten Endes, analog zum Phaethon der Griechen, Himmel und Erde in Brand setzt" (DGG, 1974, H 2,8).

In der Völuspa heißt es:

„Von Süden kommt Surt / mit sengender Glut;
von der Götter Schwert / scheint die Sonne.
Riesinnen fallen / Felsen brechen;

zur Hel ziehen Männer. / Der Himmel birst"
(Völ. 52).

In den zeitgenössischen altägyptischen Texten und in ihrer Nacherzählung, dem Atlantisbericht, ist ausführlich davon die Rede, daß durch diese Naturkatastrophen die Nordmeervölker = Atlanter zu einem großen Kriegszug gezwungen wurden, der sie schließlich bis an die Grenzen Ägyptens führte (Tim. 25 b, Krit. 120d).

Auch die Edden wissen von diesem Kriegszug, sie wissen allerdings nicht, wo die Menschen geblieben sind. In der Völuspa heißt es unmittelbar nach der oben zitierten Strophe (41): „Dies weiß ich als ersten Volkskrieg in der Welt" (Völ. 42), oder: „Alle Menschen müssen die Heimstatt räumen" (Völ. 57), oder: „Beilzeit, Schwertzeit, / Schilde bersten, / Windzeit, Wolfszeit, / ehe die Menschheit zerstiebt. / Es wird kein Mensch / den andern schonen" (Völ. 42), oder: „aber ehe so andre drei Winter vergehen, da gibt es in der ganzen Welt große Schlachten" (Gylf. 51).

Wir haben oben (S. 56) gehört, daß das Gebiet zwischen Helgoland und dem Festland, das in den Naturkatastrophen des 13. Jahrhunderts v.Chr. überflutet worden war, wobei die Nordsee bis an den alten Mittelrücken vorstieß und alle seine Vorsprünge abriß, daß also dieses Gebiet in der eisenzeitlichen Regression der Meere wieder auftauchte, und von Pytheas um 350 v.Chr. aufgesucht und als „Basiléia" = Königsinsel und „heilige Insel Elektris" bezeichnet wurde. Auch von diesem Wiederauftauchen der „heiligen Insel" wissen die Edden. In der Völuspa heißt es: „Sie (die Völa) sieht wieder heraufkommen / zum zweiten Male / das Land aus den Fluten / neu ergrünend. / Es fallen die Fluten ... / die Asen treffen sich wieder / auf dem Idafeld / und von der Erdumgürterin (= Midgardschlange, Weltmeer) reden sie ... / Dort werden die Asen / die wunder-

samen / goldenen Tafeln /... im Grase wiederfinden, / dieselben, die vor Urzeiten / ihr eigen waren" (Völ. 60–62). Die Gylfaginning überliefert in dem bereits zitierten Absatz: „Die Erde steigt wieder aus dem Meer empor und ist wieder grün und schön; auf den Feldern wächst es ohne Aussaat“, der Absatz endet mit den Worten: „Alle (Asen) setzen sich zusammen und unterhalten sich, erinnern sich an die Runen und sprechen über die Ereignisse von alten Tagen, von der Midgardschlange und dem Fenriswolf. Sie finden im Grase die goldenen Tafeln, welche die Asen einst benutzten" (Gylf. 53). Daß das Land, „wo früher Asgard stand", aus dem Meer wieder auftauchte, ist eine zutreffende Erinnerung. Das wird man auch von den goldenen Tafeln sagen dürfen, die die Asen einst benutzten und nun wiederfinden. Wir haben oben gehört, daß auf der Basileia von Atlantis die Könige „alle Urteile, die sie gefällt hatten, auf eine goldene Tafel schrieben, die sie als Gedenktafel aufstellten" (Krit. 120 c). Ist es auch eine zuverlässige Erinnerung, wenn von Runen die Rede ist, an die sich die Asen erinnern?

Diese kurze Übersicht zeigt, daß in den Edden eine erstaunlich gute Erinnerung an die Naturkatastrophen, die im 13. Jahrhundert v.Chr. begannen, erhalten ist. Mit anderen Worten: Die Edden überliefern *nicht*, wie Kummer glauben machen will, „Erinnerungen an die Einführung des Christentums", die ja zur Zeit der Niederschrift dieser uralten Lieder jüngste Vergangenheit war, sie überliefern vielmehr „urälteste Kunde, die früheste, die ich weiß", wie die weise Völa zu Beginn ihrer Erzählung oder ihres Liedes ankündigte. Diese Zusammenstellung zeigt aber auch, daß Kleemann recht hat, wenn er feststellt: „Ganz erstaunlich zuverlässig sind die örtlichen Sagen und Märchen. Was hier alles möglich ist, grenzt wortwörtlich an das Sagenhafte." Unsere Zusammenstellung zeigt aber schließlich auch, daß

sich „Ragnarök und der Untergang Asgards“ *nicht* „im geistigen Raum schwerster Glaubenskämpfe ereignete“ (Kummer), sondern im irdischen Raum schwerster Naturkatastrophen.

Wo lag Asgard?

Wir haben gesehen, daß Asgard ein sehr irdisches Gebäude war, es wird vom Meer überschwemmt und später taucht die Insel, auf der Asgard einst stand, wieder auf und Widar und Wali „wohnen wieder auf Idafeld, wo früher Asgard stand“. Von Asgard wird gesagt: „Das ist das bestgebaute und größte Gebäude auf der Erde“ (Gylf. 14). Das alles sind Hinweise, daß ein irdisches Gebäude als Vorbild für Asgard gedient hat.

Wo lag aber Asgard?

Die Edden geben dazu viele Hinweise. Es heißt: „Wie heißt das Eiland (hólmr), wo die Asen den Schwerttau (Blut) zusammen mit Surtr mischen?“ (Fáfnismal 14, isländ. Edda 178). Asgard lag also auf einer Insel.

Asgard war ein heiliges Land, denn es heißt: „Heilig ist das Land, das ich liegen sehe, nahe den Asen und Alben“ (Grimnismal 4). Im Osten von Asgard lag das Festland, denn die Völuspa sagt: „Von Osten wälzt sich ein Fluß durch eitrdala, Schwerter und Messer: Slidr heißt er“ (Völ. 36). Der Fluß „Slidr“ wird an einer anderen Stelle zusammen mit dem Fluß „Hridr“ genannt (Grimnismal 28). Das sind die alten Namen der Schlei und der Rheider, über die die wichtige Schiffsverbindung zwischen der großen Meeresbucht der Nordsee, dem heutigen Eidertal, und der Ostsee hergestellt wurde. Noch im 12. Jahrhundert n. Chr. war das Eidertal eine tief ins Land einschneidende Meeresbucht, auf der man bis Groß- und Klein-Rheide fahren konnte, um von dort über die Rheider und die Schlei in die Ostsee

zu kommen (siehe Olaf Tryggesons Saga in: Oldnord. Sagner Bd. I, 111). Der dänische Historiker P. Grove hat zuerst den Fluß Slidr mit der Schlei und den Fluß Rhidr mit der Rheider gleichgesetzt. Grove will im Namen „eitrdala“ das Eidertal wiedererkennen (1961, 229). Weiter heißt es: „Im Osten von Asgard haust eine Alte im Jarnwith“ (Völ. 40).

„Jarnwith“ wird im Güterverzeichnis König Waldemars II. († 1241) der Wald an der „Jarne“, wie die Treene früher hieß, genannt (Gutenbrunner, 1949, 65).

Der heute „Janneby“ genannte Ort an der Treene = Jarne, hieß früher „Jarneby“ und lag im „Jarnwith“. Die Jarne = Treene hat ihr Ursprungsgebiet südlich von Flensburg und fließt von hier nach Süden, um bei Friedrichstadt in die Eider zu münden. Asgard muß also westlich vom Jarnewith gelegen haben. Auch andere Ereignisse spielen sich östlich von Asgard ab. Njörder wird als Geisel von Asgard nach Osten geschickt (Lokasenna 34), wenn Thor zum Kampf gegen die Jöten auszieht, fährt er ausnahmslos nach Osten (Völ. 50, 51, Lokasenna 34). P. Grove identifiziert die Jöten mit den Jüten. Da die Jöten wiederholt mit den Dänen gleichgesetzt werden, mag Groves Vermutung richtig sein. Die Jöten = Jüten siedelten auf dem Mittellücken Schleswigs, also im Osten Nordfrieslands.

Weiter erfahren wir zur Lokalisierung von Asgard, daß Fenrir bei Asgard „in die Mündung des Flusses“ stürzt (Lokasenna 41), an anderer Stelle ist von „Schlammströmen“ (tunga strauma), die Rede, in denen Fenrir liegt (Völ. 39).

Sehr hilfreich für die Lokalisierung von Asgard sind die Mitteilungen: „In Asgard vor den Toren von Walhall steht ein Hain, der Glasir = Bernstein heißt“ (Bruchstücke Nr. 7, G. Neckel, 1914, 314). In der Helgakvida wird dieser Hain „Glasislundr“ = Bernsteinwald genannt. Die Gefilde um

Asgard werden auch „glasis vellir“ = Bernsteingefilde genannt. Asgard lag also im Gebiet der Bernsteininseln, die die Römer, sicherlich nach dem germanischen Wort glas = Bernstein „Glaesarien“ nannten (Plinius Nat. hist. IV, 96 f., XXXVII, 35 f.).

Damit ist die Lage von Asgard oder des Heiligtums, das für Asgard als Vorbild gedient hat, bestimmt: Asgard lag im Gebiet der Bernsteininseln, in der Mündung des Bernsteinflusses, im Westen des Jarnewith, der Flüsse Slidr und Rhidr, in den „Schlammströmen“, d. h. im Wattenmeer. Die „heilige Insel“ ist in den schweren Naturkatastrophen des 13. Jahrhunderts v.Chr. überflutet worden, als sich das Meer „bis zum Himmelsrand erhob“ (Hyndluliodh 39) und in der eisenzeitlichen Regression aus den Fluten wieder aufgetaucht und wieder „heilige Insel“ oder „heiliges Land“, „terra sancta“ genannt worden.

Wir haben in den Edden eine Art germanischen Atlantisbericht vorliegen, d. h. einen Bericht über die Lage der „heiligen Insel“ im Bernsteingebiet der Bronzezeit, über ihre „goldene Zeit“ und ihren Untergang in einem Weltbrand und einer Weltflut und ihrem späteren Wiederauftauchen. Es gibt außer diesen Übereinstimmungen zwischen den Angaben des Atlantisberichtes und den Überlieferungen der Edden, die wir bisher besprochen haben, noch andere. So wird z. B. von Asgard gesagt: „Asgard, das Troja genannt wurde“ (Asgadr, that kollum ver Troja; Gylf. 8, siehe O. S.Reuter, 1921, 20). Wir haben oben (S. 123 f.) gehört, daß der Tempel auf der Basileia von Atlantis in Form einer Trojaburg oder Walburg angelegt war. In der Mitte Asgards stand „mjotvidr“, der „Maßbaum“, der in den Edden auch „Esche Yggdrasil“ genannt wird (Völ. 2,46,47, Kummer, 1961, 44). Es handelt sich um ein Symbol der Himmelsstütze oder Himmelssäule. Nach Angaben der Edden „glänzt er vom Bernstein (gleri), er (Ottar) rötet es

frisch mit Rinderblut" (Hyndlalied 10), was ja auch von der Säule im Zentrum des Tempels auf Basileia berichtet wird. Bei diesem „Maßbaum" oder der Himmelssäule versammeln sich die Asen, dort stehen ihre „Raterstühle", was auch von den 10 Königen des weitverbreiteten Herrschaftsgebietes von Atlantis überliefert wird.

Daß „holmr Asgard", die Insel Asgard, eine Zentrale des Himmelssäulenkultes war, verrät schon der Name Asgard, der wie der Name der Asen von dem Wort „áss" = Stützbalken, Firstbalken abgeleitet ist. „Holmr Asgard" heißt „Insel des Stützbalkens" oder „Insel der Himmelsstütze". Nach den Angaben der Edden entspringen dort zwei Brunnen, „Mimis brunnr" und „Urdr brunnr" genannt (Völ. 5, 11, 33, Gylf. 15). Die Tempel in Asgard sind mit Gold, Silber und Bernstein (glas) kostbar ausgeschmückt. Von Asgard wird überliefert: „Es ist das bestgebaute und größte Gebäude auf Erden. Von außen und von innen sieht es aus wie reines Gold" (Gylf. 14).

Es gibt viele andere Übereinstimmungen zwischen den Angaben über die „heilige Insel" im Atlantisbericht und der Beschreibung von Asgard in den Edden.

Asgard ist von einem Pfostenwall (bordveggr, Völ. 24) umgeben, wie der Tempel und die Königsburg auf der Basileia. Wie nach der Phaethonsage Phaethon in die Mündung des Eridanos stürzte, so stürzte die schreckliche Himmelserscheinung Fenrir in die Mündung des Flusses bei Asgard, „dort liegt er gefesselt in des Flusses Mündung, bis die Götter vergehn" (Lokasenna 41). So „wie im Gebiete des Atlas die Hesperiden die goldenen Äpfel behüten" (Argonautika IV, 1397), so „verwahrt Idun in Asgard die Äpfel, welche die Götter verzehren werden, wenn sie altern, dann werden sie alle wieder jung" (Gylf. 26). So wie die zehn Könige bei ihrem großen Thing einen langen blauen Mantel tragen, so trägt Odin in Asgard den blauen Himmelsmantel. Auf der

Basileia von Atlantis und auf Asgard war die oberste Thing- und Gerichtsstätte, auf beiden Inseln gab es goldene Tafeln mit einer Inschrift, auf beiden großen Reichtum an Gold. Auf beiden Inseln wurde Kupfererz verarbeitet und Bernstein gefunden, beide gingen unter und tauchten später wieder auf. Daß auch der Untergang von Asgard wie derjenige von Basileia um 1200 v.Chr. geschah, dafür gibt es einen zusätzlichen Beweis zu den anderen bisher besprochenen. Das hebräische Wort „kaphthor“ bedeutet genau dasselbe wie das germanische Wort „ass“, beide Worte bezeichnen den Firstbalken, Stützbalken, die ausladenden Arme im Oberteil einer Säule. Die Benennung „i kaphthor“ ist eine wörtliche Übersetzung von „holmr Asgard“, „beides heißt „Insel der Himmelsstütze“ oder ganz wörtlich übersetzt: „Insel des Oberteils der Säule“, „Insel des Himmelsstützbalkens“.

Die Philister werden „Kaphthoriter“ = „Säulenvölker“ genannt, das bedeutet ja auch der Name „Atlantier“, weil bei ihnen die Himmelssäule oder -stütze steht.

Nun heißt es von dem führenden Volk der Nordmeervölker = Atlantier, den Philistern: „Die Philister sind das Übriggebliebene (Kautzsch: ‚der Überrest‘) der i kaphthor“ (Jeremia 47, 4). Wir können auch übersetzen: „Die Philister sind die Überlebenden der Insel Asgard.“ Da der Zeitpunkt, an dem die Philister in Palästina auftauchen, zweifelsfrei feststeht — zwischen 1220 und 1200 v. Chr. — muß die „i kaphthor = „holmr Asgard“ kurz vor diesem Zeitpunkt untergegangen sein.

Mit der Kenntnis von den Ereignissen, die sich im 13. Jahrhundert v. Chr. abgespielt haben, ist uns auch der Schlüssel in die Hand gegeben, ein altes Problem zu lösen.

Es ist den religionsgeschichtlichen Forschern immer wieder aufgefallen, daß die Ägypter, Israeliten, Perser, Inder, Chinesen, Griechen, Römer, Germanen und viele andere

Völker in den verschiedensten Erdteilen ein „eschatologisches Schema“, d. h. eine Lehre vom Endschiedsal der Welt und der Menschen, besitzen, das erstaunlich gleichartig ist. In allen diesen Eschatologien ist von einer ungeheuren feurigen Himmelserscheinung, die als „feuriger Stern“, „feuriger Komet“ oder „feurige Kugel“ bezeichnet wird, die Rede. Diese Himmelserscheinung löst entsetzliche Katastrophen auf der Erde aus: die Erde bebt, die Meere überfluten die Länder, Feuer fällt vom Himmel, Sonne und Mond werden verdunkelt, Finsternis hüllt die Welt ein, Blut regnet vom Himmel, in südlichen Ländern fallen ungeheure Regenfluten, in nördlichen oder hochgelegenen ebensolche Schneemassen. Nach der parsischen Eschatologie dauert der „große Winter“ vier Jahre, nach den Edden drei, während dieser Zeit ist die Sonne verdunkelt, es gibt keinen Sommer, schließlich sterben die Götter und die Menschen.

Die Übereinstimmungen zwischen dem „eschatologischen Schema“ dieser vielen Völker hat zu vielen Hypothesen geführt, welches Volk wohl von welchem anderen Volk das „eschatologische Schema“ entlehnt haben mag. Da sollen die Israeliten von den Ägyptern oder von den Parsen, die Parsen von den Indern, die Inder von den Chinesen, die Griechen von den Parsen oder den Hebräern, die Römer von den Griechen, die Germanen von den Propheten aus dem Alten Testament diese Lehre von dem Endschiedsal der Welt und der Menschen übernommen haben. Die gelehrten Hypothesen sind so zahlreich wie die Gelehrten, die über diese gearbeitet haben.

Man kann aber nachweisen, daß eine Entlehnung des eschatologischen Schemas von Volk zu Volk *nicht* stattgefunden hat. Die Gemeinsamkeiten zwischen den Schemata sind anders zu erklären! Die Völker aller Erdteile haben die Katastrophen des 13. Jahrhunderts in gleicher Weise

als eine Art Weltuntergang erlebt. Diejenigen nun, die diese Katastrophen überlebt haben, waren der Überzeugung, daß, wenn der endgültige Untergang der Welt und der Menschen kommen werde, er sich genau nach dem Schema der Katastrophen des 13. Jahrhunderts v.Chr. wiederholen würde. So enthält das eschatologische Schema Erinnerungen an die Katastrophen jener Zeit, die in die Zukunft projiziert wurden. Diese Erinnerungen wurden häufig neu belebt. Jedes Mal, wenn ein Komet am Himmel erschien — und das ist im Laufe der Zeit öfter vorgekommen, der Komet Halley erscheint alle 76 Jahre — dann fürchteten die Völker, daß nunmehr das ganze Schema der Katastrophen, die einst so vernichtend gewirkt hatten, sich jetzt wiederholen und das Ende der Welt verursachen würden. Auf diese Weise wurde die Erinnerung an jene Katastrophen immer wieder neu aufgefrischt und daher — häufig mit feststehenden Formeln — über viele Jahrhunderte bewahrt. Die Gleichartigkeit der eschatologischen Schemata bei den verschiedenen Völkern ist nicht dadurch entstanden, daß ein Volk dieses Schema von einem anderen Volk übernommen hätte, sondern weil alle Völker die weltweiten Katastrophen in gleicher Weise erlebt und in ihrer Erinnerung bewahrt haben.

Der Ragnarök-Mythus ist also nicht, wie Pipping, Neckel, Kummer u. a. annahmen, von den Propheten des Alten Testamentes übernommen worden, er ist eine ureigene, von anderen eschatologischen Schemata unabhängige germanische Erinnerung an die Katastrophen des 13. Jahrhunderts v.Chr. und an die „heilige Insel“, „holmr Asgard“ = „i kaphthor“, die im Bernsteingebiet an der Westküste Schleswig-Holsteins lag, kurz vor 1200 v.Chr. überflutet wurde und später wieder auftauchte und wieder zur Königsinsel und zu einer „terra sancta“ wurde.

Daß es sich bei den Überlieferungen von Asgard, seinem

Untergang und späterem Wiederauftauchen, um Überlieferungen von der Westküste Schleswig-Holsteins handelt, haben verschiedene Eddaforscher festgestellt. Axel Olrik hat wohl als erster Forscher darauf aufmerksam gemacht, daß Sagen und Überlieferungen vom Untergang blühender Landschaften im Meer und ihrem späteren Wiederauftauchen an der Westküste Schleswig-Holsteins sehr zahlreich sind, sonst aber im germanischen Raum fehlen (1922, 28 f.). Später hat dann Hugo Pipping die Namen, die in der Völuspa überliefert sind, untersucht und festgestellt, „daß sie innerhalb des Nordens nur im Süden Dänemarks belegt sind“ (zitiert bei Gutenbrunner, 1949, 66 f.), wobei zu bemerken ist, daß Hugo Pipping Schleswig-Holstein zum „Süden Dänemarks“ rechnet. Auch S. Gutenbrunner kommt zu folgendem Ergebnis: „Es ist also ein Stück Weltuntergangsglauben der alten Holsteiner, das die Völuspa in den Versen 40—42 bewahrt“ (1949, 67).

So befinden wir uns im Einklang mit deutschen und dänischen Gelehrten, wenn wir Asgard im Bernsteingebiet an der Westküste Schleswig-Holsteins lokalisieren. Damit ist aber auch das Rätsel gelöst, „was diese Überlieferungen (von Asgard und Ragnarök) wirklich enthalten, in welche Zeit sie zu datieren, an welchem Ort sie zu lokalisieren sind“. Die Überlieferungen von Asgard und Ragnarök enthalten Erinnerungen an die heilige Insel, die kurz vor 1200 v.Chr. untergegangen und später teilweise wieder aufgetaucht ist und an das oberste Heiligtum der Germanen der Bronzezeit. Diese Insel lag im Bernsteingebiet des Altertums zwischen Helgoland und dem Festland und ist mit der „Basileia“, der „heiligen Insel“ des Atlantisberichtes, identisch.

Wir haben schon oben (S. 56 f.) gehört, daß die Insel Basileia, die einst im Schutze des Felsenmassivs von Helgoland lag, in den Naturkatastrophen des 13. Jahrhunderts v. Chr. überflutet wurde und dann in der „eisenzeitlichen Regression der Nordsee“, allerdings zerstört und zerrissen, wieder auftauchte. Das ist eine häufige Erscheinung an der Nordseeküste, daß Inseln überflutet werden und dann nach Abflauen des Hochwassers wieder auftauchen. Wir haben oben auch gehört, daß Marcellus von dem Wiederauftauchen der Insel folgendes berichtet hat: „Diese Insel Atlantis ist vom Meer überflutet und zerstört worden. Wo sie einst lag, befinden sich jetzt sieben kleinere und drei größere Inseln, von denen die größte auch dem Poseidon geweiht ist.“

Die eisenzeitliche Regression der Nordsee senkte den Wasserspiegel um etwa 3 m. Es ist in unserem Zusammenhang gleichgültig, ob es sich bei diesem Vorgang um ein Absinken des Wasserspiegels oder um eine Hebung des Landes gehandelt hat. Das ist eine Frage, um die sich die Fachgelehrten streiten. Sicher aber ist, daß im Gebiet der in der Bronzezeit überfluteten Basileia in der Eisenzeit Teile wieder auftauchten und wieder besiedelt werden konnten. Die größte Restinsel wurde wieder Basileia genannt und wieder dem Poseidon geweiht, auch wurde sie wieder Hauptbernsteininsel. Um 350 v. Chr. hat Pytheas von Massilien diese Insel betreten, ihre Lage genau beschrieben und sie wieder „Basileia“ genannt. Pytheas war ein hochgelehrter Mann, er hat als erster astronomische Beobachtungen und mathematische Berechnungen in die Erdkunde eingeführt. Deswegen sind seine Berichte von großem Wert. Leider ist sein Hauptwerk „Über das Weltmeer“ verlorengegangen. Aber seine Erkenntnisse waren so bedeutungsvoll und neu, daß sich viele

antike Geographen mit ihnen auseinandersetzen und dabei längere oder kürzere Stellen aus Pytheas' Werk zitierten. Besonders ausführlich berichtete Pytheas über seine Fahrt ins Bernsteinland an der Mündung des Eridanosstromes. Da dieses Land die Alten in besonderer Weise interessierte, sind uns besonders viele Zitate über das Bernsteinland überliefert. J. H. Mette hat 1952 und D. Stichtenoth 1959 diese Zitate aus den Werken der verschiedensten antiken Autoren zusammengestellt.

S. Gutenbrunner schreibt (1939, 50): „Die Bruchstücke des Reiseberichtes, der im Werk des Pytheas ‚Über das Weltmeer‘ enthalten war, werden nach dem Norden immer zahlreicher, weil die antiken Schriftsteller, ob sie nun Pytheas vertrauten oder ihn als Lügner zu erweisen versuchten, seine Entdeckungen in dem bis dahin unbekannten Norden besonders beachteten.“ Aus diesen Zitaten erfahren wir, daß Pytheas die Hauptbernsteininsel Basileia auch „Abalus“ nannte, daß sie „im Wattenmeer eine Tagereise von der Küste entfernt lag“, daß sich vor ihr ein Felsen „mit mancherlei Klippen“ erhob, auf dem Hephaistos, der Gott der Schmiede, Feueressen, eherne Ambosse, Blasebälge usw. hatte (Plinius Nat. hist. 37, 35 f.; Apollonios Rhod. Argonautika IV, 580, 585 f., 760 f., 820). Bei der Insel Basileia mündet der Bernsteinfluß Eridanos ins Nordmeer. In den Eridanos stürzte einst Phaethon, Sohn des Helios. Seine Schwestern, die Heliaden, beklagten mit vielen Tränen den Tod des Bruders, die Tränen fielen in den Strom und wurden zu Bernstein, der ans Ufer der Insel Basileia geschwemmt wird. Deswegen heißt diese Insel auch „die heilige Insel Elektris“ (Apoll. Rhod. IV, 505, 600 ff.). Eine andere Sage, „die die Männer dort erzählten“, meint, daß die Bernsteintränen dem Phoibos Apollon, dem Sohne der Leto entstammen, der unzählige vergoß, als er zum Volk der Hyperboreer gelangte (Apoll. Rhod. Arg. IV, 611 ff.).

Die Bernsteininsel Basileia lag im Wattenmeer „nach dem Ozean hin“ (Diodor V, 23), also noch nicht „im Ozean“. Das Wattenmeer besteht „weder aus Land, noch Meer, noch Luft für sich allein, sondern aus einem Gemisch aus diesem allen, es gleicht einer Meerlunge und ist weder begehbar noch befahrbar. Jenes der Meerlunge ähnliche Meer habe Pytheas selbst gesehen“ (Strabo II, 4. Kap. 1). Die Bezeichnung „Meerlunge“ legt die Vermutung nahe, daß Pytheas einen Ausdruck der Anwohner des Wattenmeeres übernommen hat, denn diese sagen noch heute „das Meer atmet“, Theodor Storm spricht von „des gärenden Schlammes geheimnisvollem Atmen“. Dieses Geräusch entsteht dadurch, daß Milliarden von Sandwürmern, Schlickkrebse und Herzmuscheln, die wenige Zentimeter tief im Schlamm liegen, zur Ebbezeit kleine Luftbläschen und Wasserfontänen ausstoßen. Dadurch entsteht „des gärenden Schlammes geheimnisvolles Atmen“ und der Eindruck einer „Meerlunge“.

Noch eine andere Stelle erweckt den Eindruck, als habe Pytheas eine im Norden Europas heimische Redewendung übernommen.

Geminus (um 70 v. Chr.) zitiert Pytheas und sagt u. a.: „In diesen Gegenden, wo der längste Tag 17 und 18 Stunden dauert, ist Pytheas selbst gewesen. Er sagt jedenfalls in seinem Werk „Über das Weltmeer“: „Die Barbaren zeigten uns, wo die Sonne schläft, denn es traf zu, daß in diesen Gegenden die Nacht nur kurz ist, für die einen zwei, für die anderen drei Stunden, so daß die Sonne nach ihrem Untergang nach einer kurzen Zwischenzeit gleich wieder aufgeht“ (VI, 8 f.). Ähnliches berichtet auch Kosmas (Anfang des 6. Jh. n. Chr.): „Pytheas von Massilien sagt in seinem Werk „Über das Weltmeer“, daß ihm, als er in den nördlichsten Gegenden weilte, die dortigen Barbaren das Ruhe-

bett der Sonne zeigten, weil sie dort während der Nächte immer ist" (Typographia II, 82,18).

Gutenbrunner sagt zu diesen Stellen aus Pytheas' Werk: „Bermerkwert ist der Ausdruck ‚hopou ho helios koi-matai‘ = ‚wo die Sonne ruht, schläft‘, denn er stammt nicht aus dem gebräuchlichen griechischen Wortschatz und macht daher den Eindruck der wörtlichen Übersetzung eines fremden Ausdrucks. Einen solchen bieten die germanischen Sprachen in der mittelhochdeutschen Wendung „die sunne get ze reste" (reste = Rast, Ruhestätte, Lager), der in dem veralteten „zur Rüste gehen" fortlebt, vgl. z. B. im Epos von Dietrichs Flucht 1166:

nu wolt die sunne ze reste
und ouch ze gemache nider gan.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man im Pytheasbruchstück bei Geminus auch die wortgetreue Wiedergabe einer germanischen Redewendung sieht" (1939, 58).

Sicherlich hat sich Pytheas mit den Einwohnern der von ihm besuchten Länder unterhalten. Deswegen heißt es in den verschiedenen Zitaten, die uns aus seinem Werk erhalten sind: „Die Einwohner erzählten mir", oder: „So ist die Sage bei jenen Männern verbreitet ...", oder: „Die Barbaren erzählten . .." Sein Werk bestand also aus persönlichen Beobachtungen, astronomischen Vermessungen und Erzählungen der Bewohner der besuchten Küsten und Inseln.

Wir erfahren aus den überlieferten Zitaten, daß die Insel Basileia den ersten wichtigen Stapelplatz bildete, von dem Bernstein zu den benachbarten Stämmen auf dem Festland gebracht wurde. Der Bernstein würde an der Basileia so reichlich angeschwemmt, „daß die Einwohner ihn statt Holz zum Feuer gebrauchten und ihn den benachbarten Teutonen verkauften" (Plinius, Nat. hist. 37, 35). Auf der Insel Basileia gab es einen Palast oder ein Haus des Königs,

türmebewehrte Wälle und einen sicheren Hafen hinter dem Felsen. Der Gott des Flusses Eridanos hieß Aigaios, seine Tochter hieß Melite (Apoll. Rhod. Arg. IV, 537 ff.). Diese habe einst, von Herakles überwältigt, den „starken Hyllos geboren“.

Pytheas hat die Bewohner der „heiligen Insel Elektris“ mit den Namen „Hyperboreer“ (Argonautika IV, 614) oder auch „Phäaken“ (Argonautika IV, 538, 548, 769, 823 u.ö.) benannt.

Die Bezeichnung jener Bewohner als Hyperboreer ist verständlich, denn es gab eine alte Überlieferung, die die Hyperboreer im Bernsteingebiet, am Eridanosstrom lokalisierte (vgl. Preller-Robert, Griech. Mythologie, 1881–1894, Artikel: Hyperboreer).

Rätselhaft ist die Bezeichnung jener Bewohner als „Phäaken“. Daß diese Gleichsetzung: Bewohner der heiligen Insel Elektris = Phäaken = Hyperboreer richtig ist, werden wir später sehen. Die Frage ist, wie Pytheas zu dieser Gleichsetzung gekommen ist. Hat er wie Homer eine ältere mykenische Überlieferung vom Bernsteinland = Phäakenland gekannt? Die mykenischen Griechen führten ja große Bernsteinmengen aus dem „Bernsteinland der Antike“, der Westküste Schleswig-Holsteins, schon lange *vor* der Entstehung der homerischen Epen ein. Sicherlich brachten die Bernsteinhändler Nachrichten und Erzählungen aus dem Bernsteinland mit nach Griechenland. Das ist wiederholt aufgezeigt worden (E.Krause, 1891; D. Stichtenoth, 1955, 1959). Homer und Pytheas haben offenbar diese Nachrichten und Erzählungen unabhängig voneinander benutzt. Es hat eine vorhomerische „Argonautika“ gegeben (Th. v. Scheffer, 1947, XI f.), in der von den Argonauten und ihrer kühnen Fahrt, die sie bis ins Nordmeer und ins Bernsteinland führte, erzählt wurde. Vielleicht war dieses „uralte, verlorene Epos der Argonautenfahrt“ (v. Scheffer)

die gemeinsame Vorlage für die Schilderung des Phäakenlandes bei Homer und Pytheas.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß Pytheas oder Apollonios von Rhodos den Namen der Phäaken für die Bewohner des Bernsteinlandes und die Benennung ihrer Königsinsel als „heilige Insel Elektris“ von Homer übernommen haben, denn in der „Argonautika“ sind Namen und Sagen aus dem Bernsteinland überliefert, die in der „Phaiakie“ Homers *nicht* stehen, also auch nicht aus den Epen Homers stammen können. Dazu gehört z. B. die Benennung der Basileia als „heilige Insel Elektris“, oder der Name des Flusses „Eridanos“ und des Flußgottes „Aigaios“ und seiner Tochter „Melite“. Hierher gehört auch die Sage vom Sturz des Phaethon in den Eridanos und den Heliaden, den Schwestern Phaethons, die am Ufer des Eridanos stehen und ihren toten Bruder beklagen, wobei sie unzählige Tränen vergießen, die in den Fluß fallen, die zu Bernstein werden und an den Ufern der „heiligen Insel Elektris“ angespült werden, „so ist die Sage, die dort bei jenen Männern verbreitet ist“ (Argonautika IV, 619). Zum Sondergut in der Argonautika gehört eine andere Sage, nach der der Bernstein nicht aus den Tränen der Heliaden entstanden sei, sondern:

„Daß diese Tränen geschwemmt in den Wirbeln, dem
Sohne der Leto,
Phoibos Apollon, entstammen, wie er sie unzählig
vergossen
als er zum heiligen Volke der Hyperboreer gelangte,
da er auf Weisung des Vaters den leuchtenden Himmel
verlassen.“

(Argonautika IV, 546 ff.)

Eine andere Überlieferung in der Argonautika, die nicht aus den homerischen Epen stammt, ist die Erzählung von Herakles, der im Land der Phäaken die Tochter des Fluß-

gottes Aigaios, „Melite, die Najade“, geschwängert habe. Melite habe dann „den starken Hyllos geboren“, weiter heißt es:

„Der aber wollte nicht länger, sobald er mannbar geworden,

jene Insel bewohnen, wo stolz Nausithoos herrschte.

Heimisches Volk der Phäaken versammelnd, steuerte Hyllos

über das Kronos-Meer, und Held Nausithoos selber

förderte diesen Zug, und dort gelandet erschlugen

ihn die Mentoren im Kampf um die heimischen Herden.“

(Argonautika IV, 546 ff.)

„Kronos-Meer“ wird die Nordsee bei vielen antiken Autoren genannt (Belege bei F. G. Welcker, 1832, I, 25 ff.; Ukert, 1846, III, 405 ff.).

Nausithoos ist bei Homer der Stammvater des phäakischen Königsgeschlechtes (Odyssee VI,7 ff.). Von Hyllos haben wir schon (S. 295 f.) gehört. Er war der Anführer der Nordmeervölker = Herakliden, der im Zweikampf gegen Echemos von Tegea fiel. Daß Hyllos von Herakles im Bernsteinland mit der Melite gezeugt wurde, hat den Nordmeervölkern den Namen „Herakliden“ eingetragen.

Diese Namen und Erzählungen aus dem Bernsteinland kann Pytheas nicht aus den Epen Homers übernommen haben, denn sie kommen dort nicht vor. Andererseits fehlen in der Argonautika, für die ja nach der Meinung von D. Stichtenoth das Werk des Pytheas benützt wurde, viele wichtige Abschnitte aus der „Phaiakie“ Homers, die Pytheas sicherlich erwähnt hätte, wenn er die Odyssee für die Beschreibung des Phäakenlandes herangezogen hätte. Das zentrale Thema der Phaiakie ist der Aufenthalt des Odysseus bei den Phäaken. Die Argonautika kennt dieses Thema nicht. Die Phaiakie Homers und die Argonautika nennen beide das Königspaar der Phäaken Alkinoos und

Arete (Argonautika IV, 779, 995, 1009, 1113 u.ö.). Bei Homer spielt die Tochter dieses Königspaares, Nausikaa, eine wichtige Rolle, die Argonautika erwähnt sie nicht. So gibt es zwischen der Beschreibung des Phäakenlandes bei Homer und in der Argonautika viele Übereinstimmungen, aber auch viele Unterschiede. Jeder der beiden Dichter verfügt über umfangreiches Sondergut, das der andere nicht kennt. Das alles läßt vermuten, daß Homer und Pytheas oder Apollonios ein älteres vorhomerisches Werk, vielleicht ein uraltes Argonautenepos, ihrer Landesbeschreibung zu Grunde gelegt haben. Daß also eine unmittelbare Abhängigkeit des jüngeren Argonautenepos' von der Phaiakie Homers *nicht* besteht.

In unserem Zusammenhang ist wichtig, daß Pytheas das Bernsteinland an der Westküste Schleswig-Holsteins als Land der Hyperboreer aber auch der Phäaken bezeichnet hat, daß er die Lage der Königsinsel, der „heiligen Insel Elektris“, genau beschreibt und sogar ihre geographische Breite genau bestimmt hat. Plinius sagt, indem er sich auf Pytheas beruft: „Der neunte Kreis geht durch Britannien und das Land der Hyperboreer, dort dauert der längste Tag siebzehn Stunden“ (Nat. hist. VI, 219). Das ist eine exakte Breitenangabe, denn genau auf 54 Grad 1 Min. nördlicher Breite dauert der längste Tag 17 Stunden (K. Müllenhoff, 1870, 342; Stichtenoth, 1959, 73). Helgoland liegt auf 54 Grad 7 Min. nördlicher Breite. Pytheas hat, wie das Zitat aus Scymnus „Erdbeschreibung“ (V, 139) beweist, auch von der „Nordsäule, die ihre Spitze hoch über das Meer erhebt“, berichtet. Wir meinen, daß damit die Himmelsstütze gemeint ist, die im Atlantisbericht als in der Mitte des Heiligtums stehend beschrieben wird.

Die Nachrichten des Pytheas über die Insel Basileia = Abalus = heilige Insel Elektris hat eine umfangreiche Literatur ausgelöst. Der Kieler Geologe und Ozeanograph

E. Wasmund hat diese Insel auf dem heute unter dem Meeresspiegel liegenden Rücken, der sich zwischen Helgoland und Eiderstedt hinzieht und einst „Süderstrand“ hieß, lokalisiert. Diesem Urteil, das ja auch unserem Arbeitsergebnis entspricht, haben alle wirklichen Kenner der Geschichte und Geologie dieses Gebietes zugestimmt (S. 75 ff.).

Der Germanist R. Much hat in seinem Aufsatz über den Gott Balder aufgezeigt, daß der Name Abalus mit dem Namen Avallon zusammenhängt, wie im keltischen Mythos diese Insel auch „insula pomonum“ = „Apfelinsel“ heißt. Daher bringt Much diese Insel in Zusammenhang mit der antiken Überlieferung von den Gärten und Äpfeln der Hesperiden und den verjüngenden Äpfeln der Idun. Ein weiterer Name im keltischen Mythos für diese Insel ist „insula vitra“ = „Glasinsel“, das wie „glasir“, „glaesir“, „glasis vellir“, „glastheim“ zu „glas“ = Bernstein gehört (Bd. 61, 105 ff.). Zu diesen Überlieferungen und Mythen gehört eine große Anzahl von Vorstellungen, die anzuführen hier nicht möglich ist.

S. Gutenbrunner (1939, 71 ff.) und O. Huth (1955, 15 ff.) haben Muchs Ausführungen zugestimmt und ergänzt. Der Archäologe Cl. Ahrens hat die Bernsteininsel Abalus „zwischen Helgoland und dem Festland“ lokalisiert (1966, 238) und meint: „Wenn wir den Reisebericht des Pytheas so auslegen dürfen, daß es im 4. Jahrhundert eine — oder mehrere — Inseln zwischen Helgoland und dem Festland gegeben hat, und die Isobathenkarte spricht dafür, so ergibt sich daraus für die vorgeschichtliche Besiedlung Helgolands, daß auch nach vollendeter Inselbildung die Verbindung zum Festland noch über gewisse ‚Trittssteine‘ gegeben war, oder andersherum ausgedrückt: Helgoland war das letzte, größte und höchste Glied einer ins offene Meer weisenden Inselkette, eine im Bereich der Cimbrischen Halbinsel und des norddeutschen Flachlandes einmalige Lage.“ (Siehe auch S. 100 f.).

Siebentes Kapitel

HOMER UND ATLANTIS

Der Geschichtswert der homerischen Epen

Die Epen Homers haben schon im Altertum viele Leser veranlaßt, die Schauplätze der verschiedenen Begebenheiten, von denen Homer erzählt, an bestimmten Orten zu lokalisieren. Man sah in dem Dichter einen göttlichen allwissenden Mann (W. Schadewald, 1942, 51) und war überzeugt, daß er in seinen Liedern wirkliche Ereignisse und Örtlichkeiten besungen habe. So stritten sich viele Inseln und Städte nicht nur um die Ehre, die Heimat Homers, sondern auch um die Ehre, die Insel der Kirke oder der Kalypso, das Land der Kikonen oder das der Kyklopen oder die Königsinsel der Phäaken gewesen zu sein. Später haben dann griechische Gelehrte alle Lokalisierungsversuche abgelehnt. Eratosthenes (um 210 v.Chr.) hat das köstliche Wort geprägt: „Wer die von Odysseus besuchten Orte finden will, der soll zuerst den Schuster ausfindig machen, der den Windschlauch des Aiolos zusammengeflochten hat“ (Zitat bei Strabo I, 24). Eratosthenes fälltte dieses Urteil, weil er der Ansicht war, daß Homer „alle seine Erzählungen lediglich aus der Phantasie geschöpft“ habe (Zitat bei Strabo I, 24). Viele Jahrhunderte hindurch haben verschiedene Gelehrte dieses Urteil geteilt.

Ja, vor anderthalb Jahrhunderten begann man nicht nur die Dichtungen Homers, sondern auch den Dichter selbst als Phantasiegebilde hinzustellen. Man löste die homerischen Lieder in zahllose kleine Bruchstücke auf, die man dann ganz willkürlich datierte und verschiedenen Verfassern zuschrieb. So wurde der Dichter in eine Vielheit namenloser Rhapsoden aufgelöst und Homer selbst samt seiner Dichtung ins Reich der Fabel verwiesen.

Inzwischen aber bereitete sich eine Wende vor. Ein begeisterter Verehrer Homers, Heinrich Schliemann, trat mit der festen Überzeugung hervor, daß der Ursprung der homerischen Lieder nicht im Reich der Fabel, sondern im Reich der Geschichte zu suchen sei. Es ging Schliemann ähnlich wie dem Verfasser, der vom Atlantisbericht dasselbe behauptet. Schliemann wurde mit Schmähungen und frei erfundenen Behauptungen überschüttet und als „Phantast“ und „Schwindler“ vor aller Öffentlichkeit diffamiert.

Unter den Widersachern Schliemanns taten sich einige beamtete Lehrstuhlinhaber besonders hervor. Professor Stark, damals „eine deutsche Autorität“ (E.Ludwig, 1932, 187), bezeichnete Schliemanns Veröffentlichung über Troja als „sinnverwirrenden Humbug“. Ein Museumsdirektor schrieb, als Schliemann seine Funde vorlegte: „Dieser Mann ist ein Schwindler!“ Der einflußreiche Leiter der Athener Universitätsbibliothek schrieb über Schliemann: „Am Ende hat dieser Deutsche, amerikanischer Nation, der uns hier ein Haus verspricht, wo er seine Funde aufstellen will, sein Vermögen als Schmuggler erworben. Vielleicht hat er die Sachen nicht beim Ausgraben, sondern beim Trödler gefunden. Und was hat er gefunden? Töpfe! Wer sagt uns, daß seine Töpfe nicht gefälscht sind?“ (Ludwig, 1932, 187).

Mit der ständig wiederholten Bezeichnung „Dilettant“ versuchte eine gelehrte Mafia, Heinrich Schliemann vor aller

Öffentlichkeit zu diffamieren. Unter diesen Herren waren auch einige, die es überhaupt ablehnten, Schliemanns Werk zu lesen oder seine Funde anzuschauen!

Aber Schliemann wagte es, überzeugt von der Richtigkeit seiner Arbeiten, der gelehrten Welt seiner Zeit zu trotzen, die Schmähungen seiner Widersacher zu verachten und seinen Weg unbeirrt fortzusetzen. Er traute den homerischen Angaben so sehr, daß er mit der Uhr in der Hand den Weg von dem Vorgebirge, an welchem nach Homers Angaben das Schiffslager der Achäer angelegt war, abschritt, um festzustellen, wo die Mauern Trojas zu finden seien. Dabei gelangte er zu der Überzeugung, daß entgegen der Überlieferung und der Meinung der Gelehrten, Troja nicht bei Burnarbashi, sondern nur unter dem Hügel von Hissarlik begraben liegen könne. Hier begann Schliemann zu graben, obwohl die wissenschaftliche Welt ihn einen „Narren und Phantasten“ schalt und verdamnte, weil er die Angaben Homers erstzunehmen wagte. Und Schliemann fand mehr, als er selbst erwartete, er fand die Ruinen der Mauern und Paläste, er fand unzählige Töpfe und Scherben, er fand einen kostbaren Goldschatz, den er für den „Schatz des Priamos“ hielt. Wenn jener Schatz auch älter ist als Schliemann annahm — in seiner Zeit steckte die Wissenschaft der Datierung archäologischer Funde noch in den Kinderschuhen — so bewies dieser Schatz doch, daß hier das „goldreiche Ilion“ Homers gefunden worden war.

Freilich, die gelehrte Welt versuchte auch diesen überzeugenden Beweis für die Richtigkeit der Arbeiten Schliemanns zu „widerlegen“. Man behauptete, Schliemann habe diesen Goldschatz in den Erdboden „hineinpraktiziert“, er sei ein „Falschmünzer, Betrüger und Gaukler“, er sei „des Irrenhauses würdig“.

Der Archäologe A. Furtwängler, Vater des berühmten Dirigenten, bezeichnete Schliemann als „widerlichen Kerl,

confus, ohne Halt, verworren" (A. Furtwängler, Briefe, Stuttgart 1965, 75).

Heute sind Schliemanns Forschungen allgemein anerkannt. Man schämt sich des skandalösen Verhaltens seiner gelehrten Widersacher, feiert Schliemann als „Bahnbrecher der archäologischen Erforschung Griechenlands" und verschweigt seinen Kampf gegen seine gelehrten Widersacher. Der große Gelehrte Max Planck hat wohl recht, wenn er aus eigener bitterer Erfahrung schreibt: „Eine neue wissenschaftliche Wahrheit pflegt sich nicht in der Weise durchzusetzen, daß ihre Gegner überzeugt werden und sich als belehrt erklären, sondern vielmehr dadurch, daß die Gegner allmählich aussterben und daß die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist" (Max Planck, 1948, 22).

Der Triumph Schliemanns war auch der Triumph Homers. Er erstand nun wieder als der *eine* Dichter, als „der wahre, große und unvergängliche Homer" (E. Drerup). Die Ansicht über den Geschichtswert der homerischen Epen wandelte sich so grundlegend, daß Prof. W. Dörpfeld, Schliemanns Mitarbeiter, Ratgeber und Freund, erklärte: „Wenn ich dagegen jetzt in meinem Buch ‚Die Heimkehr des Odysseus‘ ähnlich wie Walter Leaf in seinem Buch ‚Homer and the history‘ die homerischen Epen für eine unschätzbare Quelle für die älteste Geschichte, Geographie und Kultur Europas erkläre, so tue ich das nicht mit unkritischer Naivität, sondern nach langen und ernsthaften wissenschaftlichen Studien." Der Wiener Archäologe Prof. Fr. Schachermeyr stellte sogar die Forderung auf: „Die homerischen Epen müssen als Geschichtsquelle Verwendung finden, da sie neben völlig Umgestaltetem und Neuerfundem auch vieles aus mykenischer Zeit treu bewahrt haben!" (Fr. Schachermeyr, 1929, 56). Wenn wir im folgenden Abschnitt dem Wissen und den geographischen Angaben Ho-

mers mehr Vertrauen schenken, als das trotz allem heute noch weithin der Fall ist, dann wandeln wir auf den Spuren Schliemanns und Dörpfelds, deren Vertrauen zur Zuverlässigkeit der Ortsbeschreibungen Homers in so einzigartiger Weise gerechtfertigt wurde.

In jüngster Zeit wurde die Überzeugung vom hohen Geschichtswert der homerischen Epen durch die Entzifferung der Linear-B-Schrift, die im Jahre 1956 Michael Ventris und John Chadwick gelungen ist, erneut bestätigt. Es ist eigentlich überflüssig festzustellen, daß beide Forscher, die „Außenseiter und Dilettanten“ waren, in wüster Weise von einigen Fachgelehrten angegriffen und geschmäht wurden. So hat z. B. Prof. B. Hrozny, ein tschechischer Gelehrter, der sich große Verdienste erworben hatte, weil er 1914 erkannte, daß die in Keilschrift geschriebene hethitische Sprache indogermanisch ist, von der Entzifferung der Linear-B-Schrift durch Ventris und Chadwick erklärt: „Es handelt sich hierbei um völligen Unsinn und reine Phantasterei!“ Die Entzifferung der Linear-B-Schrift gab nun wieder der Homerforschung neuen Auftrieb. Denn diese Entzifferung bewies, was man bisher für unmöglich gehalten hatte, daß die mykenischen Achäer schon griechisch sprachen und ihre Schrift im damaligen Griechenland weit verbreitet war. Man hatte ja bisher angenommen, daß die Achäer Analphabeten gewesen seien und daher den Schluß gezogen, daß die vielen tausend Verse der homerischen Epen erst in einer Zeit entstanden sein können, in der es in Griechenland eine Schrift gab. Die griechische Alphabet-Schrift hielt man für die älteste Schrift, die etwa im 9. oder 8. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland durch die Phönizier eingeführt worden sei. So nahm man an, daß Homer etwa im 9. oder 8. Jahrhundert v. Chr. seine Epen verfaßt hätte. 1952 konnte der Innsbrucker Altphilologe Albin Lesky noch schreiben: „Eine Datierung Homers in das Ende der mykenischen Zeit

dürfte heute nicht mehr versucht werden" (A. Lesky, 1952, 54).

Nun aber änderte sich alles. Die Entzifferung der Linear-B-Schrift und zahlreiche neue Funde schufen eine neue Sachlage. 1967 veröffentlichte die Philosophin Frau Dr. Kahl-Furthmann ein Buch mit dem Titel: „Wann lebte Homer?". In diesem Werk wies Kahl-Furthmann mit einem überaus umfangreichen Beweismaterial nach, daß Homer der mykenischen Zeit angehört und viele Jahrhunderte älter ist als die Fachgelehrten bisher behauptet hatten. Wieder war es einer Außenseiterin gelungen, ein großes Rätsel der Antike zu lösen. Aber wieder waren es beamtete Lehrstuhlinhaber, die das Werk als „Unsinn" bezeichneten und seine Veröffentlichung mit allen Mitteln zu hintertreiben versuchten.

Schließlich hat ein Fachgelehrter doch den Mut gehabt, sich für die Forschungsergebnisse von Frau Kahl-Furthmann einzusetzen. Professor Dr. Franz Vonessen, Freiburg i. B., schrieb 1969: „Dieses Buch (von Kahl-Furthmann) beweist, daß Homer mykenisch und etwa 500 Jahre älter ist, als die communis opinio der Homerforschung bisher zugeben will. Wohlgemerkt: das Buch behauptet dies nicht nur, macht es nicht nur wahrscheinlich, sondern *beweist* es. Es beweist weiterhin, daß die Ilias wie auch die Odyssee jeweils eine Einheit darstellen, die, ungeachtet gewisser Einschiebungen, im ganzen aus *einem Guß* sind. Auch das wird nicht nur gut begründet, sondern einsichtig, jawohl — deutlich sichtbar gemacht" ... „Die Beweise sind schlagend, die Belege zahllos; niemand kann zweifeln, nur die Homer-Philologie wird Zeit brauchen, um sich den neuen Erkenntnissen soweit zu öffnen, daß die Wahrheit ganz in sie eindringen kann. Nehmen wir das aber als Prüfstein und Beispiel dafür, wie weit eine Wissenschaft heutzutage von der Wahrheitsliebe regiert wird oder unter dem Regiment der Recht-

haberei und Eitelkeit steht!" Im Hinblick auf die Fachgelehrten für Homerforschung, die Kahl-Furthmanns Werk herabsetzten und seine Veröffentlichung verhindern wollten, schreibt Vonessen: „Aber der Homer-Forschung muß gesagt werden: bekanntlich ist die Verblendung keine Eigenschaft von Leuten, die an sich blind wären; vielmehr ist sie, ikonographisch gesprochen, eine Tochter der ‚auf dem Throne sitzenden Selbstliebe‘, des herrschenden Anscheins, der Doxa — ein Zweiglein am Lasterbaum, manchmal aus der luxuria (Zügellosigkeit in Ausübung der Macht, so bei Livius), manchmal aus der superbia (Überheblichkeit, Hochmut) sprossend, immer aber eng mit der scurrilitas (Gauklertum) und rancor (Hinterlist, Ränkeschmiederei) verknüpft!" (Franz Vonessen, 1969, Heft 4,636).

Kahl-Furthmanns Forschungsergebnisse zeigen, daß Homer der Blütezeit der mykenischen Kultur angehört, also noch nichts wußte und nichts wissen konnte vom Untergang der mykenischen und minoischen Kultur in den schweren Naturkatastrophen seit etwa 1250 v. Chr. Homer konnte auch noch nichts wissen von der Zerstörung der stolzen, hochragenden Burgen und Paläste von Mykene, Tiryns, Knossos usw., er konnte nichts wissen von der Großen Wanderung und den vielen Neuerungen, die diese mit sich brachte. Homer lebte also in einer Zeit, in der die Basileia, die Königsinsel der Atlanter noch nicht im Meer versunken war, sondern, wie uns der Atlantisbericht überliefert, schwunghaften Handel u. a. auch mit Oreichalkos = Bernstein trieb. Bernsteinhändler brachten ihre kostbare Ware nach dem Süden, große Bernsteinschätze fanden sich in vielen Gräbern der mykenischen Kultur.

Natürlich erzählten die Bernsteinhändler von der Königsinsel im Norden, wo der Bernstein als „leuchtendes Geschenk der Götter" (Od. VII, 132) „an vielen Stellen aus dem Boden gegraben wurde", als von einer reichen und

fruchtbaren Insel. Die Beschreibungen dieser Königsinsel bei Homer sind so anschaulich und lebensnah, aber auch so fremdartig und unmykenisch, daß H. D. F. Kitto, Professor für klassische Philologie an der Universität Bristol, geschrieben hat: „Es (die Beschreibung dieser Königsinsel) ist doch offensichtlich das Bild von etwas, das Homer selbst gesehen hat" (H. D. F. Kitto, 1957, 35). Nun sind wir keineswegs der Ansicht Kittos, daß Homer selbst diese glückliche Insel mit den „leuchtenden Geschenken der Götter" gesehen oder betreten hat. Aber er hat bei der Beschreibung dieser Insel, wie in anderen Fällen auch Segelanweisungen und Ortsbeschreibungen benützt, die es schon in mykenischer Zeit gab. Von zahlreichen Forschern ist festgestellt worden, daß Homer für seine Ortsbeschreibungen „wirklich vorhandene Vorbilder benützt hat" (R. Hennig, 1934, 50), und „in der Tat bemüht war, in sein Werk tunlich alle die seltsamen Erzählungen von fernen Ländern und Meeren, die zu seiner Zeit im Umlauf waren, mit den Erlebnissen seiner Helden in Verbindung zu bringen" (R. Hennig, 1934, 3). Das gilt auch von Homers Beschreibung der Königsinsel der Phäaken.

*Die Königsinsel der Atlanter und die Königsinsel
der Phäaken*

Wie wir bereits hörten, wird in der Argonautika des Apollonios von Rhodos die „heilige Insel Elektris", die „nahe am Eridanos-Strom" „im Kronosmeer" (= Nordsee) liegt, mit der Königsinsel der Phäaken gleichgesetzt. Auf der „Heiligen Insel Elektris" herrscht der Phäakenkönig Alkinoos mit seiner Gemahlin Arete, von dort fuhr „Hyllos heimisches Volk der Phäaken sammelnd über das Kronosmeer", um später im Land der Mentoren erschlagen zu wer-

den, an die Königsinsel der Phäaken schwemmt der Eridanos-Strom große Mengen von Bernstein, abwechselnd werden die Bewohner diese Insel oder des Landes Phäaken und Hyperboreer genannt.

Es ist in unserem Zusammenhang gleichgültig, ob Apollonios von Rhodos die Gleichsetzung des Phäaken mit den Hyperboreern und den Bewohnern des Bernsteinlandes der Antike aus dem Werk des Pytheas übernommen hat, wie D. Stichtenoth meint, oder vielleicht aus einem älteren Werk, einem vorhomerischen Argonautenepos. In unserem Zusammenhang ist es wichtig, daß in Griechenland schon sehr früh die Königsinsel der Phäaken mit der „heiligen Insel Elektris“ und der heiligen Insel Helixoia der Hyperboreer gleichgesetzt wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt diese Gleichsetzung und die Beschreibung des Phäakenlandes aus der Zeit, in der der Bernsteinhandel zwischen dem „Bernsteinland der Antike“ und Griechenland blühte, also aus der „Goldenen Zeit“ der mykenischen Kultur, dem 14. und 13. Jahrhundert v. Chr.

Wir haben oben bereits nachgewiesen, daß auch die Königsinsel Atlantis im „Bernsteinland der Antike“ lokalisiert werden muß. Damit steht fest, daß die Königsinsel Atlantis mit der Königsinsel der Phäaken und der Hyperboreer, also der „heiligen Insel Elektris“, die einst in der Mündung des Eridanos-Eider lag, identisch ist. Die Identität der Königsinsel Atlantis mit der der Phäaken, von der Homer in seiner „Phaiakie“ erzählt, haben zahlreiche Gelehrte schon seit längerer Zeit festgestellt.

Schon dem schwedischen Gelehrten Olaf von Rudbeck (1630–1702) ist die erstaunliche Übereinstimmung zwischen der Beschreibung der Königsinsel der Atlanter und der der Phäaken aufgefallen. Später wurde auf diese nahezu vollkommene Übereinstimmung in der Beschreibung beider Königsinseln häufig hingewiesen, so z. B. von dem ame-

rikanischen Forscher I. Donelly, und von den deutschen Forschern P. Borchardt, R. Hennig, A. Schulten und Fr. Kluge. R. Hennig stellt fest: „Überhaupt bestehen zwischen Homers Schilderung des Phäakenlandes und Platons Erzählung von Atlantis so verblüffend zahlreiche und merkwürdige Übereinstimmungen, daß unmöglich ein Zufall im Spiele sein kann. Es bestehen gewichtige Gründe, beide Schilderungen auf ein und dieselbe Urquelle zurückzuführen" (R. Hennig, 1934, 64).

Nun hat Hennig ursprünglich A. Schulten zugestimmt, der die Königsinsel von Atlantis in Tartessos suchte. Nachdem Hennig meine Arbeiten kennengelernt hatte, schrieb er, daß er seine Meinung völlig geändert habe und meinen Ansichten „voll und ganz" zustimme.

So ist denn auch Hennig zu der Überzeugung gekommen, daß die Basileia des Atlantisberichtes identisch ist mit der Basileia der Phäakie und der Basileia des Pytheasberichtes, die in der Mündung der Eider diesseits von Helgoland lag.

Um zu beweisen, daß es sich bei der Schilderung der Königsinsel der Atlanter und der der Phäaken um ein und dieselbe Königsinsel handelt, hat Hennig eine Parallelübersicht zusammengestellt, die im nachfolgenden benützt und erweitert werden soll.

Von der Königsinsel der Phäaken wird berichtet:

1. Sie liegt im Okeanos (Od. 4, 568; 5, 275 ff.; 12, 1).

Von der Königsinsel der Atlanter wird berichtet:

1. Sie liegt im „wahren Meer" (Tim. 25 a) „außerhalb der Säulen des Herakles" (Tim. 24 a), im Okeanos (Diodor III, 56).

2. Das Phäakenland liegt im Norden (siehe weiter unten: „Die Segelanweisung ins Phäakenland“, S. 367 ff.).
3. Die Phäaken wohnen „am Ende der Welt“, sie sind die „äußersten — eschatoi — Menschen“ (Od. 6, 8; 203; 205; 280 usw.).
4. Unmittelbar vor der Königsinsel der Phäaken liegt im Meer ein hohes, steil ins Meer abfallendes Felsenmassiv (Od. 5, 400 ff.).
5. Die Basileia der Phäaken liegt in der Mündung eines großen Stromes (Od. 5, 440 ff.).
6. An der Küste der Königsinsel der Phäaken, die hinter dem Felsenmassiv liegt, erheben sich Hügel und Dünen „nahe am Wasser“ (Od. 5, 470; 475).
7. Hinter den Hügeln am Wasser liegt eine fruchtbare Ebene, „das fette Phäakenland“ (Od. 6, 258; 13, 322).
2. Atlantis lag im Norden, „im atlantischen Meer“ der Alten.
3. Die Atlanter wohnen „am Ende der Welt“, sie sind die „äußersten — eschatoi — Menschen“ (Diodor III, 56).
4. Unmittelbar vor der Königsinsel der Atlanter liegt im Meer „ein hohes, steil ins Meer abfallendes Felseneiland“ (Krit. 118 a).
5. Die Basileia der Atlanter liegt in der Mündung eines großen Stromes (Krit. 118 d).
6. An der Küste der Basileia, die hinter dem Felseneiland liegt, erheben sich Hügel und Dünen, „die sich bis ans Meer hinziehen“ (Krit. 118).
7. Hinter diesen Hügeln liegt eine flache, sehr fruchtbare Ebene (Krit. 118a).

- | | |
|--|--|
| <p>8. Die Königsburg und der Poseidontempel liegen nicht unmittelbar an der Küste, sondern einen längeren Weg landeinwärts (Od. 6, 317 f.).</p> <p>9. Die Königsstadt ist umgeben von hohen Deichen und breiten Wassergräben (Od. 6, 262; 6, 8; 7, 44 f.).</p> <p>10. Die Deiche sind aus Erde erbaut und so hoch, daß ein Schiff durchfahren kann (Od. 6, 264; 7, 44 f.).</p> <p>11. Vor und hinter den Deichen ist „ein trefflicher Hafen, und die Durchfahrt ist schmal“ (Od. 6, 264).</p> <p>12. Ein Kanal führt durch die Ebene, durchbricht die Deiche und ermöglicht so die Schifffahrt bis hin zur Königsburg (Od. 6, 264; 8,5).</p> <p>13. Die Götter gaben den Phäaken „aglaa dora“ = leuchtende Geschenke (Od. 7, 132). Das Wort „aglaa“ gehört</p> | <p>Die Königsburg und der Poseidontempel liegen nicht unmittelbar an der Küste, sondern 50 Stadien = 9,2 km landeinwärts (Krit.115, 117).</p> <p>9. Die Königsstadt ist umgeben von hohen Deichen und breiten Wassergräben (Krit. 115 f.).</p> <p>10. Die Deiche sind aus Erde erbaut und so hoch, daß ein Schiff durchfahren kann (Krit. 115 f.).</p> <p>11. Vor und hinter den Deichen ist ein Hafen, die Durchfahrt ist so schmal, daß gerade nur ein Schiff durchfahren kann (Krit.115).</p> <p>12. Ein Kanal führt durch die Ebene, durchbricht die Deiche und ermöglicht so die Schifffahrt bis hin zur Königsburg (Krit.115).</p> <p>13. Auf der Königsinsel wird der Oreichalkos-Bernstein „an vielen Stellen aus dem Boden gegraben“ (Krit. 114).</p> |
|--|--|

zum Stamm „glas“ =
Bernstein.

chalkos ist ein Lehnwort
und heißt „vom Him-
mel stammend“.

- | | |
|---|---|
| <p>14. Im Mittelpunkt der Königsinsel steht ein „schöner Tempel Poseidons“ (Posideion) und die Königsburg des Alkinoos (Od. 6, 266; 7, 85 f.; 135 f.).</p> <p>15. Die Königsburg ist mit Gold, Silber und Kupfer herrlich ausgeschmückt, „gleich dem Strahle der Sonne und gleich dem Schimmer des Mondes erglänzte des edelgesinnten Alkinoos prächtige Wohnung“ (Od. 7, 85; 135).</p> <p>16. Der Tempel des Poseidon und die Königsburg sind von einem Wall umhegt (Od. 6, 303; 7, 113).</p> <p>17. Vor dem Tempel des Poseidon stehen goldene Standbilder (Od. 7, 91).</p> <p>18. Vielleicht ist die Schilderung eines Standbildes des Poseidon in Ilias 13, 21 ff. eine Erinne-</p> | <p>14. Im Mittelpunkt der Königsinsel steht ein herrlicher Tempel des Poseidon und die Königsburg des obersten Königs (Krit.115, 116).</p> <p>15. Die Königsburg ist mit Gold, Silber, Kupfer und Bernstein herrlich geschmückt und bietet „ein Aussehen, das Stauen erregt“ (Krit.115).</p> <p>16. Der Tempel des Poseidon und die Königsburg sind von einem Wall umhegt (Krit. 116).</p> <p>17. Vor dem Tempel des Poseidon stehen goldene Standbilder (Krit. 116).</p> <p>18. Dort steht auch ein Standbild Poseidons. Poseidon ist dargestellt: „In Gold gehüllt, als</p> |
|---|---|

rung an jenes Poseidonstandbild. Poseidon wird dort beschrieben: „In Gold gehüllt, als Lenker geflügelter Rosse von Meeresungeheuern begleitet.“

Lenker geflügelter Rosse, von Delphinen und Nereiden umgeben" (Krit.116).

19. Dem Poseidon werden von den Königen der Phäaken Stieropfer gebracht. Der oberste König leitet das Opfer (Od. 13, 24; 182 ff.).
 20. Die Könige der Phäaken herrschen nicht absolut wie die mykenischen Könige, sie müssen den Rat der „erhabenen Fürsten und Pfleger" einholen und Ratsversammlungen halten (Od. 6, 54 f.; 7, 189 f.; 8, 11 f.).
 21. Die Könige der Phäaken trinken aus goldenen Schalen (Od. 8, 430).
 22. Beim Heiligtum des Poseidon steht ein herrlicher Hain und ein Garten mit köstlichen Fruchtbäumen (Od. 6, 295,321; 7, 112 ff.).
 23. Dort entspringen auch
19. Dem Poseidon werden von den Königen der Atlanter Stiere geopfert. Der oberste König leitet das Opfer (Krit. 119).
 20. Die Könige der Atlanter herrschen nicht absolut wie die mykenischen Könige, sie müssen den Rat ihrer Fürsten einholen und Ratsversammlungen abhalten (siehe oben S. 107 ff.).
 21. Die Könige der Atlanter trinken aus goldenen Schalen (Krit. 120).
 22. Beim Heiligtum des Poseidon steht ein herrlicher Hain und ein Garten mit köstlichen Fruchtbäumen (Krit. 117).
 23. Dort entspringen auch

- zwei Quellen (Od. 7, 129).
24. „Wir Phäaken lieben warme Bäder“ (Od. 8, 249).
25. Um den Poseidontempel und die Königsburg ziehen sich Versammlungsplätze und Wettkampfplätze herum (Poseidon amphipolis Od. 6, 266; 8, 5, 110).
26. Die Phäaken üben sich auf den Wettkampfpätzen „in dem Kampfe der Faust, im Ringen, im Sprung und im Wettlauf“ (Od. 8, 100 ff.).
27. Poseidon ist der Stammvater des phäakischen Königsgeschlechtes (Od. 7, 56 ff.).
28. Einer der Vorfahren aus diesem Geschlecht Poseidons hat einst die Phäaken ins Phäakenland gebracht, sie in einer Stadt gesammelt, die Stadt mit Deichen umgeben, ihnen Häuser
- zwei Quellen, eine warme und eine kalte (Krit. 117).
24. Die Atlanter lieben es, im warmen Wasser zu baden (Krit. 117).
25. Um den Poseidontempel und die Königsburg ziehen sich Versammlungsplätze und Wettkampfpplätze herum (Krit. 117). Wettkampfpplätze gab es im mykenischen Griechenland nicht.
26. Die Atlanter üben sich auf den Wettkampfpätzen in gymnastischen Übungen aller Art (Krit. 117).
27. Poseidon ist der Stammvater des atlantischen Königsgeschlechtes (Krit. 114; 120).
28. Einer der Vorfahren aus diesem Geschlecht Poseidons hat einst die Atlanter nach Atlantis gebracht, die Stadt mit Deichen umgeben, die Einwohner der Gesetzlosigkeit und dem tieri-

und Tempel erbaut und dem Volk die Äcker ausgeteilt (Od. 6, 7 ff.).

29. König Alkinoos ist der oberste König von 12 Fürsten (Od. 8,41,390, 391).
30. Die Phäaken sind ebenfalls alle Nachkommen des Poseidon (Od. 7, 205 ff.; 13, 130 ff.).
31. Die Phäaken waren die besten Seefahrer, sie hatten die schnellsten Schiffe. „Sie kümmern sich nur um schnelle, hurtige Schiffe, über die Meere zu fliegen, denn dieses gab ihnen Poseidon" (Od. 7, 34, 320).
32. Die Phäaken sind „göttlicher Natur", sie werden „göttergleiche Phäaken" genannt (Od. 6, 141; 13, 130).
33. „Wir haben mit niemand Gemeinschaft" (Od. 6, 205).
34. Das Klima im Phäakenland ist ungemein günstigen Leben entwöhnt und sie die Benutzung und den Anbau der Feldfrüchte gelehrt (Diodor III, 56).
29. Der Oberkönig von Atlantis ist der oberste König von zehn Herrschern (Krit. 114).
30. Die Atlanter sind ebenfalls alle Nachkommen des Poseidon (Krit. 114, 120).
31. Die Atlanter waren hervorragende Seefahrer, eine große Flotte von 1200 Kriegsschiffen lag bereit (Krit. 117, 119).
32. Die Atlanter „verleugerten viele Menschenalter hindurch nicht ihre Verwandtschaft mit der Gottheit" (Krit. 120).
33. Sie waren „einst unvermischt mit anderer Sterblichen Blut" (Krit. 121).
34. Das Klima von Atlantis war einst überaus

stig, „ewig weht dort
des Zephyrs (West-
winds) lieblicher
Atem“
(Od. 7,119).

günstig, ein linder Ze-
phyr (Westwind) wehte
beständig. Zweimal im
Jahr konnte geerntet
werden (Krit. 115,118;
Diodor V, 19).

Diese Parallelübersicht zeigt deutlich, daß die Königsinsel von Atlantis mit derjenigen der Phäaken identisch ist. Sicherlich sind in beiden Überlieferungen mythologische und wohl auch märchenhafte Züge eingeflossen. Das gehört zum Stil der Überlieferungen in alten Zeiten. Auch die Ilias und die Odyssee enthalten viele mythologische und märchenhafte Züge. Trotzdem würde heute wohl niemand mehr bezweifeln, daß in ihnen richtige geographische und historische Angaben enthalten sind, was durch die Ausgrabungen und Forschungen der letzten hundert Jahre vielfach nachgewiesen wurde.

Das gilt auch von Homers Beschreibung des Phäakenlandes. So hat schon R. Hennig von dieser Beschreibung gesagt: „Ein fester geographischer Kern liegt dennoch zugrunde“ (R. Hennig, 1934, 60).

Die Übereinstimmungen in den Schilderungen der Königsinsel der Atlanter und der der Phäaken sind so zahlreich, daß man auf den Verdacht kommen könnte, Solon oder Platon hätten für die Schilderung der Basileia der Atlanter Homers Phaiakie benutzt und als Vorlage genommen. Aber dieser Verdacht läßt sich leicht widerlegen.

Im Atlantisbericht werden viele Angaben gemacht, die in der Phaiakie Homers nicht stehen und daher nicht aus ihr stammen können. Im Atlantisbericht wird u.a. die Farbe des Gesteins der Felseninsel vor der Küste richtig angegeben: „teils rot, teils weiß, teils schwarz“, die Entfernung des „allseits niedrigen Hügels“, auf dem die Königsburg

und der Poseidontempel standen, wird mit 50 Stadien von der Küste entfernt angegeben. Es wird berichtet, daß der Oreichalkos = Bernstein „an vielen Stellen aus dem Boden gegraben wurde“. Die Weltsäule in der Mitte des Heiligtums wird beschrieben. Ausführlich ist von den schwersten Erdbeben und Meeresüberschwemmungen, vom Untergang der Königsinsel der Atlanter und vom Schlammeer, das nach diesem Untergang entstand, die Rede. Der Große Kriegszug der Atlanter durch Europa, der erfolgreiche Abwehrkampf Athens, der Zug der Atlanter durch Asien-(Vorderasien), ihr Bündnis mit Libyern und Tyrrhenern und der Angriff dieser Völkerkoalition gegen Ägypten usw. usw., werden erwähnt. Außerdem sagte Solon in Ägypten, „daß weder er noch irgendein anderer Grieche von allen diesen Dingen auch nur das Geringste wisse“ (Tim. 22 a). Das alles zeigt, daß Solon keine griechische Quelle, auch nicht die Phaiakie Homers als Vorlage benützt hat, er hat vielmehr, wie so oft versichert wird, altägyptische Tempelinschriften und Papyrustexte in einer Nacherzählung wiedergegeben. Die zahlreichen Übereinstimmungen zwischen der Beschreibung der Königsinsel der Phäaken und derjenigen der Atlanter haben sich ergeben, weil in beiden Berichten ein und dieselbe Insel beschrieben wird, nicht aber weil Solon die Phaiakie als Vorlage benützt hätte.

Für die Hyperboreerüberlieferung läßt sich dasselbe nachweisen. Auch für sie hat weder der Atlantisbericht noch die Phaiakie Homers als Vorlage gedient. Die Hyperboreersage ist vielmehr, wie E. Jung gezeigt hat, „eine uralte Stammesgeschichte (der Dorier), die die zutreffende Erinnerung an die nordeuropäische Herkunft und die Einwanderung der herrschenden Schichten in Hellas und Rom bewahrt hat“ (E. Jung, 1939, 336 f.).

Gegen die Lokalisierung des Phäakenlandes im nordeuropäischen Raum kann *nicht* eingewendet werden, Homer

hätte keine Kenntnis von diesem fernen Gebiet haben können. Wer so argumentiert, der vergißt, daß mit dem Bernsteinhandel, der gerade in mykenischer Zeit zwischen dem Bernsteinland der Antike und Griechenland blühte, Nachrichten aus dem nordeuropäischen Raum nach Griechenland kamen. Homer hat auch diese Nachrichten in die Odyssee eingeflochten und außer vom Phäakenland auch noch von anderen Ländern im nordeuropäischen Raum gesungen. Dazu gehören z. B. die Verse über das Land der Lästrygonen und das Land der Kimmerier (Od. 10, 80 ff. und 11,31 ff.).

Von seiner Fahrt ins Land der Lästrygonen erzählt Odysseus:

„Als wir nun sechs Tage und Nächte die Wogen durchrudert,
kamen am siebenten wir zur lästrygonischen Feste,
Lamos hoher Stadt Telepylos, dort wo dem Hirten
ruft der heimtreibende Hirt, und es hört ihn der,
der hinaustreibt,
und ein Mann ohne Schlaf gewänne sich doppelte Löhnung:
eine als Rinderhirt und eine als Hirt für die Schafe,
denn so nahe ist dort der Pfad von Tag und Nacht
beieinander“
(Od. 10, 80 ff.).

Schon Krates von Mallos (um 170 v. Chr.) hat erkannt, daß in diesen Versen die kurze Sommernacht des hohen Nordens geschildert wird. Daß Tag und Nacht einander im hohen Norden, wo Atlas steht, nahen, hat schon Hesiod (um 700 v. Chr.) mit folgenden Worten besungen:
„Dort trägt Atlas, des Japetos Sohn, den weiten
Himmel mit seinem Haupt und unermüdlichen Händen,
unerschütterlich, wo Tag und Nacht sich einander
nahen und miteinander reden . . .“
(Theogonie 744 f.)

S. Gutenbrunner schreibt zur Lästrygonensage bei Homer: „Hier handelt es sich um die zur Sommerzeit für den Norden kennzeichnende Kürze der Nacht, die dem von Süden kommenden Reisenden auffallen mußte ... Es ist natürlich, an dieser Stelle eine Kunde von den hellen Nächten des Nordens zu suchen, wie es Müllenhoff, Much und die meisten anderen Forscher tun" (1939, 34).

Ähnlich liegen die Dinge auch in den Versen, in denen Odysseus von seiner Fahrt ins Land der Kimmerier berichtet. Daß auch dieses Land „an des tiefen Okeanos Ende" (Od. 11, 31) im Nordseeraum liegt, haben schon antike Autoren festgestellt. So hat Poseidonios (135–50 v.Chr.) erklärt, „daß die Hellenen die Kimbern früher Kimmerier nannten" (bei Strabo VII, 2). Plutarch hat ebenfalls erklärt, daß Kimbern und Kimmerier dieselben Namen seien, und daß dieses Volk „am äußersten Meer, in einem schattigen und baumreichen, den Sonnenstrahlen wenig zugänglichen Lande, in der Nähe des Nordpols wohnen" (Leben des Marius, 11). Diodor sagt von den Kimbern, die ja einige Jahrzehnte vor seiner Geburt das römische Reich bedrohten und erst im Jahre 102 v.Chr. vom Konsul Marius bei Aquae Sextiae vernichtend geschlagen wurden: „Es ist dasselbe Volk, das in alter Zeit ganz Asien (= Vorderasien) durchzogen hat und das man früher Kimmerier hieß; im Laufe der Zeit hat sich der Name etwas verändert und die Gestalt ‚Kimbern‘ angenommen" (Bibl. hist. V, 32). Die Kimmerier der Odyssee sind also identisch mit den Kimbern, deren Heimat die „Kimbrische Halbinsel" war.

Eratosthenes hat dem Homer den Vorwurf gemacht, daß seine Odyssee eine öde Fabel sei, weil er in südliche Länder Verhältnisse und örtlichkeiten lege, die es doch nur im äußersten Norden gibt (bei E. Krause, 1891, 37). Strabo (1. Jh. v.Chr.) hat beinahe sein ganzes erstes Buch seiner „Erdbeschreibung" dem Versuch gewidmet, Homer von

diesen Vorwürfen reinzuwaschen. Er meint, wenn Homers Schilderungen eine merkwürdige Kenntnis der hohen nordischen Breiten verrieten, und Homer sogar eine Anzahl der Abenteuer des Odysseus ins Nordmeer verlegt, so könne er diese für seine Zeit erstaunlichen Kenntnisse recht wohl den Kimmeriern selbst verdanken, die ja in früheren Zeiten einen Einfall in Griechenland gemacht hätten (bei E. Krause 1891, 37 f.).

Tacitus schreibt in seiner „Germania“: „Übrigens ist nach der Ansicht mancher, Odysseus auf seiner langen und berühmten Irrfahrt in diesen nördlichen Ozean verschlagen worden und in die germanischen Lande gekommen, er soll dort das noch heutzutage bewohnte Asciburgium gegründet und benannt haben“ (Germania, Kap. 3).

Auch Claudian (4. Jh. n.Chr.) hat viele Erlebnisse des Odysseus ins Nordmeer verlegt (Claudian I, u. Rufinum I, 133 f.), ihm hat Prokopios (500–562 n.Chr.) zugestimmt (Historiai IV).

Die moderne Forschung ist zu demselben Ergebnis gekommen wie diese griechischen oder römischen Autoren. Der Altphilologe F. G. Welcker hat 1832 eine ausführliche Untersuchung veröffentlicht, in der er unter Hinweis auf viele antike Autoren den Nachweis erbracht hat, daß die Phäakengeschichte Homers aus dem Nordseeraum stammt (F. G. Welcker, 1833 und 1845). Welcker meint, daß diese und andere Überlieferungen aus „hyperboreischen Gegenden“ stammen. Später hat dann der kenntnisreiche Germanist E. Krause 1891 auf Grund eines Vergleiches vieler nordischer Sagen und Überlieferungen mit jenen, die in die Ilias und Odyssee verwoben sind, gezeigt, „daß es sich hierbei um uralte Erinnerungen eines südwärts gewanderten nordischen Stammes handelt“ (E. Krause, 1891, 38). Der Kieler Germanist Dr. S. Gutenbrunner hat in seinem Werk „Germanische Frühzeit in den Berichten der Antike“

in dem Kapitel: „Spuren der Kenntnis Nordeuropas bei Homer“ von der Kenntnis nordeuropäischer Gegebenheiten und Sagen bei Homer geschrieben: „Es wird sich vielmehr um altes Wissen handeln, das den Griechen vielleicht noch in ihren Sitzen nördlich von ihrer geschichtlichen Heimat zugekommen ist, als sie noch mit Germanien enger verbunden waren, ja man könnte hier sogar einen Niederschlag jener bronzezeitlichen griechisch-germanischen Verbindung suchen, mit der wir das Auftauchen des ursprünglich germanischen Wortes *pyrgos* erklärt haben“ (1939, 35). Wir dürfen also wohl mit Apollonios von Rhodos und den anderen Autoren die Königsinsel der Phäaken mit der „heiligen Insel Elektris“ im Bernsteinland der Antike, also auch mit der Königsinsel Atlantis gleichsetzen.

Die Segelanweisung nach Basileia

Um die erstaunlichen Kenntnisse, die Homer von der Königsinsel der Phäaken hatte, aufzuzeigen, ist es am einfachsten, wenn wir den Odysseus auf seiner Fahrt nach dem Phäakenland und bei seinen Erlebnissen auf der Königsinsel der Phäaken begleiten.

Für diese Fahrt erhält Odysseus eine genaue Segelanweisung von der Göttin Kalypso, auf deren einsamer und menschenleerer Insel Ogygia er sich sieben Jahre aufgehalten hat.

Es ist den Homerforschern wiederholt aufgefallen, daß in der Odyssee Segelanweisungen enthalten sind, „die sich teilweise wie eines der gewiß schon damals üblichen Fahrtenjournale lesen“ (W. Schadewaldt, 1942, 76).

Offenbar hat dem Homer ein Fahrtenjournal, griech. „*Periplus*“, vorgelegen, das recht genau den Kurs und die Entfernung zu den verschiedenen Inseln und Küsten angab.

Die Kurse waren nach Sternbildern oder vorherrschenden Windrichtungen angegeben. Den Entfernungsangaben liegt ein Etmal (zurückgelegte Strecke in 24 Stunden) von 1000 Stadien = 100 Seemeilen zugrunde. Eine Tagesleistung von 1000 Stadien läßt sich bei mehreren Entfernungsangaben in den homerischen Liedern nachrechnen (A. Köster, 1923, 179; R. Hennig, 1925, 109; 1934, 42; H. Berve, 1942, 62; P. Herrmann, 1952, 172; Pauly-Wissowa, Artikel: „Nachrichtenwesen“). Das ist eine Durchschnittsleistung, mit der auch andere antike Autoren rechnen (A. Köster, 1923, 179), und die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen zu sein scheint. Zu Herodots Zeiten rechnete man mit einem Etmal von 1300 Stadien, nach dem Periplus des Skylax (griechischer Geograph um 500 v. Chr.) rechnete man von Karthago bis zu den Säulen des Herakles (= 8400 Stadien = 840 Sm) sieben Tage, das ist ein Etmal von 1200 Stadien.

Die nautischen Angaben der Segelanweisung, die Odysseus für seine Fahrt von Ogygia nach dem Phäakenland erhält, sind von fachmännischer Seite nachgeprüft worden. A. Breusing, der frühere Direktor der Navigationsschule in Bremen, hat festgestellt, daß „gerade auch die seemännischen und nautischen Angaben Homers sehr wohl überlegt waren und mit der Wirklichkeit geradezu erstaunlich gut in Einklang stehen“ (A. Breusing, 1889; R. Hennig, 1934, 43). Hennig sagt zu dieser Segelanweisung: „Die genannte Segelanweisung der Kalypso ist übrigens, was man ihr freilich nicht so ohne weiteres ansehen kann, von einer wunderbaren Genauigkeit, daß noch heute jeder Seemann danach einen klaren und richtigen Kurs halten könnte. Sie ist sogar einer der stärksten Beweise dafür, daß Homer seine Beschreibungen unmittelbar aus des Lebens Praxis schöpfte und nicht aus der Phantasie“ (R. Hennig, 1934, 44).

Die Segelanweisung der Kalypso hat folgenden Wortlaut: „Freudig spannte der Held im Winde die schwellenden Se-

setzte sich dann an das Ruder und steuerte künstlich über die Flut, ihm schloß kein Schlummer die wachsamen Augen.

Auf die Plejaden gewandt und auf Bootes, der spät erst untergeht, und den „Bären“, den andre auch „Wagen“ benennen,

welcher im Kreise sich dreht, den Blick zum Orion gewendet,

und alleine niemals in Okeanos Bad sich hinabtaucht.

Denn beim Abschied befahl ihm die hehre Göttin Kalypso, daß er auf seiner Fahrt den Nordstern zur Linken stets ließe.

Siebzehn Tage befuhr er die ungeheuren Gewässer, am achtzehnten Tage tauchten von ferne die schattigen Hügel

auf vom phäakischen Land, denn dieses lag nun am nächsten,

anzusehn wie ein Schild im wolkenverhangenen Meere" (Od. 5, 269 f.)

Um die nautischen Angaben dieser Segelanweisung zu überprüfen, ist es erforderlich, zuerst den Ausgangsort dieser Seereise zu bestimmen. Odysseus befindet sich vor Beginn dieser Fahrt auf der Insel Ogygia, die „menschenleer“ in „der unermeßlichen Salzflut“ liegt. Diese Insel trägt auch den Namen „Nabel des Meeres“ (Od. I, 50). Eine große Höhle, in der die Göttin haust, befindet sich auf der Insel (Od. 5, 63, 68, 154, 194 u.a.). Schon der altgriechische Scholiast hat zu Od. 5, 100 f. erklärt, daß die Insel Ogygia im Okeanos gelegen haben müsse. Auch Strabo hat das betont und festgestellt, daß man nirgendwo im Mittelmeer siebzehn Tage bei günstigem Fahrtwind segeln könnte, ohne ans Festland zu stoßen. Derartige Entfernungen gäbe es nur im Okeanos. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf hat darauf hingewiesen, daß schon die Bezeichnung „nesos ogy-

gie" die Lage der Insel im Weltmeer anzeigt, weil das Wort „ogygie" genau dasselbe bedeute wie das Wort „okeanie". Der französische Hellenist Victor Berard hat die Bezeichnung „nesos ogygie" mit „l'île de océane" = Insel im Ozean übersetzt, er hat das Wort „ogygie" nicht als Eigennamen, sondern als Adjektiv aufgefaßt.

Nun gibt es außerhalb der Straße von Gibraltar, bei Homer Scylla und Charybdis genannt (A. Breusing, 1889, 66 f.; R. Hennig, 1934, 39 f.; A. Schulten, 1950, 57; P. Herrmann, 1952, 162 u.a.), im Ozean folgende Inselgruppen: die Kanarischen Inseln, Madeira und die Azoren. Alle drei Inselgruppen sind schon mit Ogygia gleichgesetzt worden (R. Hennig, 1925, 41; 1934, 43; A. Schulten, 1948, 683 f.; P. Herrmann, 1952, 126). Aber gegen die Gleichsetzung von Ogygia mit den Kanaren oder mit Madeira sprechen folgende Gründe:

1. Von Ogygia wird wiederholt versichert, daß sie menschenleer und unbesiedelt sei. Die Kanaren und Madeira aber waren seit der jüngeren Steinzeit besiedelt.
2. Odysseus erhält den Auftrag, in einer Nacht auf Bootes und die Plejaden zu steuern. Nach einer Berechnung von Villinger, Jena, sind diese beiden Sternbilder während des Sommers, in welcher Jahreszeit Odysseus ja seine Fahrt unternimmt (R. Hennig, 1934, 44), südlich des 35. Breitengrades nicht in derselben Nacht sichtbar (Od. V, 50). Odysseus muß sich also, wenn diese astronomische Anweisung Sinn haben soll, auf einer Insel im Ozean nördlich des 35. Breitengrades befunden haben. Dort liegen aber nur die Azoren. Sie müssen also der Ausgangsort der siebzehntägigen Segelfahrt des Odysseus nach dem Phäakenland gewesen sein.

Daß die Azoren unter den „ogygischen Inseln" wirklich gemeint sind, geht auch aus den anderen Angaben in der Odyssee hervor.

Odysseus hatte die Scylla und Charybdis passiert, die R. Hennig mit vielen guten Gründen mit der Straße von Gibraltar gleichgesetzt hat. Von dort ist Odysseus nach neuntägiger Fahrt, in der zehnten Nacht nach Ogygia gekommen. Nach dem von Homer benutzten Entfernungsschema hat Odysseus in neuneinhalb Tagen 9500 Stadien oder 950 Sm zurückgelegt. Das entspricht genau der Entfernung von Gibraltar nach der Azoreninsel St. Miguel (952 Sm).

Ogygia wird in der Odyssee „Nabel des Meeres“ genannt. Das ist tatsächlich der alte Name von der Ilha do Pico. Diese Insel mit dem 2300 m hohen Pico Alto trug noch im 18. Jahrhundert den Namen „umbelicus maris“ = Nabel des Meeres (U. v. Wilamowitz-Möllendorf, 1914, 1042 f.; 1916, 497 f.; R. Hennig, 1934, 41). Diesen Namen hatte die Insel wohl nicht nur wegen der Form dieses alten Vulkankegels, sondern wahrscheinlich auch aus einem anderen Grund. Mit „omphalos“ bezeichneten die Griechen nicht nur den Nabel, sondern überhaupt jeden Mittelpunkt, so z. B. auch jenen Stein auf dem Wettkampfsplatz, um den der Wettläufer herumlaufen mußte, also den Mittelpunkt der Wettlaufbahn.

Nach einer freundlichen Mitteilung des Direktors der Seefahrtsschule in Lübeck, Dr. Meint Harms, mußten früher Segelschiffe, die von Gibraltar aus in die Nordsee gelangen wollten, einen „Zwangskurs“ einschlagen, der von Gibraltar aus nach den Azoren und um diese herum dann mit NOzO-Kurs in den Ärmelkanal und weiter in die Nordsee führte. Dazu zwangen die Wind- und Strömungsbedingungen. Die Azoren sind nämlich der Mittelpunkt von Wind- und Meeresströmungen, die im Sinne des Uhrzeigers um diesen herumlaufen. Der Golfstrom, der nördlich der Azoren nach NO verläuft, teilt sich am Kap Quesant (Bretagne), ein Arm strömt durch den Ärmelkanal, der andere

wird durch den Verlauf der Westküste Frankreichs nach Süden abgeleitet und strömt mit einer Stundengeschwindigkeit von zwei bis drei Seemeilen durch die Biskaya und an der Westküste Spaniens entlang bis in die Gegend von Gibraltar. Dort biegt er nach Westen ab und umkreist die Azoren in großem Bogen und mündet dann wieder nordwestlich der Azoren in den Golfstrom ein. Da das „Azorenhoch“ eine überaus häufige und beständige Wetterlage ist, und die Winde auf der nördlichen Halbkugel im Sinne des Uhrzeigers um ein Hochdruckgebiet wehen, herrschen an der Westküste Europas nicht nur die nach Süden setzende Meeresströmung, sondern auch vorwiegend Winde aus nördlicher Richtung. Ein Segelschiff, das von Gibraltar in die Nordsee gelangen will, müßte also an der Westküste Europas gegen Wind und Strom segeln, was zeitraubend und wegen der nahen Küste gefährlich ist. Wenn ein Segelschiff von Gibraltar aus mit der Meeresströmung und den vorherrschenden Winden um die Azoren segelt, geht die Fahrt trotz der größeren Entfernung schneller und gefahrloser vor sich. Die Azoren mit dem weithin sichtbaren Pico Alto stellen den Wendepunkt, den „omphalos“, dieses Zwangskurses dar, nördlich der Azoren gelangt ein Segelschiff in den mit drei Seemeilen Geschwindigkeit nach NO setzenden Golfstrom (R.L. Carson, 1952, 162). Im Ärmelkanal kann sich bei anhaltenden Westwinden die Strömungsgeschwindigkeit vervielfachen. Hier wurden schon Strömungsgeschwindigkeiten von 15 Seemeilen in der Stunde gemessen. Der Golfstrom ist nördlich der Azoren etwa 150 km breit, die Strömungsgrenze ist durch die indigoblaue Färbung des Golfstromes gegenüber der kalten, flaschengrünen Farbe der nördlichen Gewässer klar zu erkennen „und so abrupt, daß der Bug eines in den Golfstrom kreuzenden Schiffes sich einen Augenblick lang in 20 Grad wärmerem Wasser als sein Heck befinden kann,

als wäre die ‚kalte Wand‘ eine feste Barriere, welche die beiden Wassermassen trennt“ (R. L. Carson, 1952, 166). Es ist für ein Schiff daher nicht schwer, sich im Golfstrom zu halten.

Der Name „omphalos“, Mittelpunkt oder Drehpunkt der Laufbahn, ist für Ogygia = St. Miguel also sehr wahrscheinlich auch aus nautischen Gründen gewählt worden. Den Seefahrern in mykenischer Zeit war dieser „Zwangskurs“ um die Azoren offenbar schon sehr früh bekannt. Das ist nicht verwunderlich. Denn wir wissen, daß bereits in der jüngeren Steinzeit die Megalithiker aus dem Nordseeraum nach Spanien, Nordafrika und zu den Kanarischen Inseln segelten und dorthin die Megalithkultur verbreiteten. Auch haben die Seefahrer, die Zinn aus Britannien oder Bernstein aus dem Gebiet bei Helgoland ins Mittelmeer verfrachteten, bei der Fahrt nach dem Norden diesen Zwangskurs nehmen müssen. Wenn in der Odyssee Atlas, der Ahnherr der Atlanter, „der Allererforschende, der alle Tiefen des Meeres kennt“, genannt wird (Od. 1, 52), dann klingt das wie eine Erinnerung an die Erforschung der Geheimnisse des Meeres, die man dem Atlas und seinen Nachfahren, den Atlanten, verdankte. Demnach ist es wahrscheinlich, daß wir in der Segelanweisung nach dem Phäakenland eine uralte Beschreibung des Zwangskurses für Seefahrer, die aus dem Mittelmeer in die Nordsee segeln wollten, vorliegen haben. Der „omphalos thalasses“, wie Ogygia genannt wird, war also St. Miguel, die Azoreninsel, die noch im Mittelalter diesen Namen trug.

Als Odysseus seine Fahrt ins Phäakenland antrat, lag ein „Azorenhoch“ mit „günstigem lauem Wind“ (Od. V, 167, 268), „mit Wind von achtern“ (ouron ópisthen) über Ogygia. Odysseus hat die Anweisung bekommen, nach dem Aufgang des Bootes und der Plejaden zu steuern. R. Henig, der sich durch einen Fachmann für vorgeschichtliche

Astronomie beraten ließ, sagt, daß damals Bootes und die Plejaden „fast mathematisch genau am gleichen Punkt im Ost-Nordosten (genauer NOzO) aufgingen“. Mit diesem Kurs steuert Odysseus mit Rückenwind und Meeresströmung genau in den Ärmelkanal und in die Nordsee. Die Fahrt dauert siebzehn Tage. Am achtzehnten Tag sieht Odysseus das Felseneiland vor der phäakischen Küste auftauchen (Od. V, 279).

Nun kann man gegen diese Feststellung anführen, daß Odysseus auf seiner Fahrt von Ogygia (St. Miguel) in die Nordsee den Ärmelkanal passiert haben muß, aber weder von der Nord- noch von der Südküste dieser Meeresstraße ist in der Odyssee die Rede. Aber das ist auch bei anderen Segelkursen, die Homer den Odysseus oder die Flotte der Achäer steuern läßt, so. O. Zeller hat zu dieser Frage geschrieben: „Daß auf der Fahrt von der Syrte bis Sardinien nichts von Tunis oder Sizilien erwähnt wird, ähnlich wie auf der Fahrt von Ismaros bis Maleia nichts über die dazwischenliegenden Inseln gesagt wird, daran werden wir uns gewöhnen müssen. Denn der Dichter will ja kein Fahrtenjournal schreiben mit Angaben über die Routinehäfen, die jeder Seemann sowieso schon angelaufen hat, sondern er zielt auf das Außerordentliche und Ungewöhnliche ab, was eben auch unter einer seefahrenden Nation nicht jeder zu erleben vermag“ (1959, 49).

Homer war kein Seekapitän, der ein Logbuch geschrieben hat, sondern ein Dichter, der seinen — vielleicht erfundenen — Helden Odysseus alle die Seeabenteuer erleben und die Küsten und Inseln ansteuern läßt, von denen die Seefahrer in mykenischer Zeit erzählten. Sicherlich gab es damals Fahrtenjournale mit guten Segelanweisungen und Schilderungen jener Küsten und Inseln, mit denen die mykenischen Achäer Handel trieben. Das haben A. Breusing (1889) und W. Schadewaldt (1942) nachgewiesen. Homer

hat in seiner Dichtung beides, die Angaben der Fahrtenjournale und das Seemannsgarn, das in den Hafenkneipen erzählt wurde, miteinander verquickt. So ist sein Werk eine Mischung von guten geographischen Angaben und erfundenen oder auch wahren Erlebnissen mykenischer Seeleute. Schon 1955 schrieb ich: „Homer hat nachweisbar alte Fahrtenjournale aus mykenischer Zeit benützt, sich aber nicht sklavisches an sie gehalten. In dichterischer Freiheit hat Homer in den meisten Fällen, ja, soweit ich im Augenblick übersehen kann, in allen Fällen nur den Ausgangspunkt, die Richtung und Dauer und das Ziel der Fahrt angegeben, die sein Held unternahm, nicht aber die Küsten und Inseln erwähnt, die passiert werden mußten. Wenn Homer z.B. seinen Helden Odysseus von Euboia nach Pylos an der Südspitze der Peloponnes fahren läßt, dann erwähnt er keine der vielen Inseln und Küsten, die doch auf diesem Kurs in Sicht kamen. Auf der Fahrt durch das Mittelmeer zur Scylla und Charybdis (Gibraltar) erwähnt Homer ebenfalls keine der Inseln und Küsten, die passiert werden mußten. Auch bei der Fahrt von Kreta nach dem „heiligen Ilion“ wird keine der vielen Inseln erwähnt, die auf diesem Kurs liegen. Wer wollte deswegen zweifeln, daß Odysseus wirklich nach Ilion-Troja fuhr?“ (Spanuth, 1955, 97).

Nach dem Schema, das Homer für seine Entfernungsangaben benützt hat, befindet sich Odysseus am achtzehnten Tag 1720 Sm von Ogygia = St. Miguel entfernt und steht damit etwa 10 Sm vor Helgoland (St. Miguel—Helgoland 1730 Sm).

Zu einer guten Segelanweisung gehört eine anschauliche Beschreibung der anzusteuernenden Küste. In den modernen Segelhandbüchern sind daher immer Skizzen von den anzusteuernenden Küsten eingezeichnet. Das war auch bei antiken Segelhandbüchern der Fall (Köster, 1924, 188). Die Küste des Phäakenlandes „war anzusehen wie ein Schild

im wolkenverhangenen Meere" (Od. V, 281). Ein Schild ist eine ebene Fläche, aus der sich in der Mitte der Schildbuckel erhebt. Es ist leicht zu verstehen, daß mit dieser Beschreibung die Konturen von Helgoland als dem Schildbuckel und der dahinterliegenden niedrigeren Küste der Basileia gemeint sind.

Als sich Odysseus dem Felseneiland genahet hat, entdeckt ihn Poseidon, der dem Odysseus zürnt, und er zerschlägt in einem schweren Unwetter sein Floß. Odysseus wird an das Felseneiland geworfen. Nun folgt eine eindrucksvolle Schilderung dieses Felsens vor der phäakischen Küste:

„Aber so weit entfernt, als schallt die rufende Stimme,
Hört' er das brüllende Tosen des Meer's, das die Felsen
bestürmte,

Grauenvoll donnerten dort an des Eilandes Küste die
Wogen

Kochend empor, und alles verschwand in der schäumenden
Brandung.

Keine Bucht war zu seh'n, noch schützender Hafen den
Schiffen,

Sondern nur ragende Felsen und Klippen umstarrten das
Ufer.

Und dem edlen Odysseus erbeben das Herz und die Knie.

Tief aufseufzend sprach er zu seiner erhabenen Seele:

„Weh mir' nachdem mich Zeus dies Land ohn' alles
Verlangen

Seh'n ließ, und ich jetzt durchkämpft die wogende Salzflut,
öffnet sich nirgends ein Weg aus dem dunkelwogenden
Meere!

Zackige Klippen türmen sich nur, umtobt von der
Brandung

Brausenden Brechern, nur glatte, aufragende Felsen!

Und das Meer darunter ist tief, und nimmer vermag ich
Grund mit den Füßen zu fassen und watend zu fliehn aus
dem Elend.

Wag ich mich dort hindurch, mit unwiderstehlichem Anprall
 Schmettert die rollende Flut mich ans zackige Felsengestade!
 Schwimme ich aber noch weiter herum, um ebenes Ufer
 Irgendwo auszuspäh'n und friedliche Buchten des Meeres,
 Ach, dann furcht' ich, ergreift der Orkan mich aufs neue
 und schleudert
 Mich Schwerseufzenden weit in das fishedurchwimmelte
 Weltmeer!
 Oder ein Himmlischer reizt auch ein Ungeheuer des
 Abgrunds
 Wider mich auf, aus den Scharen der furchtbaren
 Amphitrite!
 Denn ich weiß es, mir zürnt der gewaltige Erderschütterer.
 Als er solche Gedanken im zweifelnden Herzen bewegte,
 Warf ihn mit einmal die rollende Wog' an das schroffe
 Gestade,
 Da war' ihm zerschunden die Haut und zermalmt die
 Gebeine,
 Hätt' es ihm Palas Athene nicht in die Seele gegeben,
 Schnell mit beiden Fäusten zu fassen den Fels in der
 Brandung,
 Keuchend hing er nun dort bis die rollende Woge vorbei
 war.
 Also entging er ihr jetzt. Allein, da die Woge zurückkam,
 packte sie ihn mit Gewalt und warf ihn zurück in das
 Weltmeer,
 Also wird der Polyp dem felsigen Lager entrissen,
 Kiesel hängen und Sand an seinen ästigen Gliedern,
 Ebenso blieb an dem Fels von den angeklammerten Händen
 abgeschunden die Haut, und die rollende Woge verschlang ihn.
 Jetzt wär' entgegen dem Schicksal Odysseus untergegangen,
 hätte ihn Palas Athene nicht bei Besinnung erhalten.
 Er aber tauchte nun auf aus dem Gischt der tosenden
 Brandung,

Schwamm herum und suchte nach Land um ebenes Ufer
Irgendwo auszuspäh'n und friedliche Buchten des Meeres.
Da er nun also zur Mündung des schön herflutenden
Stromes
Schwimmend gelangt, da fand er zum Landen geeignet das
Ufer,
Flach, ohne Felsen, geschützt vor dem Sturmwind."
(Od. V, 400 ff.)

Niemals nachher ist „das hohe Felsengestade" vor der Basileia, also die „glatten, aufragenden Felsen" und die „zackigen Klippen" Helgolands, anschaulicher geschildert worden als in diesen Versen Homers. Da Poseidon Nordsturm gesandt hat, um Odysseus zu vernichten (Od. V, 385), wird Odysseus um die Südspitze des Felseneilands in die Mündung des Flusses getragen, der das flache Phäakenland hinter dem Felseneiland durchfließt. Apollonios hat diesen Fluß, wie wir oben hörten (S. 351) mit dem Bernsteinfluß Eridanos gleichgesetzt und als Flußgott Aigaios genannt.

Odysseus schwimmt in die Mündung dieses Flusses hinein und „fand zum Landen geeignet das Ufer, flach, ohne Felsen, geschützt vor dem Sturmwind".

Der Dichter hat die Vorstellung, daß der Fluß von Osten nach Westen strömt, weil ja nur bei dieser Flußrichtung ein Ufer des Flusses, das Nordufer, vor dem herrschenden Nordwind Schutz bietet und Odysseus von Westsüdwest jene Küste angesteuert hat. Die Beschreibung trifft genau auf die damaligen Verhältnisse zu, denn der Bernsteinstrom Eridanos = Eider mündete in der Zeit, in der die Insel Basileia = Fositesland noch existierte, unmittelbar südlich von Helgoland in die Nordsee, ihr Flußlauf erstreckte sich von Osten nach Westen. Jede Seekarte zeigt noch heute das alte Flußbett der Eider, das tief in den Meeresboden eingegraben ist. Noch im Mittelalter wurde auf Helgoland der

Gott dieses Flusses, Aegis oder Ögis genannt, verehrt, er soll dort einen Tempel gehabt haben (Chr. Jensen, 1900, 100).

Aber bevor Odysseus ans Land steigen kann, geschieht folgendes: Wohl hat Odysseus das flache, felsenleere Ufer des Phäakenlandes erspäht, bisher hat ihn auch die Strömung in die Flußmündung hineingetragen. Nun aber ändert sich die Strömung und es ist dem Helden nicht mehr möglich, gegen die auslaufende Strömung anzuschwimmen, um das rettende Ufer zu erreichen.

Odysseus fleht den Gott des Flusses an, und es geschieht ein Wunder: der Gott hemmt die ausströmenden Fluten und sie tragen den Odysseus entgegen der alten Strömung an Land (Od. V,451 f.).

Eratosthenes, der der Meinung war, Homer habe „alle seine Erzählungen lediglich aus der Phantasie geschöpft“, hat gerade diese Schilderung von einer flußaufwärts setzenden Strömung, für einen Beweis gehalten, daß „Homer ein Lügenmaul sei, denn er läßt einen Fluß stromaufwärts fließen, welches doch nirgendwo auf der Welt möglich ist“ (zitiert bei Welcker, 1833, 20).

Eratosthenes hat sich geirrt. An allen Küsten, an denen Ebbe und Flut herrschen, fließen die Flüsse zweimal am Tag stromaufwärts. Man nennt das den Gezeiten- oder Tidestrom. Hennig sagt hierzu: „Es mußte ihnen (den Griechen) als ein Wunder erscheinen, daß ein Fluß an seiner Mündung stromaufwärts fließen oder doch — bei einlaufender Flut — aufhören konnte, in die See zu strömen. Einem solchen Wunder verdankt der Held Odysseus schließlich seine glückliche Landung auf der Phäakeninsel. Im ganzen Bereich des Mittelmeeres sind aber Gezeitenströmungen in den Flußmündungen unbekannt. Dieser Hinweis scheint mir schlechterdings entscheidende Hinweiskraft zu haben. Kein anderer Anhaltspunkt ist so gewich-

tig, daß dem Homer ein wirklich vorhandener Strom vorgeschwebt haben muß" . . . „Es ist schlechterdings ausgeschlossen, daß lediglich aus poetischer Inspiration ein Grieche geographische Erscheinungen wie den Gezeitenstrom in Flußmündungen schildern konnte, die sich bei ihm in keinem bekannten Fluß zeigten. Allein dieser Punkt dürfte unwiderleglich erhärten, daß es sich bei der Schilderung des Phäakenlandes um kein reines Phantasieprodukt handeln kann, sondern daß dem Dichter Beschreibungen, sogar unerwartet genaue und zutreffende Beschreibungen zur Verfügung gestanden haben müssen. Denken wir daran, daß Pytheas, vier Jahrhunderte nach Homer, der erste Grieche war, der Ebbe und Flut des Ozeans beobachtete, der auch die Gezeitenströmungen und die durch sie bedingten Stauungen als erster studierte, dann muß die recht deutlich geschilderte Gezeitenwelle im V. Gesang der Odyssee um so erstaunlicher anmuten" (R. Hennig, 1925, 52 f.).

Dieser Ansicht ist durchaus zuzustimmen. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht Hennigs können auch folgende Stellen in der Phäakengeschichte Homers dienen: „Odysseus warf den Schleier (der Ino) zurück in die salzigen Wellen des Flusses", so erzählt Homer einige Verse später. Dann erzählt er, daß am anderen Morgen Nausikaa, die Tochter des Phäakenkönigs Alkinoos, die Wäsche zum Fluß bringt, „wo sich schönes Wasser ergießt, das Schmutzigste selber zu säubern" (Od. VI, 87). Das Wort „kalòn hydor", das Homer hier verwendet, kann man ohne Bedenken mit „Süßwasser" übersetzen. Salzwasser eignet sich bekanntlich nicht, „das Schmutzigste selber zu säubern". Der Fluß führt am anderen Morgen also nicht mehr Salzwasser, sondern Süßwasser. Das gibt es nur bei Flüssen, in welche bei Flut durch den Gezeitenstrom Salzwasser hineingetrieben wird, aus welchen aber zur Ebbezeit Süßwasser herausströmt.

An einer anderen Stelle erzählt Homer, daß „Hochwasser“ im Hafen der Phäaken herrscht, darum zogen die Phäaken jetzt ihr Schiff „ins tiefe Wasser“ des Hafens (Od. VIII, 50 f.). Das scheint anzudeuten, daß es im Hafen auch Niedrigwasser gegeben hat, bei welchem man ein Schiff eben nicht „ins tiefe Wasser ziehen“ konnte.

Die Vorlage, die Homer für seine Phaiakie benützt hat, hat also offenbar wirklich von der Gezeitenwelle, von Ebbe und Flut, an der Küste des Phäakenlandes berichtet. Aus alledem ergibt sich, daß die Vermutung Schadewaldts und Hennigs, Homer müsse Fahrtenjournale aus mykenischer Zeit für seine geographischen Schilderungen benützt haben, nicht von der Hand zu weisen ist.

In jüngster Zeit (Februar 1976) hat Professor Oberbaurat Dipl.-Ing. K. Bartholomäus, Düsseldorf, die Reiseroute des Odysseus, die astronomischen Angaben im V. Kapitel der Odyssee und die dort enthaltenen nautischen Angaben nachgerechnet und zu diesem Zweck auch Helgoland aufgesucht. Seine Berechnungen hat er in einer zwanzigseitigen Arbeit dem Verfasser zugesandt. In einem beigelegten Brief heißt es: „Ein wichtiger Eckpfeiler (meiner Veröffentlichungen zum Thema Königsinsel der Phäaken lag im Schutze des Felsens von Helgoland, Zusatz Spanuth) ist dabei, die Reiseroute des Odysseus'. Deshalb habe ich selbst einmal nachgerechnet. Eine Überprüfung im Bochumer Planetarium bestätigte meine Berechnungen. Es bleibt dabei: e i n Ziel —eine Richtung. Das Mittel aus den Aufgängen beider Sternbilder (Bootes-Mitte = Izar und Plejaden = Alcyone) ist immer auf 55 Grad bezogen und führt von den Azoren durch den Ärmelkanal Richtung Helgoland“ (12.2.1976). An dieser Stelle möchte ich Herrn Professor Dr. Bartholomäus danken, daß er die älteren Berechnungen eingehend überprüft und bestätigt hat (ausf. Unters, in „Bild der Wissenschaft“, 1977/1, 56 ff.).

Die Beschreibung der Königsinsel der Phäaken

Von den vielen Erlebnissen und Abenteuern, die Homer seinen Helden Odysseus auf seiner zehnjährigen Irrfahrt erleben läßt, ist die Begegnung des Odysseus mit der „weiß-armigen“ Nausikaa, der Tochter des Phäakenkönigs Alkinoos, eines der schönsten. Homer hat gerade diese Begegnung mit besonderer Liebe ausgeschmückt und von der Königsinsel der Phäaken so viele Einzelheiten wie von keiner anderen Insel oder Küste, die Odysseus ansteuerte, erzählt. Es scheint, daß Homer von der Königsinsel der Phäaken besonders gute und ausführliche Nachrichten erfahren hat.

Einigen Germanisten ist aufgefallen, daß zwischen der Nausikaa und der Gudrun der germanischen Sage große Ähnlichkeit besteht. Der französische Germanist Andre Moret, Professor für germanische Philologie an der Universität in Lille, sagt: „Gudrun ist die homerische Nausikaa des Nordens“, er vertritt die Ansicht, daß beide Epen „auf der Halbinsel Jütland beheimatet sind“. R. Wisniewski hat ebenfalls auf die große Ähnlichkeit zwischen Nausikaa und Gudrun hingewiesen und meint auf Grund einiger Ortsangaben im Gudrunlied Schauplätze an der nordfriesischen Küste nachweisen zu können (R. Wisniewski, Gudrun, Heldendichtung). Der Kieler Germanist S. Gutenbrunner sagt: „Das Gudrunepos ist eine in Verse umgesetzte Vorzeitsaga“ und meint, daß es „aus dem deutsch-dänischen Grenzgebiet“, vielleicht aus der Gegend von Haithabu, stammt (1949, 86). Der kenntnisreiche Germanist J. K. Eggers sagt auf Grund der im Gudrunepos vorkommenden Ortsnamen wie z. B. Holzanelant = Holstein, Dietmers = Dithmarsdien, Abalie = Abalus usw.: „Nach der vorgenannten Reihe von Ortsnamen könnte man an die vorgelagerten Insulae Saxones der Römer und an die des

Griechen Pytheas unbekannte Nordseeinsel Abalus denken" („Gudrunforschung und Nordfriesland", 1968).

Wir sind also bei der Lokalisierung des Gudrunliedes wieder auf derselben Insel angekommen, auf der auch die Nausikaageschichte der Odyssee spielt: auf der Insel Basileia = Abalus zwischen Helgoland und dem Festland.

In beiden Geschichten, der Nausikaa- und der Gudrungeschichte, wird erzählt, daß die Tochter des dortigen Königs frühmorgens an den Strand fährt, um dort die Wäsche zu waschen. Nausikaa und Gudrun treffen am Strand fremde, schiffbrüchige Männer, die sich erst später zu erkennen geben. In der Nausikaageschichte heißt der Fremde Odysseus, in der Gudrunsaga Herwig, beide Schiffbrüchige werden von Nausikaa bzw. Gudrun zum König der Insel geführt, wo sie sich zu erkennen geben.

Hier sollen uns nicht die Sagen- und Märchenmotive beschäftigen, die in beide Geschichten verwoben sind, sondern die vielen zutreffenden Angaben über die Verhältnisse auf der Königsinsel der Phäaken, die Homer entweder jenem vorhomerischen älteren Argonautenepos oder Bernsteinhändlern aus mykenischer Zeit verdankt.

Nach seiner Strandung am seichten, felsenleeren Ufer des Flusses, der ihn stromaufwärts getragen hatte, wirft Odysseus den Schleier der Ino, der ihn gerettet hat, in Erfüllung seines Versprechens in den Fluß.

L. Radermacher hat darauf hingewiesen, daß diese Geschichte in der Odyssee an ein altnordisches Märchen erinnert, in welchem ein schiffbrüchiger Held durch den Schleier einer Meeresjungfrau gerettet wird und nach seiner Rettung den Schleier verabredungsgemäß ins Meer zurückwirft (L. Radermacher, 1915, 178 ff.; Pauly-Wissowa, 2. Auflage 1894, „Phäaken").

Nach seiner Rettung besteigt der zu Tode ermattete Odysseus die Hügel, die sich „nahe am Wasser" hinziehen. Diese

Hügel nahe am Wasser werden auch im Atlantisbericht erwähnt (Krit. 118 a), es sind wohl die diluvialen Geesthügel gemeint, die den „Südstrandrücken“ bildeten und sich nahe dem alten Verlauf der Eider von Westen nach Osten hinzogen. Homer benennt diese Hügel mit dem seltenen Wort „klitys“, das mit dem altfriesischen und dänischen Wort „Klit“ verwandt ist und in diesen Sprachen einen zum Meer abfallenden Hügel bezeichnet.

Hinter diesen Hügeln sieht Odysseus das flache „fette Phäakenland“ liegen. Die Königsstadt ist allerdings so weit entfernt, daß Odysseus sie nicht erkennen kann. Der Held fällt in den Schlaf tiefster Erschöpfung und schläft bis zum Nachmittag des nächsten Tages. Da wird er durch das Geschrei der phäakischen Mädchen, die mit der Königstochter Nausikaa an den Strand gekommen sind und dort bei einem Ballspiel sich belustigen, geweckt. Odysseus verläßt das Gebüsch in dem er geschlafen hat, geht auf die bestürzten Mädchen zu und bittet um Kleidung und Hilfe. „Furchtbar erschien er den Mädchen vom Schlamm des Meeres besudelt“ (Od. VI, 137). Der „Schlamm des Meeres“, von dem hier die Rede ist, scheint an das Schlammeer zu erinnern.

Nausikaa erbarmt sich des schiffbrüchigen Helden, gibt ihm Kleidung und fährt mit ihm auf ihrem Wagen zur fernen Königsstadt.

Die beiden Zugtiere des Wagens der Nausikaa werden Maultiere, griech. hemionoi, genannt (Od. IV, 37, 82, 88, 253, 260, 317). Erinnern wir uns daran, daß in ägyptischen, hebräischen und griechischen Texten das nordische Stehmähenpferd als „Maultier“, griech. hemionos = Halbesel, bezeichnet wird, nicht weil es eine Kreuzung zwischen Pferd und Esel war, sondern weil die typische Stehmähne und Eigenheiten des Körperbaues es wie einen Halbesel erscheinen lassen. Die Fahrt vom Ufer des Flus-

ses dauert bis zu dem Augenblick, an dem die Sonne sinkt (Od. VI, 321). Auch von der Königstadt der Atlanter haben wir erfahren, daß sie 50 Stadien = 9,2 km von der Küste entfernt liegt. Der Weg geht durch „honigsüße Weiden“. Es ist, als sei hier von der honigsüßen Weißkleeblüte in den Marschländern der Westküste die Rede. Odysseus sieht auf der Fahrt „Felder und Werke der Menschen“, vielleicht sind unter den „Werken“ die Kanäle und Wassergräben zu verstehen, die nach dem Atlantisbericht die fruchtbare Ebene auf der Königsinsel durchzogen.

Schließlich erreichten Nausikaa, Odysseus und das Gefolge, die hohen Deiche (teichoi), welche die Königsstadt umgaben (Od. VI, 262).

Über die Konstruktion der Deiche wird noch zu reden sein, sie werden „lang und hoch, mit Pfählen bewehrt, ein Wunder zu schauen“ beschrieben (Od. VII, 44). Vor und hinter den Deichen „liegt ein trefflicher Hafen, und die Durchfahrt ist schmal“ (Od. VI, 263 ff.). Genauso werden ja auch die Deiche auf der Basileia von Atlantis (Krit. 115 d) geschildert, auch in der Argonautika des Apollonios von Rhodos ist von „türmebewehrten Deichen“ (teichoi) um die phäakische Königsstadt die Rede (Argonautika IV, 1182), die dort auch „heilige Insel Elektris“ genannt wird. Auch um Asgard war, wie wir oben (S. 341) hörten, ein „bordveggr“ (Völ. 30), also ein „Pfostenwall“ oder eine „Wall-Palisadenwand“, wie Kummer übersetzt (1961, 87), errichtet. Die schmale Durchfahrt durch den Deich mußte wegen der auftretenden Erddrücke überbrückt sein, das nennt man in Nordfriesland heute ein „gedecktes Siel“. Von dieser Überbrückung der Durchfahrt ist ausdrücklich im Atlantisbericht die Rede, wo es heißt: „Die Durchfahrten durch die Deiche aber überbrückten sie, so daß man unter diesen Überbrückungen hindurchfuhr“ (Krit. 112). Wenn auf der heiligen Insel Elektris, wo Alkinoos herrschte, die Deiche

„türmebewehrt“ genannt werden, dann sind diese „Türme“ auf den Deichen wohl als Überbrückungsanlagen über den „gedeckten Sielen“ zu verstehen.

In den folgenden Versen der Odyssee werden dann die einzelnen Örtlichkeiten in der Königsstadt der Phäaken genauso geschildert wie im Atlantisbericht. Homer erzählt vom Tempel des Poseidon, der vom Marktplatz umgeben war (Od. VI, 266), von der Königsburg in der Nähe des Poseidontempels (Od. VI, 301), vom heiligen Hain (Od. VI, 291; 7, 112 f.), von den beiden Quellen (Od. VII, 129), von den Wettkampfplätzen (Od. VIII, 5 ff.; 110 ff.), von den Schiffswerften und Bootshäusern der Phäaken (Od. III, 265 ff.) genau dasselbe, was auch im Atlantisbericht überliefert wird. Aber auch bei diesen Schilderungen ist es offensichtlich, daß Homer nicht den Atlantisbericht als Vorlage benützt hat, sondern daß die vielen Übereinstimmungen mit diesem dadurch entstanden sind, daß in beiden Schilderungen die wirklichen Zustände auf der Basileia wiedergegeben werden.

Die Konstruktion der Deiche im Phäakenland

Einige Einzelheiten der homerischen Angaben verdienen besonders hervorgehoben zu werden, weil sie als Sondergut Homes die Unabhängigkeit seiner Angaben vom Atlantisbericht aufzeigen, zugleich aber auch die Vermutung stützen, daß dem Homer „unerwartet genaue und zutreffende Beschreibung der herrschenden Verhältnisse zur Verfügung gestanden haben müssen“ (Hennig). Von den Deichen auf Basileia, von denen der Atlantisbericht nur überliefert, daß sie von Erde erbaut gewesen seien (gelophos), sagt Homer, sie seien „lang und hoch, mit Pfählen bewehrt, ein Wunder anzuschauen“ gewesen (Od. VII, 44 ff.).

Schuchhardt sagt zu dieser Angabe Homers, daß eine derartige Deichkonstruktion „für den Süden ganz unerhört ist“ (Schuchhardt, 1941,295). Eine Pfahl- oder Pfostenwandkonstruktion, wie sie hier beschrieben wird, ist im Süden völlig unbekannt gewesen. Erst die Ausgrabungen in Norddeutschland hätten, so führt Schuchhardt aus, über die Pfostenwandkonstruktion der alten Erdwälle Klarheit gebracht. „Die ganze Anlage findet nur in Deutschland ihresgleichen (ebd)... Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Homer eine nordische Burg, eine Volksburg, in der ganzen Eigenart ihrer Befestigung schildert, und daß die Griechen mit dem nordischen Stück auch seine nordischen Namen übernommen haben. Homer nennt die Befestigung ‚pyrgos‘ oder gelegentlich ‚pyrgoi‘. Das ist wie Kretschmer gezeigt hat, unser urgermanisches Wort ‚Burg‘ (ebd).“ Den Erdwall, den der Atlantisbericht auch „gelophos“ nennt, nennt Homer „teichos“ = Deich, ein Wort, das ebenfalls auf ein urgermanisches Wort „deigh“ zurückgeht (W.Hauer, 1939, 48). Das Wort „deigh“ heißt „Lehm kneten“ und wird vor allem für das Verschmieren der Pfosten- und Pfahlwände gebraucht. Dieses Wort allein verrät schon die ursprüngliche Konstruktion der nordischen Deiche: eine Pfostenreihe wurde mit Strauchwerk gefüllt und das ganze mit Lehm verschmiert, diese Pfosten- oder Pfahlreihe bildete die Stirnseite der Erdwälle.

Schuchhardt hat diese Deichkonstruktion schon in frühbronzezeitlichen Erdwällen Norddeutschlands festgestellt (Schuchhardt, 1941, 295). Sie hat sich bis ins Mittelalter bei den Deicharbeiten in Nordfriesland erhalten. Der nordfriesische Heimatforscher G. Carstens schreibt von ihr: „Der uns selbstverständlich erscheinende Grundsatz, daß der Deich langsam ansteigen soll, war unseren Vorfahren unbekannt. Zu Petreus' (Pastor und friesischer Chronist) Zeiten, Ende des 16. Jahrhunderts, war der dem Meer zu-

gewandte Deichfuß oft 6–12 Fuß hoch mit hölzernen Pfählen, Brettern und Rasenstücken gesichert. In dem Kirchspiel Evensbüll auf Nordstrand (1634 untergegangen) waren seinerzeit 24 Fuß lange Eichenbalken vor dem Deichfuß aufgeschichtet, vor dem Deich zu Ilgroff auf Nordstrand war eine doppelte Holzwand gesetzt. Die Deiche boten also dem Meere eine große Angriffsfläche und bedurften ständig der Ausbesserungen. Der durch Balken und Pfähle geschützte Deich war um so gefährdeter, als sich das Wasser gerade an der Wandung des Holzes entlang seinen Weg suchte und die Erde vom Holz wegspülte. Da das Holz mit den Schiffen teilweise von weither heranzufahren war, versteht man, welche außerordentlichen Kosten für die Erhaltung dieser sogenannten ‚Stak-Deiche‘ aufgewandt werden mußten. Nach Petreus waren auf Nordstrand 5439 Ruten = 30 Kilometer Stakdeiche, die ‚durch hohe Pfahlwände gehalten wurden‘. In dem Bericht der Kommissarien von 1601 heißt es von dem Volgsbüller (untergegangener Ort in Nordfriesland.) Deich, daß es ‚ein gefährlicher Deich sei, so auf kahlem Schlicke steht und mit Moorsoden und eitel langen Balken bis oben an den Kamm steil hinauf gehalten wird“ (G. Carstens, 1929, 547).

Wie wir aus alten Abrechnungen wissen, benötigte man für 5 (fünf) Meter dieser Deichkonstruktion 5 Fuder Strauchwerk, 64 Faschinen, 21 Balken, 13 Bretter, 7 Pfähle. Für die Eindeichung bei Bottschlott (Ort in Nordfriesland) im Jahre 1577 wurden 14 000 Pfähle, 40 000 Querhölzer und 40 000 Fuder Strauchwerk benötigt, für die Deichbauten im Gooteskoog mußten 18 000 Fuder Buschwerk angefahren werden. „Ganze Wälder wanderten in die Deiche“ (H. Hoyer, 1950, 210).

So erfahren wir durch Homer, daß auch auf Basileia diese kostspielige und unzweckmäßige Deichkonstruktion üblich

gewesen ist. Wir verstehen nun, warum im Atlantisbericht ausdrücklich gesagt wird, daß Schiffsladungen von Holz von den fernen Bergen „für die öffentlichen Arbeiten“ herantransportiert werden mußten. Unter diesen „öffentlichen Arbeiten“, die soviel Holz verschlangen, sind sehr wahrscheinlich auch die Deiche gemeint, die damals schon ganze Wälder in sich aufnahmen.

Die Schifffahrt der Phäaken

Mit hohen Worten preist Homer die Schifffahrtskunst und die Vertrautheit der Phäaken mit dem Meer. „Sie bekümmern sich nur um schnelle, hurtige Schiffe, um über die Meere zu fliegen, denn dieses gab ihnen Poseidon“ (Od. VII. 35), so sagt Homer von den Phäaken, und er behauptet, daß sie „vor allen übrigen Männern hurtige Schiffe zu lenken verstehen“ (ebd. 108). Die Einzelheiten, die Homer von der Schifffahrtskunst der Phäaken berichtet, lassen vermuten, daß er auch darüber zuverlässige Angaben benützt hat. Homer erzählt, daß die Phäaken Bootshäuser für ihre Seeschiffe gehabt hätten. Von keinem anderen Volk wird das in den Epen Homers berichtet. Auch der Atlantisbericht hat von „neosoikoi“ der Atlanter erzählt, in denen sogar große Trieren untergebracht werden konnten (Krit. 117 d). Die Schiffe der Phäaken bezeichnet Homer als „doppelgeschweif“. Diese Bezeichnung wird uns sofort klar, wenn wir die Schiffe der Nordleute, die ja mit den Phäaken identisch sind, auf den ägyptischen Reliefs in Medinet Habu und die skandinavischen Felsbilder der Bronzezeit betrachten. Auf diesen Reliefs und Felsbildern sind die Schiffe der Nordleute mit einem steil aufragenden, geschweiften Steven an Bug und Heck versehen, sie sind also wirklich „dop-

pelgeschweift". Die Schiffe der Phäaken führen, nach Homers Angaben, einen Mastbaum, der umgelegt werden kann. Auch auf den Wandbildern in Medinet Habu haben einige Schiffe der Nordleute den Mast umgelegt, eine Darstellung, die sich bei ägyptischen Schiffen nie findet. Homer erzählt, daß die Phäaken Segel setzten. Die Wandbilder in Medinet Habu zeigen, daß die Nordleute eine ganz besondere Technik hatten, die Segel zu setzen. Die Segel werden nur mit einer Rahe gefahren; die untere Rahe, der „Baum“, ist fortgefallen, außerdem wird die Rahe nicht gestrichen (heruntergelassen), sobald man der Segel nicht mehr bedarf, wie es die Ägypter stets getan haben. Das Segel der Nordleute wird vielmehr durch besondere Taue, die „Geitae“ oder „Gordings“, die von Deck aus bedient werden, zu der Rahe emporgezogen, wo es dann in Buchten herabhängt. Am frühesten beobachten wir diese Weise, die Segel aufzugeien, bei den Nordvölkern. Köster kommt bei der Betrachtung der Kriegsschiffe der Nord-Seeleute auf den ägyptischen Reliefs zu demselben Urteil, zu dem auch Homer im Hinblick auf die Seefahrtskunst der Phäaken kommt. Köster sagt: „Die Nordvölker zur Zeit Ramses III. waren die erfahrensten Seeleute ihrer Zeit“ (Köster, 1923, 52, 42). Die auf den ägyptischen Reliefs dargestellte Technik, die Segel aufzugeien, hat sich bis in unsere Zeit erhalten; noch heute werden die Segel der kleineren Fischerboote so bedient. Auch die Wikinger haben ihre Segel genauso gesetzt.

Homer berichtet weiter, daß die Phäaken ihre Schiffe mit Hilfe eines „durchlöcherten Steines“ verankerten (Od. XIII. 77). Solche Steinanker (altnordisch stiori) sind auch in der Wikingerzeit im Norden gebräuchlich gewesen. Sie wurden erst später vom Metallanker verdrängt. Bei der Tauchuntersuchung des „Steingrundes“ im Jahre 1953 fand der Sporttaucher Eberhard Fries zwei große „durchlöcherte

Steine". Sollte es sich hierbei um solche „Steinanker" handeln?

An der Stelle, an der Homer berichtet, wie die Phäaken ihr Schiff seeklar machen, läßt er den König Alkinoos sagen: „Wenn ihr die Riemen sorgfältig an die Dollen gebunden habt" (Od. VIII. 37). Einige Verse später heißt es: „Und sie hängten die Riemen an lederne Wirbel". Daraus geht hervor, daß die Phäaken die Riemen mit einer Lederschlinge an den Dollen befestigten, eine Befestigungsart, die auch heute noch im Nordseeraum gebräuchlich ist.

„Die wilde Seemannslust der Nordgermanen" (Schadewaldt 1942, 77), wie sie so die antiken Mittelmeervölker nicht kannten, zeichnet in besonderer Weise die Phäaken aus. Während die Seefahrt für die Völker des Altertums ein notwendiges Übel war und Homer selbst einen Gott sagen läßt: „Denn wer führe wohl gern durch des salzigen Meeres unermeßliche Flut?" (Od. V. 100), sagt er von den Phäaken, daß sie „freudigen Muts auch die entlegensten Küsten" ansteuern, oder: „Denn die Phäaken kümmern sich nicht um Köcher und Bogen, aber Masten und Ruder und gleichgezimmerte Schiffe, womit sie die Meere durchfliegen, die sind ihre Freude" (Od. VI. 270 ff.). Aus diesen Worten klingt dieselbe Lust an der Seefahrt, wie sie z. B. im Exeterbuch (um 870 n. Chr.) besungen wird:

Ich kann nicht anders:

mein Herz, es heischt die hohen Ströme
wieder zu schauen und den Salzschwall der Wogen.
Alle Stunden streb' ich hinaus,
die Flut zu durchkreuzen, und ferne von hinnen
fremder Völker Gefilde zu sehen!

Das sind fast dieselben Worte, die Homer auch die Phäaken sagen läßt. Auch die Namen, die Homer den einzelnen Phäaken zulegt, sind — worauf schon Schadewaldt hingewiesen hat (Schadewaldt 1942, 76) — eigenartig gebildet

und zeigen die Begeisterung der Phäaken für die Seefahrt. Schadewaldt übersetzt die Namen mit „Meerwart“, „Bootner“, „Stevner“, „Hecker“, „Remer“, „Andersee“, „Steig-anbord“ usw. Solche Namensbildungen waren in der Antike sonst nicht üblich, in der altnordischen Literatur aber tauchen sie in ähnlicher Form häufig auf. Dort hören wir von folgenden Namen: „Schnellsegler“, „Wellenbrecher“, „Weitfahrer“, „Englandfahrer“, „Jerusalemfahrer“, „Wogennase“, „Dorschbeißer“, „Walfischmagen“ usw.

Die Stranddünenbildung im Phäakenland

Das weite Meer brachte nach den Angaben Homers den Phäaken nicht nur Freude, sondern auch schwere Sorgen. Poseidon zürnt den Phäaken, weil sie „alle gefahrlos zur Heimat geleiten“ (Od. XIII. 174). Darum hat der Gott gedroht: „Einmal, sagt er, wird er ein stattliches Schiff der Phäaken, das vom Geleite heimkehrt, im dunkelwogenden Meere jäh verderben und rings um die Stadt hohe Berge ziehen“ (ebd. 175 f.). Der erste Teil dieser Drohung ist schon in Erfüllung gegangen, „nahe am Ufer“ hat Poseidon ein großes Schiff „in einen schiffsähnlichen Felsen verwandelt“. Jetzt sind die Phäaken in großer Sorge, Poseidon könne auch den zweiten Teil der Drohung verwirklichen und um die Stadt seine Berge wachsen lassen.

Die Sorge der Phäaken vor den „Bergen des Poseidon“ ist nur begründet, wenn diese Berge ihrem fruchtbaren Land und ihrer Schifffahrt gefährlich werden. Offensichtlich ist hier an die drohende Gefahr wandernder Dünen gedacht, die das „fette Land der Phäaken“ mit Sand überdecken und die Häfen versperren könnten. Diese Vermutung hat schon Jessen ausgesprochen. Er schreibt: „Ist damit nicht die von der flachsandigen Küste her drohende Gefahr durch

große Wanderdünen gemeint? Ist nicht der Ausdruck, 'Berge des Poseidon' eine poetische Umschreibung für Dünen?" Hennig sagt hierzu: „Ich gestehe, daß ich diese Interpretation für außerordentlich glücklich halte" (R. Hennig 1925, 61).

Offenbar waren also die Felder und Hafenanlagen der Phäaken von Wanderdünen bedroht. Wie furchtbar diese Gefahr der wandernden Sande und Dünen gerade in dem Meeresgebiet, in welchem Basileia lag, ist, das zeigt das Beispiel der zwischen Helgoland und der Westküste Schleswig-Holsteins liegenden Insel Trieschen, deren fruchtbares Marschland in wenigen Jahren völlig von Wanderdünen überdeckt wurde. Als dann diese Dünen, die bisher das Land gegen das Meer geschützt hatten, weitergewandert waren, hatte das Meer freien Zutritt zu dem Land und vernichtete es, so daß von dieser Insel nur noch Reste übriggeblieben sind. Eine ähnliche Gefahr scheint auch Basileia gedroht zu haben. Aus den Versen Homers klingt deutlich die Angst der Phäaken vor diesen „Bergen des Poseidon", den Wanderdünen, heraus.

„Als ‚Weißer Tod' sind die Wanderdünen in früheren Jahren den Nordfriesen ein Schrecken gewesen. Im Laufe der Jahrhunderte haben sie ganze Dörfer, weite Wiesen, hohe Kirchen und feste Wohnhäuser unter sich begraben, so das alte List und das alte Rantum" (Husumer Nachrichten v. 27. 5. 76).

Sport und Spiel im Phäakenland

Genau so, wie der Atlantisbericht von der Liebe der Atlanter zu Sport und Spiel erzählt, berichtet auch Homer von der Liebe der Phäaken zu sportlichen Wettkämpfen, Spielen und körperlichen Übungen. Alkinoos, der König der Phäaken, sagt zu seinen Untertanen:

„Laßt uns jetzt aufstehen und Spiel und Wertkampf beginnen, daß der Fremdling davon bei seinen Freunden erzähle, wann er nach Hause kommt, wie wir vor allem geübt sind in dem Kampfe der Faust, im Ringen, im Sprung und im Wettlauf“ (Od. VIII. 100).

Laodomas, der Sohn des Alkinoos, sagt zu Odysseus:

„Denn kein größerer Ruhm verschönt ja das Leben der Menschen, als den ihnen gewinnt die Schnellkraft der Arme und Füße!“ (ebd. 147 f.)

Aus diesen Worten spricht dieselbe „agonale Haltung“, der wir schon bei den Atlantern begegnet sind. Auf vielen Wettkampfpätzen werden im Phäakenland Wettkämpfe aller Art abgehalten, Kampfrichter überwachen die Kämpfe, die Kampfbahnen sind umgeben „vom großen Getümmel des Volkes“ (ebd. 109).

Von den Wettkampffarten werden außer den obengenannten noch Diskuswurf mit steinernem Diskus und ein besonderes Ballspiel erwähnt. Daß es in der Bronzezeit im Norden große steinerne Diskusscheiben gegeben hat, wie sie auch die Phäaken beim Wettkampf benützten, beweisen Funde solcher Scheiben (Krause 1893, 35; v. Schröder 1914; H. C. Broholm 1953, 93).

Das Ballspiel, in dem die Phäaken ein hohes Können beweisen, erfüllt den Odysseus mit Staunen. Ähnliches hat er bisher noch nicht gesehen. Solche Ballspiele waren auch später noch im germanischen Norden überaus beliebt. Oft strömten große Scharen herbei, um diesen Spielen, die „knattleikr“, „soppleikr“, „skofuleikr“ genannt wurden (Weinhold 1944, 195) mit anzusehen.

Genauso, wie die Phäaken zu Ehren des Odysseus ihr Ballspiel abhalten, war es auch später noch im Norden Brauch, zu Ehren eines angesehenen Gastes ein großes Ballspiel zu veranstalten. Es wurde, wie auch bei den Phäaken, mit zwei Parteien gespielt. Noch heute stehen solche Ballspiele,

„Boßeln“ genannt, in Dithmarschen und Nordfriesland in hohen Ehren.

Der Kulttanz bei den Phäaken

Bei der Besprechung des Heiligtums von Basileia und der alten Überlieferung, daß Poseidon selbst es einst errichtet habe, um die Kleito dort gefangen zu halten, haben wir festgestellt, daß es sich hier wahrscheinlich um eine der uralten Trojaburgen gehandelt hat, wie sie schon in der jüngeren Steinzeit und älteren Bronzezeit errichtet wurden. In vielen dieser Trojaburgen wurden Kulttänze veranstaltet, die wahrscheinlich den Sonnenlauf darstellen sollten. Im Atlantisbericht ist allerdings von einem derartigen Kulttanz, wie man ihn für Basileia erwarten müßte, nicht die Rede. Homer aber hat einen solchen Tanz, „göttlicher Reigen“ genannt, in Basileia überliefert. Zu Ehren des Odysseus ruft der Phäakenkönig auserlesene Jünglinge auf, die besonders geübt sind „im bildenden Tanze“, „den göttlichen Reigen zu stampfen“ (Od. VIII. 263 ff.).

Es wird erzählt, daß die Fläche, auf der der Tanz stattfinden soll, genau abgemessen und ausgeebnet wird, und daß die neun Kampfrichter auch den Tanz überwachen. Demodokus, der „göttliche Sänger“ der Phäaken, tritt in die Mitte der Tänzer. Daß es sich bei diesem Tanz um einen Kulttanz handelt, zeigt der Inhalt des langen Liedes, das zu diesem Tanz gesungen wird (Od. VIII. 266 ff.).

Tacitus hat viele Jahrhunderte später von ähnlichen Tänzen germanischer Jünglinge berichtet (Germ. Kap. 24). Sie sind noch im Mittelalter in unserem Land abgehalten worden. Ein alter Chronist erzählt vom Tanz der Jünglinge in Büsum im Jahr 1647: „Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweise durcheinander, bald springen sie mit viel

Behutsamkeit über Schwerter, bald legen sie solche in einer künstlichen Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, daß einem jeden eine gevierte Rose über dem Kopfe stehet. Endlich wissen sie ihre Schwerter so künstlich ineinander zu fügen und zu verwickeln, daß ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten, sondern daß sie ihn auch mit einer Behendigkeit in die Höhe heben und halten können, ein wahrhaft künstlicher Reigen" (A. Heimreich 1666, 119).

Daß die Phäaken solche Schwerter kannten, geht aus der Odyssee hervor (Od. VIII. 402), wo Euryalos, der phäakische Jüngling, der den Odysseus beim Wettkampf beleidigt hat, zur Versöhnung ihm ein Schwert überreicht, das „aor panchalkeon" genannt wird, eine Bezeichnung, die im ganzen Epos sonst kein Schwert trägt. „Panchalkeon" heißt: „ganz aus Erz", ein merkwürdiger Ausdruck, wenn man bedenkt, daß in der fraglichen Zeit (13. Jh. v. Chr.) im germanischen Norden das „Vollgriffschwert" sehr verbreitet war, eine Waffe, bei der Klinge, Heft und Griff in einem Stück aus Bronze gegossen waren, bei der also die Bezeichnung „panchalkeon" wirklich zu Recht besteht. Das von Homer sonst nicht gebrauchte Wort „aor" für Schwert wird abgeleitet von „asfor" und hängt zusammen mit unserem Wort „Schwert", altnordisch sword. Bemerkenswert ist es, daß in den ägyptischen Inschriften des 13. Jahrhunderts v. Chr. von den Schwertern der Nord- und Seevölker gesagt wird, daß sie „ganz aus Erz" (= Bronze) und 3 bis 4 Spannen lange seien. Homer erzählt, daß das phäakische Schwert mit silbernen Nägeln verziert gewesen sei. Solche Verzierungen zeigen manche Vollgriffschwerter des Nordens in jener Zeit. Auf Sylt wurde in einem bronzezeitlichen Grab sogar ein Schwert mit goldenem Griff gefunden (Chr. Jensen, o. J. etwa 1900, 83; Brøndsted, 1962, 50; Schwantes, 1939, 371).

Von den phäakischen Frauen erzählt Homer:

„Die Frauen saßen und webten und drehten emsig die Spindeln, anzuschauen wie die Blätter der hohen wehenden Pappel; selbst geschmeidiges Öl wohl glitte vom dichten Gewebe. Denn gleich wie Phäaken vor allen übrigen Männern hurtige Schiffe zu lenken verstehen, so siegen die Weiber in der Kunst des Gewebes, denn ihnen hatte Athene künstlicher Werke Geschick verliehen und kluge Erfindung" (Od. VII. 105 ff.).

Neben den kostbaren Geschenken wird dem Odysseus ein wunderbares Leinentuch mitgegeben. Über die hohe Kunstfertigkeit der germanischen Frauen der Bronzezeit auf dem Gebiet des Webens, Flechtens und Strickens ist wiederholt berichtet worden. Schwantes sagt zu dieser Frage: „Welch eine Unsumme von Erfahrung steckt in den Geweben dieser Zeit. Was man früher als lässige Flickarbeit ansah, wie z. B. die scheinbar zusammengestückelten Männerkittel, erweist sich als Ergebnis einer überaus klugen Berechnung" (Schwantes, 1939, 574).

Ja, man hat sogar den geometrischen Stil, den die Nordleute um 1200 v.Chr. mit nach Griechenland gebracht haben, auf die Technik der Weberei zurückführen wollen. Der Archäologe Conze sagt hierzu: „Ganz treffend hat Semper es bereits ausgesprochen, daß die Formeneinzelheiten und die gesamte Formeneigentümlichkeit dieser Vasenklasse vorwiegend technischen Ursprungs sind, und zwar auf die Technik der Weberei zurückweisen. Die rechtwinklig sich kreuzenden Fäden bedingen den linearen Charakter, die gradlinigen und eckigen Formen die Zeichnung. Daß man sich bei der Ausführung des Zierates auf diesen in einer ganz anderen Technik wurzelnden Formenvorrat beschränkte, scheint zu beweisen, daß die Produktion einer

Zeit und eines Volkes hier ihre Spuren hinterlassen hat, in der Weberei, Strickerei, Flechten, natürlich von Frauen geübt, überhaupt der höchste und für alle anderen Versuche des Bildens tonangebende Kunstzweig war" (A. Conze 1870, 522). Conze ist der Ansicht, daß die Verzierungen des geometrischen Stiles in Griechenland „aus der nordischen Ornamentik der Bronzezeit" erwachsen sei, er sagt: „So stehen die Verfertiger jener altgriechischen Gefäße' ganz auf der bezeichnenden Kunststufe ihrer nordischen Stammesverwandten und man wird die Gleichheit mit guter Zuversicht auf gemeinsame Mitgift an Kunstfertigkeit schon von ihrer gemeinsamen Heimat her ansehen dürfen." Diese Auffassung ist häufig wiederholt worden, so sagt v. Oppeln-Bronikowski, daß der frühgeometrische Stil „aus dem uralten nordischen Flecht- und Gewebmusterstil" abgeleitet werden müsse (Fr. von Oppeln-Bronikowski, 1931,9).

Daß die Nordleute in der Anfertigung von Leinengeweben schon sehr früh einen großen Ruf hatten, geht auch aus der ägyptischen Bezeichnung „Tuimah" oder „Ta mahu", wie die Nordvölker auch genannt werden, hervor. „Ta mah" heißt „Nordland". Brugsch hat nun nachgewiesen, daß die Ägypter den Lein „mah" und das Land des Leins „ta mah" nannten. Das für das Nordland gebräuchliche Wort „Ta mah" heißt also eigentlich „Land der Leinpflanze" (H. Brugsch Dict. g. 1024, bei Baranski 1903).

Merkwürdig ist auch, daß Ramses III. die Nord-Seevölker und ihre Verbündeten zum Zeichen ihrer nordischen Herkunft oder Zugehörigkeit zum Nordheer mit der Leinpflanze abbildet (Baranski 1903, 148), sehr wahrscheinlich ein Zeichen dafür, daß der Lein oder Flachs, dessen Heimat ja das Seeklima des Nord- und Ostseeraumes ist, ein vor allem von den Nordseevölkern angebautes und für sie typisches Gewächs war.

Daß Flachs im nordischen Kulturkreis schon in der jüngeren Steinzeit angebaut und seine Fasern zu Leinen verarbeitet wurden, beweist ein Fund von einem jungsteinzeitlichen Wohnplatz in Öxenberg auf Fünen, wo ein mit Leinenfäden umsponnenes Rinderhorn ans Tageslicht kam (Brøndsted, 1960, 221).

Abdrücke von Leinsamen in bronzzeitlichen Gefäßen des Nordens sind wiederholt nachgewiesen worden. Offenbar wurde der ölhaltige Samen dem Brot oder anderer Nahrung beigefügt, um sie durch pflanzliche Fette zu bereichern. Der jungsteinzeitliche Fund von Öxenberg ist der älteste Nachweis überhaupt für die Verarbeitung von Flachs zu Leinengeweben. Man darf wohl annehmen, daß diese Verarbeitung des Flachses zu Leinengeweben in den nachfolgenden Jahrhunderten im nordischen Raum weiter verbessert und verfeinert wurde. Tacitus erwähnt „leinene und schön geschmückte Überwürfe“ bei germanischen Frauen (Germ. Kap. 17). Plinius sagt, „daß die germanischen Frauen kein schöneres Gewand kannten als leinenes“ (Nat. hist. 19, 9).

Alle diese Beobachtungen zeigen aber, daß Homer mit gutem Recht die hohe Kunstfertigkeit der nordischen Frauen in der Webkunst und in der Anfertigung wertvoller wolener und leinener Gewebe rühmt.

Es gibt noch eine ganze Reihe weiterer Einzelheiten, die Homer von den Phäaken erzählt, und die wahrscheinlich richtig beobachtet waren. So berichtet er, daß die Phäaken Speise und Trank „rechtshin wendend“ umherreichen (Od. VII. 183), ein Brauch, der noch heute in Nordfriesland streng gewahrt wird und der seinen Ursprung wahrscheinlich in der Verehrung der „rechtsumlaufenden Sonne“ hat, also aus der Bronzezeit stammt.

Nach Jan de Vries liegt den friesischen Worten „Warf“ und „Werf“, die synonymen Bezeichnungen einer Reihe von

durchaus verschiedenen Begriffen, wie Gerichtsplatz-Wurt-Deich usw. bedeuten können, der Wortstamm *hver*bandrehen zugrunde. „Das deutet auf eine ursprünglich drehende dynamische Bedeutung anstelle der heutigen statischen hin. In der Bezeichnung einer der nordischen Gilden, der ‚*hvirfingr*‘, bei denen das gemeinschaftliche Opfermahl Mittelpunkt der kultischen Gemeinschaft war, kommt das Wort *hvir*-drehen noch deutlich zum Ausdruck, wo es das Kreisen des geweihten Methorns von Mann zu Mann in der Richtung des Sonnenlaufes veranschaulicht. Diese Richtung war es, die die heilbringende Wirkung des Mahles sicherte. Hier läßt sich die Beziehung der kreisenden Bewegung zur Sonne und damit zum Sonnenkult nachweisen.“ Wie Jan de Vries dargestellt hat, „steht das Umkreisen sowohl beim Opfermahl wie beim Gerichtsplatz oder beim Begräbnisritual in einem inneren Zusammenhang, dessen Wurzeln im Sonnenkult zu liegen scheint“ (Jan de Vries, 1934, 257 f.). Im 8. Gesang der Odyssee wird erzählt, daß die Phäaken dem Odysseus ein warmes Bad bereiten und dann mit ihm ein Gastmahl halten. Dabei hat jeder Teilnehmer seinen eigenen Tisch und seinen eigenen Sessel. Genau dasselbe berichtet Tacitus von den Germanen: „Nach dem Bade speisen sie, wobei jeder seinen besonderen Tisch und Sessel hat“ (Germ. Kap. 22). Griechen und Römer pflegten bei den Gastmählern an einem gemeinsamen Tisch zu liegen. Das Gastmahl der Phäaken wird am offenen Herdfeuer abgehalten, das den ganzen Tag brennt. Auch das berichtet Tacitus von den Germanen. Bei den Mittelmeervölkern war das wegen des wärmeren Klimas nicht üblich. Die Phäaken haben „brennende Fackeln (*daidas* = Kien-span), um den Gästen im Saale bei nächtlichen Schmause zu leuchten“ (Od. VII, 101). Die Nordvölker kannten keine Öllampen, die im mykenischen Griechenland üblich waren. Die Nordvölker hatten also nicht, wie Kahl-Furthmann

meint, bei ihrer Einwanderung in Griechenland die Lampen vergessen, sie haben Lampen gar nicht gekannt. Es ist kein Fund einer Öl- oder Fettklampe aus dem nordeuropäischen Raum der Bronzezeit bekannt.

Goldene Pokale, goldene Kannen und ein eherner Kessel werden in der Burg des Phäakenkönigs benützt (Od. 7,172; 8, 426, 430), genau wie es uns auch im Atlantisbericht überliefert wird und wie man solche Gefäße auch aus bronzezeitlichen Funden des nordischen Kulturkreises kennt. Lauten- und Harfenspiel ist den Phäaken bekannt (Od. 8, 98, 248, 261 u. ö.). Dasselbe erzählen griechische Schriftsteller von den Hyperboreern, die ohne Zweifel mit den Atlantern identisch sind. Es handelt sich wahrscheinlich um die „hrotta“, die noch heute in Schweden unter dem Namen „Tannenharte“ gebräuchlich ist, und um die „win“ oder „winne“, ein mehr der Laute ähnliches Musikinstrument, das im Norden gespielt wurde. Wenn uns solche Instrumente aus der nordischen Bronzezeit auch nicht erhalten sind, so zeigen doch die zahlreichen bronzezeitlichen Luren, die wir aus dem nordischen Raum kennen und die nicht selten paarweise aufeinander abgestimmt sind, daß mindestens die Anfertigung von Musikinstrumenten, wahrscheinlich aber auch die Tonkunst, hochentwickelt waren.

Der Ehrenplatz im Königssaal befindet sich „am Herd“ „an der großen Säule“ „in der Mitte des Saales“ (Od. 6, 305; 8, 66). Genauso war es auch in späterer Zeit bei den Germanen, ja diese Anordnung ist noch bis in unsere Zeit im nordfriesischen Raum üblich gewesen, wie die Hochsitzsäule in der unmittelbaren Nähe des Herdes inmitten des „Ostenfelder Hauses“ in Husum zeigt.

In seiner „Deutschen Volkstumskunde“ sagt Karl v. Spiess: „Mit dem Norden ist auch das viereckige Holzhaus mit dem Herd in der Mitte verbunden (Spiess, 1934, 46). Wahrscheinlich handelt es sich bei dem von Homer be-

schriebenen Königshaus der Phäaken um ein großes „Firstsäulenhaus“, d. h. um ein Haus, dessen Langfirst von einer oder mehreren Säulen getragen wurde. Diese Bauweise war nach den eingehenden Hausbauforschungen des bekannten Erforschers des vorgeschichtlichen Hausbaues Saeftel im nordischen Raum schon in der Bronzezeit bekannt. Das Haus des Philisterkönigs in Gaza, dessen Dach einstürzte, als Simson die beiden Firstsäulen umriß, muß ebenfalls ein Firstsäulenhaus gewesen sein. Saeftel hat erstaunliche Übereinstimmungen zwischen dem altnordischen und dem philistäischen Hausbau nachweisen können.

Nach Homers Schilderungen tragen die Phäaken „Mantel und Rock“ (Od. 7, 234). Solche Mäntel und Röcke oder Kittel sind aus bronzzeitlichen Originalfunden bekannt, Tacitus bezeichnet sie als die landesübliche Tracht der Germanen in seiner Zeit (Germ. Kap. 17).

Der Phäakenkönig spricht von den drei unerbittlichen Schwestern, die den Lebensfaden der Menschen spinnen (Od. 7, 198 f.). Das ist offenbar eine Anspielung auf die drei Nornen, die auch nach späterem germanischem Glauben den Lebensfaden der Menschen spinnen und abschneiden. Nirgend anderswo hat Odysseus ähnliche Gastfreundschaft genossen, und sowohl Nausikaa als auch „der graue Held Echeneos“ bezeichnen es als heilige Pflicht, den Fremden gastlich aufzunehmen. Das erinnert an die Worte des Tacitus: „Irgendeinem Fremden Obdach zu verweigern, gilt ihnen (den Germanen) als Sünde. Jeder bewirtet seinen Gast, so gut er kann“ (Germ. Kap. 21). Überhaupt erinnert die Beschreibung der „nächtlichen Schmauserei“ im Königsitz der Phäaken an die „nächtlichen Schmausereien“ bei den Germanen, von denen Tacitus berichtet (Germ. Kap. 22).

Dem englischen Altphilologen T. B. L. Webster, der zusammen mit John Chadwick die Entzifferung der Linear B-

Täfelchen aus Griechenland und Kreta nach dem frühen Tod von Michael Ventris fortgesetzt hat, ist bei dem Vergleich zwischen den Angaben der Linear B-Täfelchen und der Funde in mykenischen Palästen einerseits und den Angaben, die Homer über die Stellung des Phäakenkönigs Alkinoos oder die Ausschmückung seines Palastes andererseits macht, zu diesen vom Verfasser zusammengestellten Besonderheiten, die die Phäaken von den mykenischen Fürsten unterscheiden, noch folgendes aufgefallen:

Die mykenischen Könige hatten göttlichen Charakter, sie wurden als göttlich oder als Halbgötter verehrt (Webster 1960, 25 ff., 37 f., 52 f. u. ö.). Im Gegensatz zu diesem theokratischen System mykenischer Könige steht die Beschreibung der Stellung des Alkinoos, der wohl oberster Priester der Phäaken ist, aber selbst nicht göttliche Ehren genießt, sondern *primus inter pares* ist. Die mykenischen Könige hatten viele Sklaven, die Alkinoos nach den Angaben Homers und die Könige der Atlanter nach den Angaben des Atlantisberichtes nicht hatten. Die Throne der mykenischen Könige waren von Löwen, Sphinxen und Greifen umgeben. Von diesen Königstieren oder -Symbolen ist beim Phäakenkönig Alkinoos nicht die Rede. Dort stehen nur goldene und silberne Hunde, die Hephaistos als Wächter für das Haus des Alkinoos angefertigt hat, „zur Seite der Pforte“ (Od. VII. 91 f.). Übrigens stand auch nach den Angaben der Edden der Hund Garm als Wächter vor den Toren Asgards (Völ. 44, 49, 58; Grimnismal 44).

So enthalten die Verse der „Phaiakie“ Angaben, die im einzelnen vielleicht wenig Gewicht haben, in ihrer Gesamtheit aber doch den Eindruck vermitteln, daß Homer erstaunlich genaue Vorlagen für seine Phäakie benützt hat. Nicht nur die allgemeinen Berichte über jene nordische Insel und ihre Menschen halten einer kritischen Überprüfung stand, auch die scheinbar nebensächlichen Bemerkun-

gen — Pfahlkonstruktion der Deiche, Stranddünenbildung, Bootshäuser, Schwert ganz aus Erz, Kunstfertigkeit in der Weberei usw. — sind historisch richtig wiedergegeben. Da die meisten dieser Angaben im Atlantisbericht nicht enthalten sind, haben wir darin eine neue Stütze für die Vermutung, daß Homer zwar nicht den Atlantisbericht, wohl aber eine andere sehr zuverlässige Vorlage über Basileia benützt haben muß. Ja, nach den Aufzeichnungen des römischen Geschichtsschreibers Tacitus „behaupten einige, daß Odysseus auf seiner langen, sagenberühmten Irrfahrt auch in den nördlichen Ozean verschlagen worden sei und dort germanisches Land betreten habe" (Germ. Kap. 3).

Der Engländer Ernle Bradford hat im Jahre 1964 ein Buch „Reisen mit Homer" veröffentlicht, in welchem er Korfu mit der Königsinsel der Phäaken gleichsetzt. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat selbst mit einer Segelyacht die Küsten und Inseln im Jonischen und Ägäischen Meer aufgesucht und kann sich daher ein Urteil über Bradfords Angaben erlauben. Bradfords Erlebnisse auf seiner Segelfahrt sind amüsant zu lesen, seine Identifizierungen der verschiedenen Inseln und Küsten im Mittelmeer mit jenen, die Odysseus auf seiner zehnjährigen Irrfahrt angelaufen hat, treffen jedoch in keinem Punkt zu. Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um diese Identifizierungsversuche Bradfords zu widerlegen. Er hat vor allem ganz übersehen, daß die Irrfahrten des Odysseus und insbesondere die Fahrt zu den Phäaken im Okeanos, im Weltmeer, also keinesfalls im Mittelmeer, stattfanden. Alles, was Homer von den Phäaken und ihrer Königsinsel erzählt, trifft nicht auf Korfu zu.

Es gibt im ganzen Mittelmeer keine Strecke, auf der man, wie Odysseus auf seiner Fahrt von der Ozeaninsel der Kalypso nach der Phäakeninsel achtzehn Tage lang bei günstigem Strom und günstigem Fahrtwind einen Nord-

ostkurs steuern könnte. Vom Kap Colonne erreicht man auf NOzO-Kurs, den Odysseus ja steuert, nach 120 Seemeilen Korfu. Ein Schiff, das für diese Strecke achtzehn Tage benötigen würde, würde also etwa 6,5 Seemeilen pro Tag zurücklegen. Korfu, das der Verfasser auf diesem Kurs angesteuert hat, sieht mit seinen zahlreichen Bergspitzen, die sich bis zu 914 Metern Höhe erheben, nicht „wie ein Schild im wolkenverhangenen Meere“ aus, sondern wie ein wildgezacktes Gebirgsland. Auf Korfu gibt es keinen Strom mit Gezeitenströmung wie im Phäakenland, keine weiten fruchtbaren Ebenen, keine breiten Wassergräben, die von der Küste zur Königsstadt führen. Es gab, wie einige Funde aus mykenischer Zeit, die auf Korfu gemacht wurden, zeigen, wohl eine offenbar schwache mykenische Besiedlung auf Korfu, aber keine mächtige Königsburg, keinen Poseidontempel, keine Rennbahnen, keine Deiche „lang und hoch, mit Pfählen bewehrt, ein Wunder zu schauen“ (Od. VII. 44), wie uns das von der Königsinsel der Phäaken erzählt wird.

Korfu lag für die mykenischen Achäer nicht „am Ende der Welt“. Die Bewohner Korfus waren für die Achäer nicht „die äußersten Menschen“ (Od. VI., VIII. 203, 205, 280 u. ö.), wie uns das ja von den Phäaken erzählt wird. Die Achäer unterhielten, wie Bernsteinfunde in vielen mykenischen Gräbern und mykenische Funde im nordischen Kulturkreis beweisen, Handel bis hin zu den Nordseeküsten. Funde mykenischer Waren in Südfrankreich, Sizilien, Ägypten, Kleinasien beweisen, daß ihr Horizont viel weiter reichte als bis nach Korfu, daß sie also sehr wohl wußten, daß Korfu nicht „am Ende der Welt“ liegt. Sie waren vielmehr der Meinung, wie später noch griechische und römische Geographen, daß das „Ende der Welt“ an den Küsten der Nordsee, des Kronosmeeres, des hyperboreischen Ozeans läge. Korfu kann demnach auf keinen Fall mit der

Königsinsel der Phäaken gleichgesetzt werden (Paul Herrmann 1952, 126).

Die Segelanweisung nach Basileia, der Königsinsel der Phäaken, die „im Weltmeer am Ende der Welt“, siebzehneinhalb Tagesfahrten von Ogygia, der Okeanosinsel, auf NOzO-Kurs entfernt liegt, die Beschreibung dieser Insel und ihrer Einrichtungen, die in so vielen Einzelheiten mit der Beschreibung der Basileia der Atlanter übereinstimmt, die Tatsache, daß schon Apollonios von Rhodos in seiner „Argonautika“ die Königsinsel der Phäaken mit der „heiligen Insel Elektris“ in der Mündung des Eridanos gleichsetzt, auf der Bernstein und Kupfer gewonnen wurden, lassen keinen Zweifel aufkommen, daß Homer jene Königsinsel beschreibt, die einst in der Mündung der Eider im Schutze des Felsens von Helgoland lag. Homer hat nicht nur das „Heilige Ilion“, sondern auch die „Heilige Insel“ der Nordmeervölker in unvergänglichen Versen besungen. Seine Verse und nicht die des Albinovanus Pedo (so Th. Nissen) sind in Wahrheit „die ältesten erhaltenen Verse über die Nordsee“ und das Volk, das dieses Meer beherrschte. Sie sind ein Beitrag zu einer „Germania“ aus der Bronzezeit, aus der Blütezeit des nordischen Kulturkreises vor den schrecklichen Naturkatastrophen, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts v.Chr. alles vernichteten. Wenn man die Verse Homers über diese Königsinsel und ihre Menschen mit den tatsächlichen oder den überlieferten Gegebenheiten vergleicht, dann muß man diesem größten Sänger des Abendlandes zurufen, was er selbst dem Demodokos, dem Sänger der Phäaken zuruft, als der vom Heiligen Ilion singt:

Zum Erstaunen genau besingst du im Liede hier alles,
gleich, als hättest du selbst es alles gesehen und vernommen!
(Od. 8, 489 f.).

Achtes Kapitel

FALSCHES DATIERUNGS- UND LOKALISIERUNGSVERSUCHE

Kein anderer Bericht aus dem Altertum hat auch nur annähernd so viele Datierungs- und Lokalisierungsversuche ausgelöst wie der Atlantisbericht. Der schwedische Geologe und Ozeanograph Hans Pettersson schreibt: „Zwei Jahrtausende sind seit dem Abend im Altertum verflossen, an dem im alten Athen Platons Freund Kritias die Märe berichtete, die von Solon selbst aus Ägypten heimgebracht worden war, die Geschichte von Atlantis, des Landes, das versank. Während zwanzig Jahrhunderte haben Toren und Weise, Phantasten und Dichter, Philosophen und Wissenschaftler, Ketzer und Kirchenväter die Frage diskutiert: Hat Atlantis wirklich existiert, oder ist das bloß ein Ornament zu Platons Lehre vom Staat und der Gemeinschaftsorganisation, ein Musterbeispiel, erfunden, um das freie demokratische Athen und den autoritär organisierten Erobererstaat, der, um ein neuzeitliches Schlagwort zu verwenden, den ersten Versuch machte, Europa ‚gleichzuschalten‘, und dem es beinahe gelang, gegenüberzustellen“ (1948, 1). Pettersson nennt den Atlantisbericht „die meist umstrittene von allen Erzählungen“ und spricht von „unzähligen Erklärungsversuchen“. Tatsächlich sind die Erklärungs-, Datierungs- und Lokalisierungsversuche von Atlan-

tis „unzählig“. C. W. Ceram schreibt in seinem Buch „Götter, Gräber und Gelehrte“ (1949, 439): „Die Literatur, die inzwischen über dieses untergegangene Reich (dessen Existenz überhaupt noch nicht bewiesen werden konnte) verfaßt worden ist, beläuft sich inzwischen auf rund zwanzigtausend Bände.“

Ob es nun wirklich zwanzigtausend Bände über das Thema Atlantis gibt oder nicht, bleibe dahingestellt. Sicher aber ist, daß das Thema Atlantis die Menschen aller Kulturvölker in besonderer Weise gefesselt hat.

Aus der übergroßen Zahl von Atlantishypothesen können wir hier nur die wichtigsten und neuesten besprechen.

Atlantis ist nicht mit Thera oder Kreta identisch

In jüngster Zeit ist häufig die Hypothese vertreten worden, Atlantis oder die Königsinsel von Atlantis sei mit Thera oder mit Kreta identisch.

Am 17. November 1975 brachten viele Zeitungen einen Bericht: „Cousteau: Atlantis liegt vor Santorin, der französische Meeresforscher auf der Suche nach dem versunkenen Kontinent.“ In diesem Bericht wurde mitgeteilt, daß die griechische Staatskasse mit 1,8 Millionen Dollar eine großangelegte Tauchexpedition Cousteaus mit seinem Spezialschiff „Calypso“ finanzieren will, um im Kraterkessel von Santorin-Thera Überreste von Atlantis zu suchen. „Weil allerdings die Überreste der versunkenen Kultur wegen der großen Wassertiefen von 300 Metern schwer zugänglich sind, sei diese Theorie bisher historisch nicht belegbar gewesen“ (Die Welt, 17. 11. 1975).

Zuerst hat der griechische Archäologe Spyridon Marinatos 1938 die Vermutung ausgesprochen, daß der Untergang

der minoischen Kultur am Ende der Bronzezeit sich in der Erzählung von Atlantis niedergeschlagen habe.

Der griechische Erdbebenforscher Angelos Galanopoulos hat diese Hypothese aufgenommen, abgeändert und 1960 eine Arbeit veröffentlicht, in der er die Behauptung aufstellt, die Königsinsel von Atlantis sei mit Thera identisch, die Basileia mit ihren Häfen und Kanälen habe einst dort gelegen, wo sich heute der Kraterkessel von Thera befindet, und sei durch den ungeheuren Ausbruch des Thera-Vulkanes am Ende der Bronzezeit untergegangen. „Vielleicht könnten noch Spuren der Häfen oder des Kanals, den Platon beschreibt, in den Tiefen des Einbruchkraters von Thera gefunden werden“ (zitiert bei Mavor, 1969, 29).

1969 hat dann der amerikanische Ozeanograph James W. Mavor jr. diese Idee aufgegriffen und ein Buch „Reise nach Atlantis“ herausgegeben. In demselben Jahr hat der englische Philologe J. V. Luce ein Buch mit dem Titel „Atlantis, Legende und Wirklichkeit“ veröffentlicht, auf dessen Umschlag zu lesen ist: „Das ‚verlorene Atlantis‘ dieser Beweis wird hier einleuchtend geführt, war mit dem minoischen Kreta und mit Thera im besonderen identisch.“ Der Übersetzer dieses Buches, Studienrat J. Rehork, hat mit Vehemenz bestritten, daß in Lucas Buch „das ‚verlorene Atlantis‘ ... mit Thera im besonderen identisch“ gesetzt werde und hat behauptet, Luce identifiziere Kreta mit der Basileia von Atlantis.

Ob nun Thera oder Kreta mit der Basileia von Atlantis gleichgesetzt wird, ist unwesentlich. Beide Hypothesen sind völlig unhaltbar und leicht widerlegbar, obwohl sie 1969 als „ein Weltereignis der Archäologie“ bezeichnet wurden und von Lucas Buch behauptet wurde: „Das größte Rätsel der Geschichte gelöst.“

Diejenigen, die die Hafenstadt Basileia „in den Tiefen des Einbruchkraters von Thera“ suchen, sind einem groben

Denkfehler zum Opfer gefallen. Galanopoulos, Mavor und Luce berufen sich auf die eingehenden geologischen Forschungen, die der deutsche Geologe Hans Reck in einem dreibändigen Werk: „Santorin: Der Werdegang eines Inselvulkans und sein Ausbruch 1925–1928“ im Jahre 1936 veröffentlicht hat. H. Reck stellt fest: „Einst betrug ihr (der Insel-Thera-Santorin) Durchmesser etwa 16 km, und damals erhoben sich über ihr kegelförmige Gipfel vulkanischen Ursprungs, deren Flanken von steilen Schluchten durchzogen waren. In ihrem Mittelpunkt ragte ihr Hauptkegel bis zu einer Höhe von 1600 m empor“ (zitiert bei Luce, 1969, 85). Dieser Hauptkegel hatte einen „typischen ‚Vesuv‘ Umriß“ (Luce, 1969, 107). „Die Thera-Caldera (Einbruchkrater von Thera) ist das Ergebnis eines furchtbaren Ausbruchs oder einer Reihe von Ausbrüchen, ... die die Insel zerstörten“ (Luce, 1969, 86). Was schon der französische Geologe F. Fouqué 1879 nachgewiesen hat, hat auch H. Rede festgestellt, daß die Kraterbildung auf die letzte und schwerste bronzezeitliche Eruption zurückzuführen ist. Das geht allein schon daraus hervor, daß durch diese ungeheure Eruption als jüngste und oberste Schicht die bis zu 60 m mächtigen Bimssteinmassen auf den Resten des alten tertiären Vulkanes abgelagert wurden. Mit anderen Worten: Vor dieser letzten und ungeheuersten Eruption, die den Kraterkessel aufriß, lag an seiner Stelle der etwa 1600 m hohe Hauptkegel des einstigen tertiären Vulkanes. Der Kraterkessel von Thera ist erst durch diese letzte und ungeheuerste bronzezeitliche Eruption entstanden und hat vorher nicht existiert.

Nun soll die Basileia von Atlantis mit ihren drei Häfen, ihren Meereskanälen, die schon in Urzeiten Poseidon angelegt hatte (Krit. 113 c, 119 c) und ihren Flüssen (Krit. 118d) vor der Explosion des Thera-Vulkanes in diesem Kraterkessel gelegen haben, der noch gar nicht existierte.

Auf einem 1600 m hohen Vulkankegel kann aber schwerlich eine Hafenstadt gelegen haben.

Es ist erstaunlich, daß die vielen Autoren, die dieser Hypothese zugestimmt haben, den groben Denkfehler, dem sie erlegen sind, nicht erkannt haben.

Für Thera und für Kreta treffen auch alle anderen Angaben, die uns von der Basileia oder vom Königreich Atlantis gemacht werden, nicht zu.

Weder Thera noch Kreta lagen im „Atlantischen Meer“, sondern im Ägäischen Meer, das ausdrücklich in Krit. 111a beschrieben und im Gegensatz zum „Atlantischen Meer“ gestellt wird. Beide Inseln lagen nicht in der Mündung großer Flüsse, beide sind nicht „im Meer versunken und den Augen entschwunden“ (Tim. 25 d). Das Ägäische Meer ist niemals „unpassierbar und unerforschbar geworden wegen des sehr seicht liegenden Schlammes“ (Tim. 25 d). Niemals hätte Solon oder Platon vom Ägäischen Meer sagen können, daß es „auch heute noch unpassierbar und unerforschbar“ sei (Tim. 25 d) oder daß „auch heute noch . . . eine undurchdringliche und schlammige Untiefe“ „den Weg ins gegenüberliegende Meer versperrt“ (Krit. 108 e). Beide hatten oft das Ägäische Meer durchsegelt, ihre Zeitgenossen hätten sie ausgelacht, wenn sie solche Torheiten erzählt hätten.

Luce läßt die zweimalige Bemerkung fort, daß das „auch heute noch“ ein unpassierbares Schlammeer sei, in dem die Basileia versank, weil er genau weiß, daß das Ägäische Meer seit eh und je befahren und alle Küsten und Inseln den Griechen genauestens bekannt waren. Diese und alle anderen Angaben über das Vorkommen von Kupfererz und Bernstein, über die „Koine“, die Gemeinschaft zwischen Atlantern, Libyern, Tyrrhenern, Bewohnern des Gadeirischen Landes und denen vieler anderer Inseln im Weltmeer, über den großen Kriegszug durch Europa und

Vorderasien oder Libyen bis nach Ägypten, über den erfolgreichen Freiheitskampf der Athener gegen die Atlanter usw. usw. treffen weder für Thera noch für Kreta zu. In Wirklichkeit ist dieses „Weltereignis der Archäologie“ eine Seifenblase, die längst zerplatzt ist.

Atlantis ist nicht mit Tartessos identisch

Wieder eine andere Atlantishypothese hat der deutsche Archäologe Adolf Schulten aufgestellt. Schulten meint: „Platon hat die Hauptstadt der Atlantis und ihr Gebiet bei Tartessos geschildert und damit zugleich ein dichterisch verklärtes Bild des reichen und glücklichen Tartessos an der Mündung des Guadalquivir gegeben“ (1930, 342). Schultens zuerst schon 1922 aufgestellte Hypothese hat in Kreisen deutscher Wissenschaftler viel Zustimmung gefunden. Prof. Jessen erklärte: „Eigentlich ist Schultens Gleichung: Atlantis = Tartessos, das Ei des Kolumbus“ (1925, 185).

Aber gegen diese Hypothese kann man viele Gründe ins Feld führen. Schulten behauptet, Tartessos sei um 500 v.Chr. von den Karthagern aus „Handelsneid“ zerstört worden und diese Zerstörung sei dann als Untergang von Atlantis in einem Schlammeer umgedeutet worden. Durch die Zerstörung von Tartessos sei diese Stadt „aus dem Gesichtskreis der Mittelmeervölker plötzlich verschwunden“. Solon, der diesen Bericht von Atlantis um 560 v. Chr. aus Ägypten mitgebracht hat, konnte gar nicht wissen, daß 60 Jahre später die Karthager Tartessos zerstören würden. Außerdem trifft es nicht zu, daß Tartessos „aus dem Gesichtskreis der Mittelmeervölker plötzlich verschwunden“ ist. Viele Autoren aus den Jahrhunderten *nach* 500 v. Chr. erwähnen Tartessos. Herodot (t 425 v. Chr.) erwähnt Tar-

tessos wiederholt (I, 163; IV, 152, 192), Aristophanes (445 bis 386 v. Chr.) rühmt den guten Geschmack der „Muränen von Tartessos“ (in: Frösche 475), Rufus Festus Avenius (4. Jh. nach Chr.) spricht von Tartessus und dem „Tartessusberg“, er nennt den Guadalquivir „Tartessusstrom“. Plinius (Nat. hist. IV, 120) schreibt über Tartessos, das auch von anderen römischen Autoren genannt wird.

Schulten gibt zu: „An der Identität des biblischen Tarschisch mit Tartessos ist nicht zu zweifeln“ (1950, 27). Tarschisch = Tartessos wird häufig im Alten Testament genannt, darunter u. a. auch in den Büchern Esther, Judith und Jona, die mit Sicherheit jünger als 300 v. Chr. sind.

Tartessos = Tarschisch war also keineswegs seit 500 v. Chr. „aus dem Gesichtskreis der Mittelmeervölker plötzlich verschwunden“. Diese Völker haben im Gegensatz zu Schulten Behauptungen durch alle Jahrhunderte Handel mit Tartessos getrieben, weil Tartessos „ein Zentrum des Zinn- und Silberhandels“ war (W. Haussig, Herodot, 1955, 645). Avenius, der gute Nachrichten von Britannien bis zur französischen Mittelmeerküste hatte und einen verlorenen griechischen Periplus (Beschreibung der Küsten und Inseln) benützt hat, um sein Buch „Ora maritima“ zu schreiben, sagt: „Hier sind die Säulen des Herakles, hier liegt die Stadt Gadir, die früher Tartessos genannt wurde“ (Vers 85), oder: „Hier am tartessischen Meerbusen und an dem genannten Fluß (Guadalquivir) liegt die Stadt Gadir, früher aber wurde sie Tartessos genannt“ (Vers 265 f.).

Es kann demnach kein Zweifel sein, daß Tartessos mit Gadir identisch ist. Diese Stadt, heute Cadix genannt, ist niemals „aus dem Gesichtskreis der Mittelmeervölker plötzlich verschwunden“, unter dem Namen Gadir, dem Gadeiros des Atlantisberichtes, wird sie von antiken Autoren häufig erwähnt.

Es stimmt auch nicht, wenn Schulten behauptet, die Kartha-

ger hätten die Straße von Gibraltar gesperrt und so sei die Stelle im Atlantisbericht entstanden: „Daher ist das Meer dort auch heute noch (kai nyn) unpassierbar und unerforschbar geworden, wegen des sehr seicht liegenden Schlammes, den die untergehende Insel zurückließ" (Tim. 25 d und Krit. 108 e).

Die Meerenge von Gibraltar war niemals gesperrt. Herodot berichtet (IV, 43) von der Fahrt Hannos an die Westküste Afrikas (bald nach 500 v. Chr.), und schreibt: „Etwas später als Hannos Fahrt wird die Fahrt des Persers Sataspes angesetzt, der durch die Säulen des Herakles nach Süden fuhr, um Afrika zu umschiffen ...", Pytheas von Massilien ist um 350 v. Chr. durch die Straße von Gibraltar gesegelt. Poseidonios hat sich im Jahre 90 v. Chr. einen Monat lang in Gades aufgehalten und nichts davon berichtet, daß die Meerenge von Gibraltar jemals gesperrt gewesen sei.

Es gibt nirgendwo einen Hinweis, daß die Karthager die Straße von Gibraltar gesperrt hätten, außer der von Schulden falsch interpretierten Stelle aus dem Atlantisbericht. Wenn Schulden dann außer dieser falsch interpretierten Stelle des Atlantisberichtes von allen anderen Angaben schreibt: „Alles übrige schwebt in den Wolken und ist reine Phantasie" (1948, 12), dann zeigen diese Worte deutlich, auf welch' schwachen Füßen seine Hypothese, Atlantis sei mit Tartessos identisch gewesen, steht. Trotz aller unverständlichen Irrtümer und zahlreicher falscher Zitate sagte Schulden, als er von einem Reporter über die in meinem Buch vorgelegte These: Die Königsinsel von Atlantis lag zwischen Helgoland und dem Festland, befragt wurde: „Heutzutage hat der größte Blödsinn die meiste Aussicht auf Erfolg. Mein Buch ist den Leuten zu einfach!" („Kristall", 1953. Nr. 21).

Atlantis lag nicht bei den Azoren oder auf den Kanaren

Die Hypothese, daß Atlantis bei den Azoren gelegen habe und die Azoreninseln die höchsten Bergspitzen des versunkenen Inselreiches Atlantis seien, hat zuerst der Jesuitenpater Athanasius Kircher in seinem Werk „Mundus subterraneus“ (1665) aufgestellt. Später ist sie von vielen anderen Autoren aufgenommen und ausgebaut worden. Der amerikanische Politiker Ignatius Donnelly hat diese Hypothese begeistert aufgegriffen und gefordert, „daß die Kulturvölker der Jetztzeit ihren, zumeist in zweckloser Müßigkeit das Weltmeer durchfahrenden Kriegsschiffen einmal eine nützliche Kulturarbeit zuweisen: Sie sollen sich bemühen, wenigstens einige der Reliquien dieses untergegangenen Landes wieder ans Tageslicht zu bringen. Einzelne Teile der ehemaligen Insel Atlantis, jetzt „Dolphins Bank“ genannt, liegen ja nur einige Faden unter dem Meeresspiegel, und im allernächsten Umkreis der heutigen Azoreninseln würde eine systematische Erforschung des Meeresbodens gewiß auch wertvolle Resultate liefern“ (1911, 340).

Donnelly konnte in seiner Zeit noch nicht wissen, daß die Azoren *nicht* die Bergspitzen und Überreste eines versunkenen Kontinents sind, sondern im Gegenteil die höchsten Erhebungen von vulkanischen Gesteinsmassen, die aus großen Tiefen emporquellen. Das haben die Forschungsarbeiten der letzten Jahrzehnte überzeugend nachgewiesen. Vor allem hat das amerikanische Forschungsschiff „Glomar Challenger“ seit 1968 viele Bohrproben vom Meeresgrund heraufgeholt und dadurch den Nachweis erbracht, daß dort, wo die großen Platten, auf denen die Kontinente liegen, auseinandertriften, sich tiefe Spalten bilden, aus denen vulkanische Gesteinsmassen emporquellen. Die mächtigen Platten, auf denen Nord- und Südamerika einerseits und

Afrika und Europa andererseits liegen, triffen auseinander (konstruktive Bewegung), zwischen ihnen quellen aus großer Tiefe vulkanische Gesteinsmassen empor, die den sogenannten „mittelatlantischen Rücken“, der sich von Spitzbergen im Norden bis ins antarktische Meer erstreckt, gebildet haben. Die Inseln auf diesem „Rücken“: Spitzbergen, Island, die Azoren, St. Paul, Ascension, St. Helena, Tristan-da-Cunha, aber auch die Kanarischen und Kapverdischen Inseln sind *nicht* die höchsten Bergspitzen eines versunkenen Kontinents, sondern die höchsten Gipfel in der „Aufquellzone“, also aus großen Tiefen aufquellende vulkanische Gesteinsmassen.

Die zahlreichen Bodenproben, die die „Glomar Challenger“ gerade auch im Gebiet der Azoren aus der Tiefe emporgeholt hat, beweisen, daß es dort in den letzten 200 Millionen Jahren — so weit erstreckt sich der Test — mit Sicherheit *kein* bewohnbares Land und schon gar nicht einen „Kontinent Atlantis“ gegeben hat. Überall wurden bis in große Tiefen des Meeresbodens nur küstenferne Sedimente festgestellt, die es ausschließen, daß es dort in menschheitsgeschichtlicher Zeit bewohnbares Land gegeben hat. Schon lange vor diesen Untersuchungen des amerikanischen Forschungsschiffes hat der Geologe und Ozeanograph H. Pettersson auf Grund der geologischen Untersuchungen auf den Azoren festgestellt: „Platons Atlantis bei den Azoren ist geophysikalisch eine Leiche, die kein Geologe, er sei noch so angesehen, ins Leben zurückführen vermag“ (1948, 63). Dasselbe gilt auch für die Kanaren. Sie liegen in der Bruchzone zwischen der afrikanischen und der eurasischen Platte oder Scholle. Auch sie bestehen aus vulkanischem Gestein, das aus großer Tiefe emporgequollen ist. Einen „Kontinent Atlantis“ hat es dort nie gegeben.

Neuntes Kapitel

RÜCKBLICK

Der Atlantisbericht Solons und die Phäiakie Homers überliefern uns lebendige Erzählungen aus dem nordischen Kulturkreis der Bronzezeit. Aus dieser Zeit waren uns bisher nur stille Gräber und Funde aller Art bekannt, die viele Fragen nicht beantworten konnten oder nur die verschiedenartigsten, häufig einander widersprechende Deutungen zuließen. Nun können wir mit Hilfe dieser beiden erstaunlich zuverlässigen Erzählungen viele Fragen beantworten und viele Ausdeutungen der Funde als Irrtum bezeichnen. Auf folgende Fragen, die bisher nur sehr widerspruchsvoll beantwortet werden konnten, geben uns die beiden Berichte aus dem nordischen Kulturkreis der Bronzezeit und aus der Zeit der Großen Wanderung klare Antworten.

Bisher war sich die Forschung über die *Ursachen* der Großen Wanderung im Unklaren.

Eduard Meyer vermutete, daß „Überbevölkerung“ in den Ausgangsgebieten der Großen Wanderung die Ursache zu diesem „Ereignis größten Ausmaßes“ gewesen sei. O. Spengler meinte, daß „die Erfindung des Streitwagens“, J. Wiesner, daß „die Einführung des Reiterkriegers, also der Kavallerie“, dieses „die Welt erschütternde, ja die Welt umgestaltende Ereignis“ ausgelöst hätte.

Nun aber erfahren wir aus dem Atlantisbericht und seinen

altägyptischen Vorlagen, daß im 13. Jahrhundert v. Chr. schwerste Naturkatastrophen über unseren Planeten hereinbrachen und viele Völker zur Auswanderung aus ihrer verdorrten oder verbrannten, von schrecklichen Erdbeben und — an den Meeresküsten — von Sturmfluten und Seebebenwogen schwer getroffenen Heimat zwangen.

Bisher herrschte in der Forschung auch große Unklarheit über den *Ausgangspunkt* der Großen Wanderung, die im 13. Jahrhundert v.Chr. durch Europa und Vorderasien und durch Nordafrika bis an die Grenzen Ägyptens zog. Der Ägyptologe E. Otto bezeichnete „die ägäischen Inseln“, R. Stadelmann u. a. den Balkan, W. Kimmig „das weite Gebiet zwischen Ostalpen, Karpatenbogen und Balkangebirgen“ (1964, 269), R. Herbig die damaligen Wohnsitze der Illyrier „im ostdeutschen-polnischen Raum“ als Ausgangsort der Großen Wanderung, er nennt diese Wanderung daher „die illyrische Wanderung“ (1940, 66 f.), Schachermeyr (1929, 31) glaubt, daß „die kulturlosen Weiten Europas und höchstens in zweiter Linie manche barbarisch gebliebene Gebiete Kleinasiens“ als Ursprungsgebiete der Großen Wanderung in Frage kommen, G. Spitzlberger (1972, 21) meint, daß die Träger der Großen Wanderung „nichts anderes als die wegen Überflutung der Pfahlbauten ausgewanderte Bronzezeitbevölkerung der Schweiz und Südwestdeutschlands gewesen sei“.

Man fragt sich unwillkürlich, wo denn in diesen binnenländischen Gebieten „das Weltmeer im Norden“ mit den „Inseln, die ausgerissen und fortgeschwemmt“ wurden, wo „die Macht des Nun (Weltmeer) ausbrach und in einer großen Woge unsere Städte und Dörfer verschlang“, und „das Haupt ihrer (der Nordmeervölker) Städte im Meer unterging“, zu suchen seien?

Nun erfahren wir aus dem Atlantisbericht und seinen altägyptischen Vorlagen aber auch aus der Phäiakie Homers,

daß die Heimat jener Völkerschaften, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts v. Chr. bis an die Grenzen Ägyptens vorstießen, am Weltmeer im Norden, im Bernsteinland der Bronzezeit, lag

Bisher glaubte man auch, daß die Nordmeervölker verantwortlich gemacht werden müßten für die ungeheuren Brände, deren Spuren man in allen Wäldern, Mooren, Siedlungen und Palästen für jene Zeit nachgewiesen hat. Die Nordmeervölker hätten, so glaubte man, die verbrannten Mauern der Paläste auseinandergerissen, so daß man nicht selten (Tiryns, Mykene, Knossos usw.) tonnenschwere Blöcke viele Meter weit von ihrer ursprünglichen Lage gefunden hat. Die Nordmeervölker hätten auch in den von ihnen durchzogenen oder besetzten Gebieten die Bevölkerung bis auf einen geringen Rest oder gar restlos (Kreta, Hethiterreich, Syrien) ausgetilgt.

Schachermeyr spricht von „raubenden und plündernden Scharen“ oder von „Vollbarbaren, deren Abstand gegenüber den ostmittelmeerischen Kulturen ein so großer war, daß sie zuerst mit ihnen nichts anzufangen wußten, als zu rauben, zu zerstören“ (1929, 31). Childe (1950) nennt die Nordmeervölker „barbarische Horden“, Kahl-Furthmann spricht von „Einfällen barbarischer Horden“ (1976, 15). Der führende Stamm der Nordmeervölker, die Phrs-Philister, wird als der „Furchtbarste“ bezeichnet.

Nun erfahren wir aus dem Atlantisbericht, daß *nicht* die Atlanter-Nordmeervölker alle diese Gebiete niedergebrannt hätten, sondern „der Komet Phaethon die Oberfläche der Erde verbrannt“ hätte. Die zeitgenössischen altägyptischen Texte bestätigen diese Angaben. Genaue stratigraphische Untersuchungen haben bewiesen, daß die ungeheuren Brände tatsächlich *vor* dem Eintreffen der Nordmeervölker-Philister gewütet haben.

Ebenso unrichtig ist die oft zu lesende Behauptung, daß die

Nordmeervölker die Bevölkerung in den von ihnen durchwanderten oder eroberten Gebieten dezimiert oder gar ausgerottet hätten.

Aus dem Atlantisbericht erfahren wir von schwersten Erdbeben und Meeresüberschwemmungen, „in denen die Masse eurer (der Athener) Krieger von der Erde verschlungen wurde" (Tim, 25 d) und auch die Brunnenanlage innerhalb der Akropolismauern „durch Erdbeben verschüttet wurde" (Krit, 112 d).

Die Tatsache, daß in ganz Ägypten und in Assyrien und vielen anderen Gebieten, wohin die Nordmeervölker nicht gekommen sind, die Paläste und Tempel ebenfalls verbrannt und durch schwerste Erdbeben zerstört wurden und die Aussagen der zeitgenössischen altägyptischen Texte hätten die Archäologen davor warnen müssen, für diese ungeheuren Vernichtungen und Dezimierung oder Ausrottung der Bevölkerung der betroffenen Gebiete die Nordmeervölker verantwortlich zu machen.

Durch den Atlantisbericht erfahren wir, daß die „gewaltigsten Erdbeben und Meeresüberschwemmungen" daran schuld waren, daß von der griechischen Bevölkerung „nur ein winziger Same übrigblieb" (Tim. 23 c). Die archäologische Forschung hat ebenfalls nachgewiesen, daß in Griechenland — und zwar auch hier in Gebieten, in die die Nordmeervölker nicht gekommen sind — nur etwa ein Hundertstel der Bevölkerung die Katastrophen überlebt hatte.

Die Tatsache, daß die mächtigen Brandschichten überall *vor* der Ankunft der Nordmeervölker festgestellt wurden und daß sich Hinterlassenschaften dieser Völker nirgendwo *in* den Zerstörungsschichten nachweisen ließen, ist den Archäologen immer wieder aufgefallen. W. Kimmig stellt fest: „Wenn Troja VIIa ‚um 1200' zerstört wurde, jedoch keine Spuren der Zerstörer selbst zutage kamen, dann zeigt

sich hier genau die gleiche Situation wie im übrigen ost-mediterranen Raum: Nirgendwo sind die ‚Wanderer‘ archäologisch zu fassen" (1964, 249) oder: „So gibt es zwar die höchst eindrucksvollen ägyptischen Reliefdarstellungen und die mit dem Stichdatum ‚um 1200‘ einsetzenden verbreiteten Zerstörungshorizonte in Städten und Siedlungen, aber die Zerstörer selbst bleiben im Dunkeln. Es gab keinen Bodenfund, der, bei kritischer Betrachtung, mit der Wanderbewegung in unmittelbare Verbindung zu bringen war" (1964, 252, ähnlich 262). Dazu kommt, daß die griechische Tradition von „raubenden und plündernden Scharen" nichts weiß. Sie berichtet aus jener Zeit zwar von Kämpfen zwischen überlebenden Teilen der einheimischen Bevölkerung und den in Griechenland eindringenden Nordmeervölker-Herakliden, aber die Überlieferungen berichten nur von ritterlichen Zweikämpfen, die die Herakliden dem König Echemos von Tegea und dem König Thymoitas von Athen um den Besitz des Landes vorgeschlagen hätten, und von der vertragsgetreuen Einhaltung der vor diesen Zweikämpfen getroffenen Vereinbarungen durch die Nordmeervölker-Herakliden. Diese zogen, nachdem ihre Recken Hyllos und Xanthos den Zweikampf verloren hatten, kampfflos ab und kamen erst vereinbarungsgemäß hundert Jahre später wieder.

Bei dieser „Rückkehr der Herakliden" kam es nach den alten Überlieferungen ebenfalls nicht zu Plünderung und Mord, die so stark dezimierte Bevölkerung Griechenlands nahm die Rückkehrer offenbar kampfflos auf und die griechische Überlieferung weiß nur von alter Freundschaft und Verwandtschaft mit den Hyperboreern-Nordmeervölkern zu erzählen (Diodor II, 47). Diese Nordvölker aus dem Bernsteinland hätten, so weiß die griechische Überlieferung, die Hauptheiligtümer der Griechen in Delphi und auf Delos gegründet und noch Herodot (IV, 33, 34) berichtet

von Festgesandtschaften und Opfergaben der Hyperboreer, die nach Delos kamen. Auch seien die Götter Apollon und Artemis aus dem Hyperboreerland nach Griechenland gekommen, ebenso seien einige Hellenen in das Hyperboreerland gefahren und hätten daselbst kostbare Weihgeschenke zurückgelassen. Desgleichen sei auch vor alter Zeit ein Hyperboreer mit Namen Abaris nach Hellas gekommen und habe die alte Freundschaft und Verwandtschaft mit den Deliern erneuert.

Solche Überlieferungen hegt kein Volk von einem anderen, das es angeblich ausgeplündert und dezimiert haben soll. Die „raubenden und plündernden Scharen“ der Nordmeervölker sind eine Erfindung moderner Archäologen, die mangels genauer stratigraphischer Untersuchungen den Brand- und Katastrophenhorizont in den Palästen und Siedlungen auf dem griechischen Festland auf Kreta, Rhodos und Zypern den erst *nach* diesen Katastrophen einwandernden Nordmeervölkern zugeschoben haben.

Bisher war die Zeit zwischen 1200 und 800 v. Chr., in der die frühgriechische Kultur aufblühte, „in rätselhaftes Dunkel gehüllt“ und galt als „eine Epoche der griechischen Geschichte, die bisher völlig jedem Versuch des Begreifens widerstreitet“ (L. Curtius 1926, 2). Man konnte das Aufblühen der frühgriechischen Kultur natürlich nicht „Vollbarbaren, deren Abstand gegenüber den ostmittelmeerischen Kulturen ein so großer war, daß sie zuerst mit ihnen nichts anzufangen wußten, als zu rauben, zu zerstören“ (Schachermeyr), zutrauen. Jetzt wissen wir aus dem Atlantisbericht und der Phäiakie Homers, daß die Nordmeervölker-Atlanten ein Volk mit einer hohen Kultur, mit einem geordneten Staats-, Rechts- und Heereswesen waren und daß sie dies alles in dem zerstörten und seiner Bevölkerung entblößten Griechenland eingeführt haben.

Daß das Aufblühen der frühgriechischen Kultur ihnen und

nicht dem „winzigen Samen“ der mykenischen Bevölkerung, der die Naturkatastrophen überlebt hatte, zu verdanken ist, haben viele Archäologen erkannt. H. Berve schreibt (1948, 47): „In jedem Fall ist das Neue, Zukunftsvolle (in Griechenland) durch die große Wanderungsbewegung ausgelöst worden.“ E. Riemschneider stellt fest (1952, 129): „Was nun (in Griechenland) anhebt, hat mit Kreta und Mykene nichts zu tun, es ist eine Neuschöpfung.“ T.B.L. Webster urteilt (1960, 379): „Aus dem Chaos wurde die neue griechische Welt geboren.“ N. A. St. Macalister (1914, 27) nennt als Folgen der Großen Wanderung: „Neue Mächte auf Erden, neue Götter am Himmel, neuer Stil in der Architektur und Kunst, neue Rüstung und Kriegsmethoden, ein Alphabet und Eisen! Kreta und Ägypten sind passe, die gloriosen Tage des klassischen Griechentums liegen vor uns.“ Zahlreiche ähnliche Urteile könnten hier angeführt werden.

Auch darin ist sich die Forschung einig, daß durch die Große Wanderung die Orientalisierung des Südostraumes Europas und Kleinasiens, die bis zum Eintreffen der Nordmeervölker in unaufhaltsamem Vordringen war, jäh beendet wurde und vor allem Griechenland, „das für Europa endgültig verloren zu sein schien“ (Friedrich Wirth, 1938, 225), dem Orient entrissen wurde, „überall wird nun das Europäische sichtbar“ (W. Kimmig, 1964, 273). Griechenland wird nun zu einer Brunnstube der abendländischen Kultur.

Viele andere Fragen, die die Vorgeschichtsforscher bisher nicht lösen konnten und die noch Jahrtausende über die Zeit der Großen Wanderung zurückreichen, können mit Hilfe des Atlantisberichtes nunmehr beantwortet werden. Dazu gehört auch die Frage nach der Herkunft des Kupfers, das in Nordeuropa schon in der jüngeren Steinzeit, in der Zeit der Megalithkultur, auftaucht.

Bisher waren die Vorgeschichtler der Überzeugung, daß die Völker im Norden Europas nicht über Kupfererzlager verfügt hätten. Das Kupfer jener frühen Zeit sei „sicher Importware aus dem östlichen Mitteleuropa“ (Brøndsted 1960,1,187) oder: „Da eine selbständige Metallindustrie in Nordeuropa zu einem so frühen Zeitpunkt der jüngeren Steinzeit ausgeschlossen ist, muß dieses Kupferbeil (aus Schonen) vom Süden importiert sein“ (Brøndsted 1969, I, 181). Auch Sprockhoff und Schwantes vertraten die Ansicht, „daß das gesamte Kupfer und späterhin auch die Bronze aus anderen Ländern eingeführt sein muß“ (Schwantes 1939, 215, ähnlich Sprockhoff 1938, 70), Sprockhoff vertrat die Ansicht, daß die Kupfersachen Nordeuropas aus Spanien, Schwantes, daß sie aus den Karpaten, Montelius, daß sie aus Babylonien nach Nordeuropa importiert worden seien.

Nunmehr erfahren wir aus dem Atlantisbericht, daß die Atlanter aus dem Felsen, der vor der Königsinsel lag, Kupfererz „im Bergbau“ gewonnen hätten. Tatsächlich enthält der Felsen von Helgoland Kupfererze in einer „sogleich ins Auge fallenden Schicht“. Holzkohlen und Schmelzschlacken in einem bronzzeitlichen Grabhügel auf dem Oberland, Funde von Kupferrohlingen im Meeresgebiet von Helgoland und spektralanalytische Untersuchungen der ältesten Kupfersachen des Nordens beweisen, daß das Helgoländer Kupfererz schon in der Megalithzeit gewonnen, verarbeitet und offenbar weit verbreitet wurde. Beile aus dem Kupfererz dieses Spektrums und der in Nordeuropa üblichen Form tauchen schon „in der Glockenbecherzeit Portugals erstmalig in größerem Umfang auf“ (Sangmeister, Offa 1966, 141 f.), die nordischen Kupferbeile aus der Megalithzeit bezeichnet Sangmeister als „geradezu die erste materialgerechte Kupferform“. Wie die Verbreitungskarte der Kupferfunde aus der Jungsteinzeit

zeigt, „haben die Kupferfunde sehr deutliche Beziehungen zur Meeresküste und der in ihrer Nähe verbreiteten Megalithzivilisation" (Schwantes 1939, 215). Unrichtig ist es, wenn Schwantes bei Besprechung dieser Verbreitungskarte der Kupferfunde aus der jüngeren Steinzeit fortfährt: „Da die nordischen Kupfergruben erst in sehr später Zeit in Betrieb genommen wurden, muß das gesamte Kupfer und späterhin auch die Bronze aus anderen Ländern eingeführt worden sein. Wie die Karte zeigt, scheint die Einfuhr der Kupfersachen vor allem durch die die Meere liebenden Megalithiker erfolgt zu sein."

Spektralanalytische Untersuchungen haben ergeben, daß die auf der Verbreitungskarte Kerstens eingezeichneten Kupferfunde aus Helgoländer Kupfererz hergestellt wurden. Die Megalithiker des Nordens mußten das gesamte Kupfer also nicht aus anderen Ländern importieren, sie hatten im Felsen von Helgoland Kupfererzlager, die für die damaligen Ansprüche ausreichten.

Der Atlantisbericht beantwortet uns auch eine andere wichtige Frage, die im Zusammenhang mit der Verbreitung der Megalithkultur immer wieder gestellt wurde. Schwantes schreibt zu dieser Frage (1939, 221): „Daß das europäisch-nordafrikanisch-mittelmeerländische Megalithgebiet von regen Beziehungen der in ihm ansässigen Völker kündet, ist nicht zu bezweifeln. Welcher Art aber die Beziehungen gewesen sind, das ist eben das große Geheimnis, hinter das wir nicht recht kommen können."

Durch den Atlantisbericht erfahren wir, daß alle diese Gebiete schon „seit Urvätertagen" zur „Herrschaft und Gemeinschaft" der Könige von Atlantis gehörten, daß die zehn Könige, die diese verschiedenen zehn Gebiete beherrschten, als Nachfahren des ersten Königs auf der Bernsteininsel Atlantis galten, daß sie sich abwechselnd jedes fünfte und sechste Jahr in der „Metropolis" einfanden

mußten, um sich dort „in persönlicher Berührung über die gemeinsamen Angelegenheiten zu beraten und zu untersuchen, ob sich einer einer Übertretung schuldig gemacht habe". Auch mußten diese zehn Könige beschwören, „daß sie niemals gegeneinander die Watten erheben durften und alle Beistand zu leisten hätten, sollte etwa jemand versuchen, in einem der Staaten das Königsgeschlecht zu vernichten; dabei sollten sie aber gemeinsam, wie die Vorfahren, über Krieg und sonstige Unternehmungen beraten und die Oberleitung dem Geschlecht des Atlas überlassen" (Krit. 120 c, d).

So innig waren also die Beziehungen der im europäisch-nordafrikanisch-mittelmeerländischen Gebiet ansässigen Megalithiker. Durch diese Angaben des Atlantisberichtes wird „das große Geheimnis, hinter das wir nicht recht kommen können", gelöst. Die übereinstimmenden Formen der Megalithgräber und der sonstigen megalithischen Anlagen, der Keramik, des Schmuckes, vor allem aus Bernstein, der Skelettreste, die in überwiegender Mehrzahl der Cromagnon-Rasse angehören, die Tatsache, daß in allen Megalithgebieten ein einheitliches Grundmaß, die ‚megalithische Elle‘, erstaunliche astronomische und geometrische Kenntnisse, große technische und organisatorische Fähigkeiten nachgewiesen werden konnten, bestätigen diese Angaben des Atlantisberichtes. W. Schlosser stellt fest (1975/1976, 192): „Diese Grundeinheit, die ‚megalithische Elle‘, galt von den Hebriden bis Spanien, von Irland bis Ostdeutschland, und sie wird ihre universelle Bedeutung auch noch in allen anderen Ländern beweisen, in denen megalithische Bauwerke gefunden wurden. Die Existenz und strenge Einhaltung der ‚megalithischen Elle‘ als Grundmaß in einem so großen Gebiet bedeutet eine fast hochkulturelle Durchstrukturierung zumindest in der Geometrie, die den astronomischen Kenntnissen in keiner Weise nachsteht."

Damit löst der Atlantisbericht ein altes Geheimnis, wohl das größte, das die Vorgeschichte kennt. Es waren nicht „Missionare aus dem Orient, die einen Kult und eine Bauernwirtschaft unter den ‚Wilden‘ begründeten“, sondern die Megalithiker, die diese Fähigkeiten, Techniken und Kenntnisse verbreiteten.

Es ist die erste „Europäische Gemeinschaft“, von der uns der Atlantisbericht Kunde gibt. Sie wurde schon in der jüngeren Steinzeit von den Megalithikern gegründet, die die Hochseeschifffahrt beherrschten, Ackerbau und Rinderzucht betrieben und über erstaunliche Kenntnisse auf den Gebieten der Astronomie, Geometrie und Feldmeßkunde verfügten.

Diese erste „Europäische Gemeinschaft“ hat sich noch im 13. Jahrhundert v. Chr. bewährt, denn damals griffen die verschiedenen Völkerschaften aus den Gebieten der ehemaligen Megalithkultur unter der „Oberleitung des Geschlechtes des Atlas“ (Krit. 120d), dem König „von den Säulen des Himmels“ (Medinet Habu), Ägypten von Libyen, von See und von Amurru (Palästina) her an.

Das machtpolitische, kulturelle und religiöse Zentrum dieser Gemeinschaft lag „im Weltmeer im Norden“, also in Nordeuropa, der „alten Heimat der Megalithik“, auf der Bernsteininsel „Basileia“, der „Metropolis“ = die „Mutter-Stadt“. Von dem Zentralheiligtum, das dort stand, heißt es: „In seiner Mitte befand sich ein der Kleito und dem Poseidon geweihter, dem öffentlichen Verkehr entzogener Tempel, eingefaßt mit einer goldenen Umhegung, wo sie am Anfang (kat' archás) das Geschlecht der zehn Königssöhne gezeugt und hervorgebracht hatten“ (Krit. 116 c). Es war „die heilige Insel Elektris“ des Pytheasberichtes und das „heilige Land“, auf dem Asgard, „das bestgebaute und größte Gebäude auf der Erde“ (Gylf. 14), stand.

Damit kann aber nunmehr ein anderes „ungelöstes Rätsel der Altertumskunde“ (Gutenbrunner 1952, 92) gelöst werden, nämlich das Rätsel, wo die Insel der Nerthus zu suchen sei.

Von dieser Insel berichtet Tacitus (Germania Kap. 40): „Die Reudigner, sodann die Avionen, Anglier, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen sind durch Flüsse und Wälder geschützt. An den einzelnen ist nur das erwähnenswert, daß sie gemeinschaftlich (in commune) die Nerthus, das ist die Mutter Erde (Nerthum id est Terram Matrem), verehren und glauben, sie greife in die Angelegenheiten der Menschen ein und komme zu den Völkern gefahren. Auf einer Insel des Ozeans (est in insula Oceani) befindet sich ein heiliger Hain und in ihm ein geweihter und mit Tüchern verhüllter Wagen; ihn anzurühren ist allein dem Priester gestattet. Er merkt, wenn die Göttin im Innersten (penetrati) zugegen ist, und geleitet sie dann in dem von Kühen gezogenen Wagen unter vielen Ehrfurchtsbezeugungen. Dann gibt es frohe Tage, und festlich geschmückt sind alle Stätten, die die Göttin der Ehre ihres Besuches und ihres Aufenthaltes würdigt. Sie fangen keinen Krieg an, sie greifen nicht zu den Waffen, verschlossen ist alles Eisen. Frieden und Ruhe ist aber nur so lange bekannt, und nur so lange beliebt, bis derselbe Priester die des Verkehrs mit den Sterblichen müde Göttin ins Heiligtum (templo) zurückgeleitet. Dann werden der Wagen und die Tücher und, wenn man es glauben will, das Standbild (numen) selber in einem geheimen See abgewaschen. Dabei helfen Sklaven mit, die unmittelbar danach der See verschlingt. Daher das geheime Grauen und die heilige Ungewißheit, was das wohl sei, was nur dem Tode Geweihte schauen dürfen“.

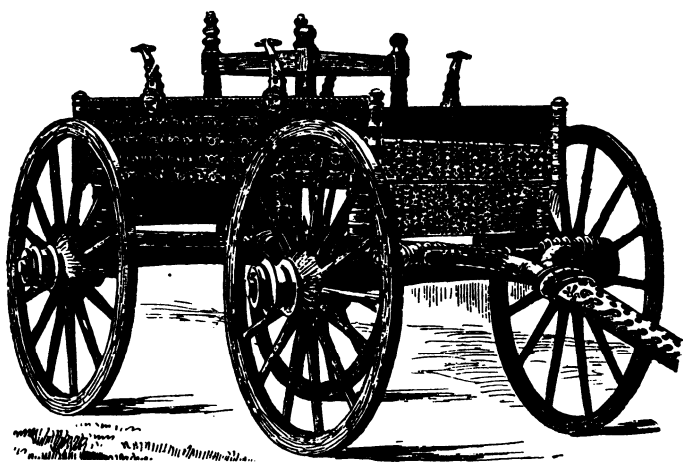
Mit Recht bezeichnete C. Woyte diesen Bericht als eine „auf lebendiger und unmittelbarer Anschauung beruhende Schil-

derung" (1926, 65), und Hermann Schneider urteilt: „Jedes andere glaubensgeschichtliche Zeugnis überragt an Wichtigkeit, Anschaulichkeit und Weihe das, was Tacitus von der Göttin Nerthus sagt" (1938, 244).

Wegen der überragenden Bedeutung dieses glaubensgeschichtlichen Zeugnisses haben sich viele Autoren bemüht, die Insel der Nerthus zu lokalisieren. Aber alle diese Versuche sind bisher fehlgeschlagen. C. Woyte stellt fest: „Welche Insel gemeint ist, steht nicht fest" (1926, 25). H. Schneider sagt: „Die Nordsee hat man vergebens danach abgesucht, es ist daher an die Ostsee zu denken" (1926, 65). So hat man die Nerthusinsel mit der Insel Seeland (Much) oder der Insel Alsen (Laur) oder mit Rügen (O. Scheel) oder sogar mit Bornholm (O. Clemen) gleichgesetzt. Aber gegen alle Lokalisierungen der Nerthusinsel in der Ostsee spricht die eindeutige Angabe des Tacitus „est in insula Oceani". Römer und Griechen haben als „Ozean" immer nur das Weltmeer, in dem Ebbe und Flut auftreten, niemals aber ein Binnenmeer, wie etwa das Mittelmeer oder die Ostsee, bezeichnet. So ist das auch bei Tacitus, der die Nordsee zum Okeanos (Germania Kap. 34, 37) rechnet, die Ostsee aber als „mare suebicum" (Germania Kap. 45) bezeichnet. Es ist ja auch unmöglich, mit einem Kultwagen von einer der Ostseeinseln zum Festland zu fahren, wo die Angeln in der heutigen Landschaft Angeln, die Varini-Warner in Nordschleswig (Varnaeshoved am Südufer der Apenrader Förde), die Reudigni, „deren Wohnsitz man in Holstein vermutet" (Gutenbrunner 1949, 11), die Suardonen = Sachsen, von „Sax" = Schwert, und die anderen Nerthusvölker siedelten. Von einer Insel kann man zum Festland nur mit einem Wagen fahren, wenn diese Insel in einem Wattenmeer liegt, das bei Ebbezeit trocken fällt. Daß man die Nordsee vergebens nach der Nerthusinsel ab-

gesucht hat, ist leicht zu erklären, denn diese Insel ist in den schweren Sturmflutkatastrophen des 14. Jahrhunderts n. Chr. endgültig untergegangen. Die Nerthusinsel ist mit der „Basileia“, auf der die „Metropolis“ = Mutter-Stadt lag, identisch. Auf beiden stand ein Tempel mit einem „Allerheiligsten“, auf beiden gab es einen „heiligen Hain“, auf beiden standen Götterbilder (agálmata Krit. 116d, numen Germ. 40), beide Tempel waren Zentralheiligtümer für die benachbarten Stämme. Bei den hohen Festen beider Kultgemeinschaften war „alles Eisen verschlossen“ oder mußte der kultische Stierfang „ohne Eisen“ (Krit. 199 e) durchgeführt werden. Auf der Metropolis war der Stier dem Poseidon geweiht und, wie aus dem Nerthusbericht hervorgeht, die Kuh der Terra Mater. Es ist ein überaus altertümlicher Zug, daß der Kultwagen der Terra Mater von *Kühen* gezogen wurde, das ist eine Tradition aus einer Zeit, der Megalithzeit, in der das Pferd noch nicht als Zugtier verwendet wurde.

„Nerthus war eine Göttin aus dem Vanengeschlecht“ (H. Schneider 1938, 16), ihr Gemahl und Bruder war Njörd (G. Müller 1935, 28), „der nordische Poseidon“ (E. Krause, 1891, 202), der natürlich auch zum Vanengeschlecht gehörte (Heimskringla). Die Vanen oder Wanen waren ja die Gottheiten der Megalithiker, also die Gottheiten aus indogermanischer Urzeit. H. Schneider sagt in seiner Besprechung des Nerthusberichtes: „Da begegnet uns endlich geschichtliche Kunde von jener Gottheit, die wir im Bilde schon angetroffen: die Herrin des festlichen Umzuges“ (1938, 244). Diese Bilder sind die megalithischen Darstellungen der Magna Mater und der bronzezeitlichen Statuetten, die „kleinere Nachbildungen größerer Kultbilder der weiblichen Gottheit darstellen“ (Brøndsted 1962, II, 226). Von der Statuette der Fardalgöttin sagt Brøndsted, sie sei „fahrend dargestellt“ (1962, II, 226). Brøndsted weist bei



Heiliger Wagen, im Moor des Pfarrhofes Dejbjerg (Westjütland) gefunden. Aus Paul Herrmann, *Altdeutsche Kultbräuche* 1928.

Erwähnung dieser Statuetten auf den Nerthusbericht hin und meint, daß in dem berühmten Kultwagen von Dejbjerg, der aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. stammt, ein Wagen zu erkennen sei, wie er auch beim Umzug der Nerthus verwendet wurde, er schreibt: „Hier sei nur bemerkt, daß der Fund von Dejbjerg nicht nur auf die bei Tacitus erwähnte Göttin Nerthus, sondern auch rückwärts auf die fahrende Göttin der Bronzezeit hinweist“ (1963, III, 116).

Gutenbrunner schreibt in seiner Besprechung des Nerthusberichtes (1949, 19): „Niemand wird sich einen so feierlichen, großzügigen Götterkult ohne Gebet und Hymnus denken können, und darum dürfen wir wohl das höchst alttümliche angelsächsische Lied auf die Erdmutter als ein Erbe aus der Zeit des Nerthuskultes betrachten, das die Angelsachsen aus ihrer schleswig-holsteinischen Heimat nach England hinüber gebracht haben:

„Die Erde bitt ich
Erke, Erke, Erke,

und den Oberhimmel
der Erde Mutter,

Es gönne dir der Allwaltende	
Äcker wachsend	und aufsprießend
voll schwellend	und kräftig treibend
und der breiten	Gerste Früchte
und des weißen	Weizens Früchte

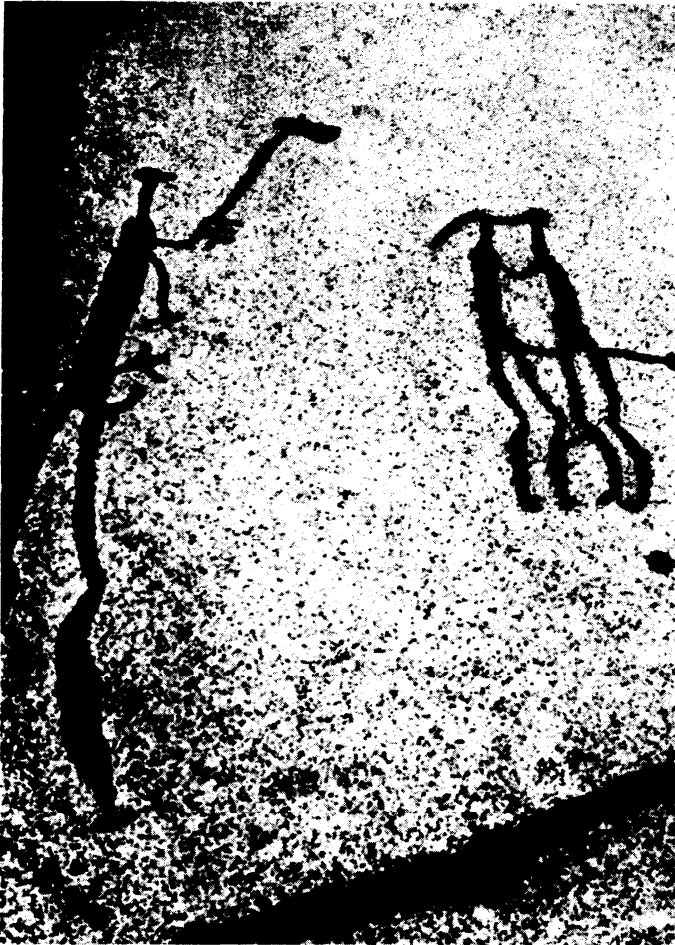
und alle Erdenfrüchte.

Heil sei dir, Erdflur,
sei grünend
mit Futter gefüllt,

der Irdischen Mutter,
in des Gottes Umarmung
den Irdischen zu Frommen"

Gutenbrunner sagt u. a. zu diesen Versen: „In diesen Versen ist schon der Name *Erke* ein Merkmal ältesten Ursprungs", womit er sicherlich recht hat. Der Name Erke für die Terra Mater gehört zu dem Namen ihres göttlichen Gatten: Er, Erch, Ir. „*Er*“ und „*Erke*“ waren wohl die Namen des göttlichen Urelternpaares der Megalithiker, die in der „heiligen Hochzeit“, „hieros gamos“, der „Umarmung des Gottes“, neues Leben zeugten und damit wohl auch zum Frühlingsbeginn auf magische Weise die Fruchtbarkeit der Fluren fördern sollten.

In diesem Zusammenhang sei erneut an die Verse des Euripides erinnert, daß an des Eridanos Ufern, „wo Helios Töchter um Phaethon klagen und in die purpurnen Wogen des Flusses das Gold ihrer Tränen, des Bernsteins glänzenden Schimmer, träufeln, wo Atlas den weiten Himmel hält und Hesperos Töchter die güldenen Äpfel bewachen, der Palast steht, wo der König der Götter die Hochzeit begangen, wo die reiche, die heilige Flut den Göttern ewigen Segen spendet“. Diese Stelle, aus alten Mythen übernommen, ist wichtig, nicht nur weil sie eine genaue Lokalisierung jenes Heiligtums zuläßt, in dem „der König der Götter die Hochzeit begangen“, sondern auch weil sie zeigt, daß die „heilige Hochzeit“ bei diesem Heiligtum ein ural-



Felszeichnung von Hvitlycke (Bohuslän), hieros gamos (heilige Hochzeit), der Gott mit dem Beil weiht das Paar. In der Thrymskvida (Götterlieder der älteren Edda) heißt es:

„Da sagte Thrym, der Thursen König:
bring mir den Hammer, die Braut zu weihen,
legt den Mjölñir der Maid in den Schoß
und gebt uns zusammen nach ehlicher Sitte.“

ter Kultbrauch war. Alle Forscher, die sich mit dem Nerthusbericht befaßt haben, sind der Überzeugung, daß die heilige Hochzeit auch beim Nerthuskult eine zentrale Rolle spielte. Wenn Tacitus sie nicht erwähnt, dann wohl deswegen, weil der Akt „im Innersten des dem öffentlichen Verkehr entzogenen Tempels, wo sie (Poseidon und Kleito) am Anfang das Geschlecht der zehn Könige gezeugt und hervorgebracht hatten" (Krit. 166 c), „im Palast" (Euripides), „im Innersten" (penetrati, Germania Kap. 40) stattfand. Für die Festteilnehmer war dieser Akt nicht sichtbar, daher konnte die „auf lebendige und unmittelbare Anschauung beruhende Schilderung" des Nerthusfestes davon auch nicht berichten. Aber die heilige Hochzeit war das Kernstück der Frühlingsfeier. Sie ist schon auf skandinavischen Felszeichnungen dargestellt, sie wird in der Edda (Lokasenna 32) und in der Sammlung alter Sagen von der Insel Flatey, Island, der „Flateyjarbok" (I, 337 f.), erwähnt.

Der Nerthusumzug war der Frühlingsumzug der Terra Mater, die Fruchtbarkeit und Gedeihen in alle Gebiete der Nerthusvölker brachte. Im Nerthusbericht wird uns also das Frühlingsfest geschildert, im Atlantisbericht das Mittsommerfest mit dem Stierfang und -opfer, dem Sonnenwendfeuer und der Thingversammlung der zehn Könige.

Zugleich zeigt uns der Nerthusbericht auch, wie lange sich megalithische Kultformen auf der nach der schweren Überschwemmung um 1200 v. Chr. wiederaufgetauchten heiligen Insel vor der Westküste Schleswig-Holsteins noch erhalten haben. Schließlich beweist der Nerthusbericht, daß es im 1. Jahrhundert n. Chr. möglich war, mit einem von Kühen gezogenen Wagen von dieser Insel ans nahe Festland zu fahren. Der noch viel später erwähnte „Südstrandrücken" bestand also noch, Stellen, die tiefer lagen, konnten bei Ebbezeit befahren werden. Es kann keine Rede davon

sein, daß das Gebiet zwischen Helgoland und Eiderstedt, also der „Südstrandrücken“, „schon seit 6000 Jahren vom Meer überflutet ist“ (Gripp).

So hilft uns der Atlantisbericht, diese hier erwähnten und viele andere Fragen zu beantworten, die bisher nicht oder nur widerspruchsvoll beantwortet werden konnten. Wir sollen, um an das Wort von Professor Dr. Schmied-Kowarzik zu erinnern, dankbar sein, daß Solon, „der weiseste der sieben Weisen Griechenlands“ (Tim. 20 d), den Atlantisbericht aus Ägypten nach Europa brachte, daß Platon, der bedeutendste Denker des Altertums, diesen Bericht für so wertvoll erachtete, daß er ihn in seine Dialoge aufnahm, und daß Homer, der größte Dichter der Griechen, die Königsinsel der Phäaken-Atlanten, ihre Bewohner, ihre hohe Kultur und vieles andere mehr unabhängig vom Atlantisbericht und lange, bevor dieser nach Europa kam, in unvergänglichen Versen besungen hat.

„Große Aufgaben sind damit der Wissenschaft gestellt“ (Schmied-Kowarzik). Die Wissenschaft wird diese Aufgaben nicht lösen können, wenn sie den Atlantisbericht ungelesen und ungeprüft leichtfertig als „bloße Fabelei“ oder „Trugbild“ oder als einen „Utopia-Roman ohne historischen Hintergrund“ verwirft.

Daß der Atlantisbericht das *nicht* ist, daß er vielmehr „eine uralte lebendige Erzählung aus dem 13. Jahrhundert v. Chr.“ ist, glaube ich in diesem Buch nachgewiesen zu haben.

Jürgen Spanuth
Lütjenshöft
2257 Bredstedt
Tel.: (04671) 1848

Zehntes Kapitel

DER ATLANTISBERICHT

Aus dem Dialog Timaios

An zwei Stellen hat Platon den Atlantisbericht überliefert, und zwar in den Dialogen Timaios und Kritias. Im Dialog Timaios, der der ältere ist, wird berichtet, daß in Gegenwart des weisen Sokrates einige seiner Schüler versammelt waren und sich wie folgt Tim. unterhielten: Sokrates äußert den Wunsch, den Stadt-

19b Staat Athen auch in Bewährung und Kampf zu sehen.

20c „Hermokrates: Gewiß, Sokrates, bereitwillig wollen wir es an gutem Willen in nichts fehlen lassen ... Gestern, als wir von hier aus zu Kritias nach unserer Einkehrwohnung gelangten, und noch früher unterwegs, haben wir eben diese Frage in Betracht gezogen.

20 d Dieser (Kritias) teilte uns nun eine Überlieferung aus alter Zeit mit, welche du auch jetzt dem Sokrates berichten magst, Kritias, damit er prüfe, ob sie für unsere Aufgabe zweckdienlich sei oder nicht... Kritias: So vernimm denn, o Sokrates, eine zwar seltsame, aber durchaus in allem wahre Geschichte, wie einst der wei-

20 e seste unter den Sieben Weisen, Solon, erklärte. Dieser war nämlich, wie er selbst häufig sagte, unserem Ur-

- großvater Dropides sehr vertraut und befreundet. Kritias (d. Ä.) aber, unserem Großvater, erzählte er, wie der alte Mann wiederum uns zu berichten pflegte, daß gar große und bewunderungswürdige Heldentaten unserer Vaterstadt aus früher Vergangenheit durch die Zeit und das Dahinsterben der Menschen in Vergessenheit geraten seien, vor allem aber eine, die größte!
- 21 a te!... Sokrates: Wohl gesprochen. Was für eine Heldentat war das denn, die Kritias von unserer Vaterstadt als bisher nicht überliefert aber doch einst wirklich vollbracht, wie Solon berichtete, erzählte? Kritias: Ich will eine alte Geschichte(*palaiòn lógon*) berichten, die ich aus dem Munde eines nicht eben jungen Mannes vernahm, denn Kritias (d. Ä.) war damals
- 21b fast an die Neunzig heran und ich stand im zehnten Jahre. Es war aber gerade der „Einzeichnungstag“ der Apaturien ... Da sagte denn einer der Sippenbrüder ... seiner Meinung nach sei Solon nicht bloß im übrigen der größte Weise, sondern auch in seiner Dichtung
- 21c unter allen Dichtern der freisinnigste gewesen. Der alte Mann — genau erinnere ich mich dessen — freute sich höchlich und lächelnd erwiderte er: wenn er nur, Amynandros, das Dichten nicht als Nebensache, sondern wie andere mit vollem Ernst betrieben und den Bericht, den er aus Ägypten mit hierher gebracht hatte,
- 21 d ausgeführt hätte, nicht aber durch Aufruhr und andere Mißstände, die er bei seiner Rückkehr hier vorfand, liegenzulassen genötigt wurde, dann hätte wohl meiner Meinung nach weder Hesiodos noch Homeros noch sonst ein Dichter höheren Ruhm erlangt als er. Was war denn das für ein Bericht, Kritias? Fragte er. Kritias: Sie betraf die größte und mit dem vollsten Rechte wohl von allen berühmteste Heldentat, die unsere Vaterstadt vollbrachte, von der jedoch die Kunde wegen

der Länge der Zeit und des Untergangs derer, die sie vollbracht haben, sich nicht bei uns bis jetzt erhielt. Erzähle doch, bat ihn der andere, von Anbeginn an: was und wie und von wem hatte denn Solon diese wahre Begebenheit vernommen und was hat er erzählt?

- 21 e Es ist in Ägypten, antwortete er, im Delta, an dessen Spitze sich der Nilstrom teilt, ein Gau, der der Saitische heißt und dessen größte Stadt die Stadt Sais ist, aus welcher auch der König Amasis stammte. Die Bewohner haben als Stifterin dieser Stadt eine Göttin, die in ägyptischer Sprache Neith, in hellenischer, wie jene sagen, Athene heißt. Sie sagen aber, sie seien große Athenerfreunde und mit den hiesigen Bürgern gewissermaßen verwandt. Dorthin, so erzählte Solon,
- 22 a sei er gereist und sei bei ihnen zu sehr hohem Ansehen gekommen und habe, als er die in diesen Dingen am meisten kundigen Priester eines Tages über die alten Zeiten befragte, erkannt, daß weder er noch sonst einer der Hellenen von diesen Dingen auch nur das geringste wisse. Und einmal habe er, um sie zu Erzählungen von den alten Zeiten zu veranlassen, von den ältesten Geschichten unserer Vaterstadt zu berichten begonnen, von Phoroneus, den man den ersten nennt, und von Niobe, ferner habe er die Sage erzählt (mythologein), wie nach der Überschwemmung Deukalion
- 22 b und Pyrrha glücklich durchkamen, auch habe er ihre Nachkommenschaft genealogisch aufgezählt, und indem er der Frage nachgegangen sei, wieviel Jahre die gelebt hatten, die er nannte, habe er eine Zeitberechnung versucht. Da habe der hochbetagte Priester gesagt: O Solon, Solon! Ihr Hellenen seid doch immer Kinder, einen hellenischen Greis aber gibt es nicht! Wie meinst du das? habe er, als er das hörte, gefragt,

- Jung in den Seelen seid ihr alle, habe er erwidert, denn ihr hegt in ihnen keinerlei alte, auf altertümliche Überlieferungen gegründete Meinung, noch ein durch die Zeit ergrautes Wissen. Davon liegt darin der
- 22c Grund: Viele und mannigfaltige Heimsuchungen der Menschen haben stattgefunden, die größten durch Feuer -und Wasser, andere geringere durch tausend andere Ursachen. Denn das, was bei euch erzählt wird, daß einst Paethon, der Sohn des Helios, der seines Vaters Wagen bestieg, die Oberfläche der Erde durch Feuer zerstörte, weil er nicht imstande war die Bahn des Vaters einzuhalten, das wird zwar in Form eines Mythos berichtet, es ist aber Wahrheit und be-
- 22 d ruht auf der Abweichung der am Himmel um die Erde kreisenden Gestirne und der nach langen Zeiträumen erfolgten Vernichtung der auf der Erde befindlichen Dinge durch mächtige Feuer. Dann pflegen nun diejenigen, welche Berge und hoch und trocken gelegene Gegenden bewohnen, eher als die an den Flüssen und am Meere Wohnenden vernichtet zu werden; uns aber rettete damals der Nil durch seine Überschwemmungen aus solcher Not, wenn seine Fesseln gelöst werden. Wenn dagegen die Götter die Erde, um sie zu läutern, mit Wasser überschwemmen, dann kommen die Rinder- und Schafhirten auf den Bergen mit dem Leben davon, die bei euch in den Städten Wohnenden werden von den Fluten ins Meer fortge-
- 22 e rissen. Hierzulande aber ergießt sich weder dann noch bei anderen Gelegenheiten Wasser von oben her über die Fluren, sondern es pflegt von Natur aus von unten herauf sich zu erheben. Daher und aus diesen Gründen erhält sich bei uns die Geschichte lebendig und ist das Älteste, was man erzählt. Die Wahrheit aber ist: Allerorten, wo es nicht übermäßige Kälte oder Hitze

- 23 a verbietet, lebt immer eine bald größere, bald kleinere Zahl von Menschen. Was sich aber, sei es bei euch oder hier oder in einer der anderen Gegenden, die wir vom Hörensagen kennen, Schönes und Großes oder in einer anderen Beziehung Besonderes begab, das alles ist von alten Zeiten her hier in den Tempeln aufgezeichnet und bewahrt. Bei euch und den anderen dagegen ist man eben erst mit der Schrift und allem anderen, dessen die Staaten bedürfen, versehen, dann bricht nach Ablauf der gewöhnlichen Frist wie eine Flut vom Himmel her über sie herein und läßt von euch nur die der Schrift Unkundigen und Ungebildeten zurück, so daß ihr wiederum von Anbeginn gewissermaßen zum Jugendalter zurückkehrt, ohne von dem etwas zu wissen, was sowohl hier als auch bei euch sich in alten Zeiten zugetragen hat. Deine genealogischen Ausführungen von eben also, Solon, die du über die Leute bei euch machtest, unterscheiden sich nur wenig von Kindergeschichten, da ihr zunächst nur *einer* Überschwemmung — obwohl deren vorher viele stattfanden — euch erinnert und ferner nicht weißt, daß das unter den Menschen schönste und trefflichste Geschlecht in eurem Lande entsproß, dem du entstammst und euer gesamter jetzt bestehender Staat, 23 b von dem damals nur ein winziger Same übrigblieb. Das blieb euch vielmehr verborgen, weil die am Leben Erhaltenen viele Menschengeschlechter hindurch der Sprache der Schrift ermangelten. Denn damals, mein lieber Solon, vor der größten Verheerung durch Überschwemmung, war der Staat, der jetzt der *athenische* heißt, der tüchtigste im Krieg und war in jeder Beziehung durch eine gute gesetzliche Verfassung vor allen ausgezeichnet: er soll von allen unter der Sonne, von denen Kunde zu uns gelangte, die schönsten Taten 23 c

- vollbracht, die vortrefflichsten Staatseinrichtungen
- 23 d getroffen haben. Mit Verwunderung habe Solon, so erzählte er, das vernommen und inständigst die Priester gebeten, ihm genau alles die damaligen Bürger Betreffende der Reihe nach zu berichten. Diesen Bericht, habe der Priester gesagt, will ich dir nicht vor-enthalten, sondern ihn dir selbst und deiner Vaterstadt zu Ehren mitteilen, vorzüglich aber der Göttin zu Ehren, welche euer Land und dieses hier als Anteil erhielt, gedeihen ließ und heranbildete, das eure um
- 23 e tausend Jahre früher, indem sie den Samen von He-phaistos und der Erde empfang, das hiesige später. Die Zahl der Jahre aber seit der Einrichtung unseres Staates ist bei uns in den heiligen Schriften mit achttausend Jahren angegeben. Von deinen vor neuntausend Jahren lebenden Mitbürgern nun will ich dir ganz kurz die Gesetze und die schönste Heldentat, die von ihnen vollbracht ward, berichten; das Genauere über alles
- 24 a aber wollen wir der Reihe nach ein anderes Mal in Muße erörtern, indem wir die Schriften selbst zur Hand nehmen. Auf ihre Gesetze mache einen Schluß von den hier geltenden; denn viele den damals bei euch bestehenden ähnliche wirst du jetzt hier bei uns finden, zuerst den von den übrigen getrennten Stand der Priester, dann den der Werkmeister, daß nämlich jeder, von dem anderen getrennt, sein eigenes Handwerk betreibt, sowie den der Hirten und Jäger und
- 24 b Landwirte. Auch beim Stand der Krieger, dem vom Gesetze der Auftrag ward, sich um weiter nichts als um das Kriegswesen zu kümmern, hast du doch wohl beobachtet, daß er hier von allen anderen geschieden ist. Ferner auch die Art ihrer Rüstung mit Schild und Speer, mit denen wir unter den Bewohnern Asiens zuerst uns bewaffneten, indem die Göttin sie uns

- lehrte, wie sie es zuerst euch in der dortigen Gegend lehrte. Was aber andererseits die Wissensbildung anbetrifft, siehst du wohl, welche Sorgfalt die hiesige Gesetzgebung sogleich von Anbeginn an ihr widmete, in bezug sowohl auf die Weltordnung, indem sie alles
- 24 c insgesamt, bis auf die Seher- und Heilkunst für die Gesundheit, aus diesen göttlichen Dingen für die menschlichen Angelegenheiten herleitete und auch in den Besitz aller anderen damit verbundenen Kenntnisse setzte ... (unwesentlich für Altantisprobleme).
- 24 d In diesem allen lebtet ihr also unter solchen Gesetzen und einer noch vollkommeneren Verfassung, in jeder Tugend vor allen anderen Menschen ausgezeichnet, wie es sich um euch, als Abkömmlingen und Zöglingen von Göttern erwarten ließ. Viele und große Heldentaten eurer Vaterstadt finden sich also bei uns aufgezeichnet und erregen Bewunderung, vor allem aber zeichnet sich eine durch Größe und den dabei bewie-
- 24 c senen Heldenmut aus; denn unsere Aufzeichnungen berichten, einer wie großen Heeresmacht damals eure Stadt Einhalt gebot, welche im Atlantischen Meere ihren Ausgangspunkt hatte und von außenher übermütig gegen ganz Europa und Asien heranzog. Damals war nämlich jenes Meer noch schiffbar, denn vor dem Eingang, der, wie ihr sagt, die Säulen des Herakles heißt, befand sich eine Insel größer als Asien und Libyen zusammengenommen, von welcher den damals Reisenden der Übergang zu anderen Inseln und dem ganzen gegenüberliegenden Festland, an jenem
- 25 a wahren Meer, möglich war. Denn das Gebiet hier, welches innerhalb jenes Eingangs, von dem wir sprechen, liegt, erscheint nur als eine Bucht mit einer schmalen Einfahrt. Jenes aber muß wirklich als Meer und das es umgebende Land mit vollstem Recht als Festland

- bezeichnet werden. Auf dieser Insel Atlantis also entstand eine große und bewundernswerte Macht von Königen, welche die ganze Insel beherrschten, sowie viele andere Inseln und Teile des Festlandes. Außerdem beherrschten diese Könige noch von den Ländern
- 25 b am Binnenmeer Libyen bis nach Ägypten und Europa bis nach Tyrrhenien. Diese ganze zur Einheit zusammengeballte Macht hatte einst den Plan, euer (der Griechen) und unser (der Ägypter) Land sowie überhaupt alles Land innerhalb der Meerenge durch einen einzigen Kriegszug in ihre Gewalt zu bringen. Das war denn, mein Solon, die Zeit, in der die Streitmacht eurer Stadt der ganzen Welt eine glänzende Probe ihrer Tüchtigkeit und Kraft gab; denn allen überlegen an Beherztheit und Kriegskunst stand sie
- 25 c zuerst an der Spitze der Hellenen, dann aber, als die anderen abfielen, war sie gezwungen, alleine zu stehen, sie geriet in äußerste Bedrängnis, gleichwohl errang sie den Sieg über die Angreifer und errichtete ein Siegeszeichen. Sie verhinderte so, daß die noch nicht Unterjochten unterjocht wurden. Uns übrigen aber, die wir innerhalb der Säulen des Herakles wohnen, half sie großzügig zur Befreiung. Später aber brach dann eine Zeit gewaltigster Erdbeben und Meeresüberschwemmungen herein, und es kamen *ein* Tag und *eine* Nacht, in der die Masse eurer (der Athener) Krieger von der Erde verschlungen wurde, ebenso versank die Insel Atlantis im Meer und wurde den Augen entzogen; daher ist das Meer dort auch heute noch (kai nyn) unzugänglich und unerforschbar wegen des sehr seicht liegenden hindernden Schlammes (pelou kárta brachéos empodon óntos), den die untergehende Insel zurückließ.
- 25 d Was der alte Kritias dem Bericht zufolge, den Solon

gehört hatte, erzählt hat, hast du, o Sokrates, in aller
 25 e Kürze vernommen. Als du aber gestern vom Staate
 und dessen Bürgern, wie du sie dargestellt hast,
 sprachst, wunderte ich mich, als ich das, was ich eben
 erzählte, überdachte und dabei bemerkte, wie du auf
 geheimnisvolle Weise durch eine Art Zufall meistens
 nicht ungenau mit dem, was Solon berichtet hat, zu-
 26 a sammenstimmt. Doch wollte ich nicht sogleich das
 Wort ergreifen, denn wegen der Länge der Zeit war
 jenes mir nicht zur Genüge Erinnerung; so erkannte ich
 also, daß es notwendig sei, zunächst alles, bevor ich
 darüber rede, mir selbst hinreichend in mein Gedächtnis
 zurückzurufen. Daher sagte ich dir sogleich bereit-
 willig zu, was du gestern begehrtest, in der Meinung,
 wir würden, was in dem Punkt die größte Mühe
 macht, imstande sein, unserer Unterhaltung eine dei-
 nen Wünschen entsprechende Untersuchung zugrunde
 26 b zu legen. Darum berichtete ich sogleich gestern, wie
 unser Freund vorhin erzählte, es diesem, indem ich es
 mir ins Gedächtnis rief. Nach meiner Heimkehr aber
 überdachte ich es nachts und bekam fast alles wieder
 in mein Gedächtnis zurück. Es ist ja gewiß, wie man
 zu sagen pflegt, daß das, was man als Knabe erlernt
 hat, in bewunderungswürdiger Weise im Gedächtnis
 haftet. Ich weiß aber nicht, ob ich alles, was ich erst
 gestern hier gehört habe, im Gedächtnis wieder auf-
 spüren könnte, dagegen sollte es mich sehr wundern,
 wenn mir etwas von dem, was ich vor sehr langer Zeit
 genau hörte, entfallen wäre. Damals also vernahm ich
 26 c alles unter großer Lust und Kurzweil, indem der Greis
 auf meine oft wiederholten Fragen bereitwillig ant-
 wortete, so daß es wie eine eingebrannte Schrift un-
 auslöschlich in mir haftet. Auch diesen Freunden er-
 zählte ich gleich am Morgen dasselbe, damit es ihnen

- so wenig wie mir an Redestoff gebricht. Jetzt also, Sokrates, siehst du mich bereit, und deshalb führte ich alles eben Gesagte an, um es nicht bloß im allgemeinen, sondern, wie ich es gehört habe, im einzelnen zu berichten. Wir wollen aber die Bürger und den Staat (Athen), den du gestern als ein Erdichtetes uns darstelltest, jetzt auf das wirklich Geschehene hier übertragen und behaupten, jener Staat sei der hiesige, und von den Bürgern, die du erwähntest, sie seien unsere leibhaftigen Vorfahren, von denen auch der Priester erzählte . .. (einige Sätze folgen, nicht wichtig) Sokrates: Es ist etwas sehr Wichtiges, daß es sich hier
- 26 d keineswegs um ein erdichtetes Märchen (mè plathénta mython), sondern um eine in jeder Hinsicht durchaus wahre Geschichte handelt.
- 26 e
- 27 Kritias... (will berichten) „von den damaligen Athenern, von denen uns, obwohl sie verschwunden sind, der Bericht der heiligen Schriften (der Ägypter) Kenntnis gebracht hat. (alles weitere nicht wichtig.)

Aus dem Dialog Kritias

(bei einem anderen Lehrgespräch des Sokrates mit seinen Schülern)

- Krit. Kritias: ... Rufen wir uns also treu ins Gedächtnis zurück und teilen es mit, was einst von dem Priester verkündet und von Solon hierher gebracht wurde ...
- 108d
- 108e Vor allem wollen wir uns daran erinnern, daß zusammengekommen neuntausend Jahre vergangen sind, seitdem, wie berichtet wurde, der Krieg zwischen den außerhalb der Säulen des Herakles (tois th' hypèr Herakleias stéles éxo katoikousin) und den innerhalb derselben Wohnenden stattfand, von dem

ich jetzt ausführlich berichten will. Über die einen soll unser Staat geherrscht haben und den ganzen Krieg *allein* durchgefochten haben, über die anderen aber die Könige von der Insel Atlantis, von welcher wir behaupteten, daß sie einst größer als Asien und Libyen war, jetzt aber, nachdem sie durch Erdbeben unterging, stellt sich denjenigen, die von hier aus die Anker nach dem gegenüberliegenden Meer lichten wollten, auch jetzt noch (nyn dè) eine undurchdringliche, schlammige Untiefe entgegen als Sperre, so daß sie nicht mehr durchfahren können.

- 109a Von den damaligen Athenern aber und ihren Gegnern, mit denen sie kämpften, muß als erstes dargestellt werden die Heeresmacht beider Seiten und ihre Staatseinrichtungen. Gerade hierbei muß man zuerst über die hiesigen Verhältnisse zu sprechen vorziehen.
- 109b Die Götter verteilten einst unter sich die ganze Erde, und zwar durch das Los, nicht im Streit...
- 109c Dem Hephaistos und der Athene aber, die eine gemeinsame Natur hatten, da sie teils als vom selben Vater stammend verschwistert waren, teils weil sie sich aus Liebe zur Weisheit und Kunst den gleichen Dingen zuwandten, erlosten beide zusammen als einen gemeinsamen Anteil unser Land hier... und
- 109d gaben die verfassungsmäßige Ordnung nach ihrem Sinn. Von den ureingeborenen Männern haben sich nur ihre Namen erhalten, ihre Taten aber verschwanden durch die wiederholte Vernichtung derjenigen, die die Kunde übernommen hatten, und durch die Länge der Zeit aus dem Bewußtsein. Denn von den jeweiligen Bewohnern blieben, wie schon vorher gesagt wurde, als auf den Bergen hausend nur die der Schrift Unkundigen und Ungebildeten

am Leben, diese kannten nur die Namen der Herrscher im Land vom Hörensagen und daneben nur wenig von ihren Taten. Diese begnügten sich nun,
 109e jene Namen an ihre Nachkommen weiterzugeben. Da sie aber, bis auf einige dunkle Gerüchte, die Heldentaten und Gesetze der früher Lebenden nicht
 110a kannten und selbst mit ihren Kindern viele Menschenalter hindurch am Notdürftigsten Mangel litten, richteten sie ihren Sinn nur auf das ihnen Mangelnde und machten dies zum Gegenstand ihrer Gespräche, ohne sich um das, was vor ihnen und in alter Zeit einmal sich begab, zu kümmern. Denn die Sagenkunde und die Erforschung des Altertums stellen sich zusammen mit der Muße in den Staaten ein, sobald sie erkennen, daß bei manchen für die Lebensbedürfnisse gesorgt sei, früher aber nicht. Auf diese Weise sind uns nur die Namen der Alten ohne die dazugehörigen Taten erhalten. Für das, was ich sage, führe ich als Beweis an, daß Solon berichtete, jene Priester haben die Namen des Kekrops, Erechtheus,
 110b Erichthonios, Erysichthon und die meisten anderen, was da an Namen vor Theseus erwähnt wird, häufig, indem sie von dem damals geführten Krieg erzählten, erwähnt, sowie desgleichen die der Frauen ... Es bewohnten aber damals dieses Land die anderen Klassen der Bürger, die sich mit den Gewerben und der Nahrungsbeschaffung aus der Erde beschäftigten, die der Krieger aber, von Anfang an durch göttliche Männer (andron theion) von den übrigen geschieden, wohnten getrennt. ... Insbesondere wurde auch von
 110d unserem Land Glaubwürdiges und der Wahrheit Entsprechendes berichtet. Zuerst, daß dessen Grenzen zu damaliger Zeit bis an den Isthmos sich erstreckten und am übrigen Festland bis hin zu den

- 110e Höhen des Kithairon und Parnes und daß die Grenzen dann hinabliefen, indem sie das Gebiet von Oropos zur Rechten hatten, zur Linken aber an der Meerseite den Asopos begrenzten. An Trefflichkeit habe unser Land jedes andere übertroffen, es sei deshalb auch imstande gewesen, ein großes Heer von den Geschäften der Ackerbautreibenden zu befreien und aufzustellen. Ein großer Beweis seiner Fruchtbarkeit ist aber dies: Das jetzt von ihm zurückgebliebene Stück macht noch jedem anderen Lande dadurch, daß es reichlich Früchte trägt, und durch die Weide, die es den Herden bietet, den Vorzug streitig.
- 111a Damals aber trug das Land alles in großer Fülle. Das gesamte Land liegt, indem es sich vom übrigen Festland aus weit hinaus ins Meer erstreckt, wie ein Vorgebirge da, und das ganze es umschließende Meer ist an seinen Küsten sehr tief. Da nun in den neuntausend Jahren, denn so lange Zeit ist von damals bis jetzt verstrichen, viele und mächtige Überschwemmungen stattfanden, so dämmte sich die in so langer Zeit und bei solchen Naturereignissen von den Höhen herabgeschwemmte Erde nicht, wie andernwärts, hoch auf, sondern versank, immer ringsherum fortgeschwemmt, in der Tiefe. Es sind nun aber, wie bei kleinen Inseln, mit dem damaligen Zustand verglichen, gleichsam nur die Knochen des erkrankten Körpers noch vorhanden, indem nach dem Herabschwemmen des fetten und lockeren Bodens nur der dürre Körper des Landes zurückblieb.
- 111b In dem damaligen noch unversehrten Lande aber erschienen die Berge wie Erdhügel, die Talgründe des jetzt sogenannten Phelleus (= Steinflur) waren mit fetter Erde bedeckt, und die Berge bekränzten dichte Waldungen, von denen noch jetzt augenfällige Spu-

- ren sich zeigen. Denn jetzt bieten die Berge nur mehr den Bienen Nahrung; vor nicht langer Zeit aber standen noch die Bedachungen von zum Sparrenwerk tauglichen, dort für die größten Bauten geeigneten Bäume unversehrt. Auch trug der Boden viele andere hohe Fruchtbäume und bot den Herden höchst ergiebige Weide. Vor allem aber gab ihm das
- 111 d im Laufe des Jahres von Zeus entsandte Wasser Gedeihen, welches ihm nicht, indem es wie jetzt bei dem kahlen Boden in das Meer abfloß, verloren ging, sondern indem er (der Boden) viel Erde besaß, es in sich aufnahm und in einer schützenden Tonschicht verteilte, entließ es das von den Höhen eingesogene Wasser in die Talgründe und gewährte allerorten reichliche Bewässerung durch Flüsse und Quellen, von welchen auch jetzt noch an den ehemaligen Quellen geweihte Merkzeichen zurückgeblieben sind, daß das wahr sei, was jetzt erzählt wird.
- 111 e So war die natürliche Beschaffenheit des übrigen Landes, in Ordnung gebracht von echten Landwirten, wie es sich erwarten läßt. Diese tüchtigen und wohlbegabten Männer betrieben ausschließlich nur dies, sie hatten ja fruchtbarsten Boden, reichlichstes Wasser und erfreuten sich des angenehmsten Wechsels der Jahreszeiten unter ihrem Himmel. Die Stadt Athen aber war zu damaliger Zeit in folgender Weise aufgebaut. Zunächst war die Akropolis damals nicht so beschaffen, wie sie es jetzt ist. Jetzt nämlich wurde die Akropolis in einer einzigen über-
- 112 a aus regenreichen Nacht von der Erde entblößt, indem zur gleichen Zeit Erdbeben und die dritte ungeheure (exaisios) Überschwemmung vor der Deukalionischen Verheerung stattfanden. In ihrer früheren Größe, die sie damals zu der anderen Zeit

- hatte, senkte sie sich nach dem Eridanos (nicht der Bernsteinstrom Eridanos, sondern ein kleiner Bach im Stadtgebiet von Athen, Anm. des Verf.) und dem Ilissos zu, umschloß die Pnyx und wurde von dem der Pnyx gegenüberliegenden Lykabetos begrenzt. Ihr (der Akropolis) Boden aber war durchgängig krumig und bildete, mit wenigen Ausnahmen, eine Hochebene. Ihre äußeren Abhänge waren von
- 112b Handwerkern bewohnt und von Landwirten, welche das in ihrer Nähe liegende Land bestellten. Auf den oberen Teilen hatte bloß der Stand der Krieger für sich allein, um den Tempel der Athene und des Hephaistos herum, seine Wohnungen, um die sie eine Ringmauer errichteten, die die Burg, die Wohnungen der Krieger, den Tempel der Athene und des Hephaistos ringsherum wie den Garten *eines* Hauses umgab, denn die Nordseite bewohnten sie. Dort hatten sie gemeinsame Gebäude und Spielsäle für den Winter und alles dem gemeinschaftlichen Staatsleben
- 112c dienende für sich und die Priester aufgeführt, doch ohne Anwendung von Gold und Silber ... Die Südseite aber ließen sie für Gärten, Sportanlagen und Speiseplätze, wie man sie im Sommer braucht, unbebaut und benutzten sie für diese Zwecke.
- 112 d An der Stelle, wo jetzt die Burg steht, befand sich eine einzige Quelle, von der, als sie durch Erdbeben verschüttet wurde, ringsherum die jetzigen Bächlein geblieben sind. Für die gesamte damalige Besatzung (der Akropolis) aber strömte sie, bei einem für den Winter und Sommer angemessenen Wärmegrad in reichem Maße.
- So eingerichtet, wohnten sie als Wächter der eigenen Mitbürger und als Anführer der übrigen Hellenen

mit deren Willen, und sie gaben darauf acht, daß die Zahl ihrer Männer und Frauen möglichst immer dieselbe blieben, nämlich die noch zum Kriege fähig
112 e waren und die schon, sie belief sich ungefähr auf 20000.

Wie dagegen die Verhältnisse ihrer damaligen Gegner beschaffen waren und wie sie sich von Anbeginn an entwickelten, das wollen wir ... jetzt allgemein vor Augen stellen, damit es euch, als unseren Freunden, gemeinsam gehöre. Doch eine Kleinigkeit müssen wir unserem Bericht vorausschicken, damit ihr
113a euch nicht wundert, wenn Barbaren hellenische Namen führen. Ihr sollt den Grund hierfür erfahren: Da nämlich Solon die Absicht hatte, diese Erzählung für eine eigene Dichtung zu benutzen, forschte er nach der Bedeutung der Namen und fand, daß jene Ägypter, welche sie als erste aufzeichneten, dieselben in ihre eigene Sprache übersetzt hatten. Er (Solon) erwog nun seinerseits den Sinn jedes Namens noch einmal und übersetzte ihn in unsere Sprache und schrieb ihn so nieder. Diese Aufzeichnungen be-
113b fanden sich bei meinem Großvater und befinden sich jetzt noch bei mir und sind von mir schon als Knabe gründlich studiert worden.

Wie im Vorigen von der von den Göttern angestellten Verlosung erzählt wurde, daß sie unter sich die ganze Erde in bald größere bald kleinere Lose ver-
113c teilten und sich Tempel erbauen und Opfer bringen ließen: so bevölkerte Poseidon, dem jene Insel Atlantis als Los zufiel, dieselbe mit seinen eigenen Nachkommen, die er mit einem sterblichen Weibe zeugte, auf einem folgendermaßen beschaffenen Ort der Insel: Vom Meer nach der Mitte der Insel lag eine Ebene, die schöner und fruchtbarer als irgend-

- eine andere gewesen sein soll. In dieser Ebene wiederum lag in der Mitte ein allseits niedriger Hügel. Auf diesem wohnte einer von den dort am Anfang
- 113 d aus der Erde entwachsenen Männer mit Namen Euenor, welcher die Leukippe zur Frau hatte. Beide erzeugten eine einzige Tochter, Kleito. Als das Mädchen in das Alter der Mannbarkeit kam, starb ihre Mutter und auch der Vater. Poseidon aber, von Liebe zu ihr ergriffen, vermählte sich mit ihr und umgab den Hügel, auf dem sie wohnte, ihn abglättend, ringsum mit einer starken Schutzwehr. Abwechselnd nämlich fügte er kleinere und größere Ringe von Meerwasser und Erde umeinander, und zwar zwei von Erde, drei mit Meerwasser von der Mitte der Insel aus wie mit einem Zirkel abgemessen, überall gleich weit voneinander entfernt, so daß der Hügel für Menschen unzugänglich wurde; denn
- 113e Schiffe und Schifffahrt gab es damals noch nicht. Ihm selbst aber, als einem Gott, war es ein leichtes, die Insel mit allem Nötigen auszustatten, indem er zwei Wasserquellen aus der Erde heraufführte, deren eine warm, die andere kalt der Erde entsprang, auch ließ er mannigfaltige und reichliche Nahrungsmittel aller Art der Erde entspringen. An Kindern zeugte er fünfmal Zwillingsöhne, er zog sie auf und teilte die ganze Insel Atlantis in zehn Teile. Dem Erstgebo-
- 114a renen des ältesten Zwillingspaares sprach er den mütterlichen Wohnsitz zu mit dem rings herum liegenden Teile, den größten und besten, und machte ihn zum König (basileús) über die anderen, die anderen aber auch zu Herrschern (árchontes), denn jedem gab er die Herrschaft über viele Menschen und vieles Land. Auch Namen legte er ihnen bei, und zwar dem Ältesten und Könige den, von dem ja auch die

- ganze Insel und das Meer, welches das Atlantisdie heißt, ihren Namen erhielten, weil der Name des ersten der damaligen Könige Atlas lautete.
- 114b Der nachgeborene Zwillingsbruder, erhielt den äußersten Anteil der Insel, von den Säulen des Herakles bis zum Gadeirischen Land, wie es noch jetzt in jener Gegend genannt wird. Diesem gab er den Namen, welcher griechisch Eumelos, in der Landessprache Gadeiros lautete, und dieser Umstand mag auch zugleich dieser Landschaft ihren Namen gegeben haben. Von dem zweiten Zwillingspaare nannte er den einen Ampheres, den anderen Euämon; von dem dritten legte er dem älteren den Namen Mneseus, dem nach ihm geborenen den Namen Autochthon bei; vom vierten nannte er den älteren Elasippos,
- 114c den jüngeren Mestor; vom fünften endlich erhielt der früher geborene den Namen Azaes, der spätere den Namen Diaprepes. Diese nun sowohl selbst als auch ihre Nachkommen wohnten dort viele Menschenalter hindurch nicht nur als Herrscher über ihr Land und viele andere im Meer gelegenen Inseln und übten zudem noch, wie schon früher gesagt wurde, ihre Herrschaft auch über die innerhalb der Säulen des Herakles Wohnenden bis nach Ägypten und Tyrrienien hin aus.
- 114d Von Atlas nun stammte ein zahlreiches, auch in seinen übrigen Gliedern hochangesehenes Geschlecht ab. Was aber die Könige anlangte, so übergab immer der älteste dem ältesten der Nachkommen die Herrschaft. So bewahrten sie diese viele Menschenalter hindurch. Dabei häuften sie eine Fülle von Reichtum an, wie er wohl weder vorher in irgendeinem Königreiche zu finden war noch so leicht später sich finden wird. Es war bei ihnen für alles gesorgt, wofür in

der Stadt und im übrigen Land zu sorgen not tat. Denn vieles wurde ihnen als Herren unterworfenen Gebiete von außen zugeführt. Das meiste aber zum
114e Bedarfe des Lebens bot die Insel selbst.

Zunächst all das, was mit Hilfe des Bergbaues an Festem und Schmelzbarem gewonnen wurde, sowie den Oreichalkos, jenen Stoff, der heute nur noch dem Namen nach bekannt ist, der aber bei den damaligen Menschen neben dem Gold am höchsten geschätzt wurde, er wurde damals an vielen Stellen der Insel aus der Erde gegraben. Ferner bot sie alles, was der Wald für die Arbeiten der Zimmerleute zu liefern hat in großer Fülle, auch nährte sie reichlich zahme und wilde Tiere! Und so war denn auch das Geschlecht der Elefanten dort sehr zahlreich vertreten. Denn es fand sich nicht nur für die übrigen Tiere, die in Sümpfen und Flüssen, wie auch für die, welche auf den Bergen oder in der Ebene leben,
115a reichliche Weide, sondern auch für dieses größte und gefräßigste Tier. Außerdem trug und nährte sie trefflich alles, was auch jetzt noch die Erde an wohlriechenden Erzeugnissen gedeihen läßt, an Wurzeln, Gras, Holz und Säften, sei es, daß diese Säfte aus Blüten oder aus Früchten hervorquellen. Dazu kam noch eine milde Frucht und die trockene, deren wir zur Nahrung bedürfen, sowie alle Frucht, die uns zur Speise dient und die wir mit einem zusammenfassenden Namen „Gemüse“ nennen, ferner die,
115b welche baumartig wächst und Trank und Speise und Salböl liefert, ferner die schwer aufzubewahrende Frucht der Obstbäume, welche uns zur Kurzweil und zur Erheiterung geschaffen ist, sowie alle, welche wir als Reizmittel des gesättigten Magens dem Erschlaffenden als erwünschte Gabe zum Nachtsch

- auftragen. Dies alles brachte die damals noch unter
 der Sonne liegende heilige Insel (nesos hierà) in vor-
 trefflicher und erstaunlicher Güte sowie in großen
 115c Mengen hervor. Da sie dies alles von ihrem Land
 erhielten, erbauten sie Tempel, Königshäuser, Häfen
 und Schiffswerften und gaben auch dem übrigen
 Land seine Einrichtungen, wobei sie folgende Ord-
 nung hielten.
 Zuerst überbrückten sie die Wasserringe, welche die
 alte Mutter-Stadt (Metropolis) umgaben, um einen
 Weg aus und zur Königsburg zu schaffen. Die könig-
 liche Burg aber errichteten sie gleich zu Anfang an
 dem Wohnsitz des Gottes und ihrer Vorfahren und
 so empfing sie denn der eine vom anderen, jeder in
 der weiteren Ausschmückung seine Vorfahren nach
 115d Kräften übertreffend, bis sie denn diesem ihrem
 Wohnsitz durch die Größe und Schönheit ihrer
 Werke ein Aussehen verliehen haben, das Staunen
 erregte. Sie gruben nämlich vom Meer aus einen Ka-
 nal, drei Plethren breit, hundert Fuß tief und fünf-
 zig Stadien lang bis zu dem äußersten Ring und
 ermöglichten so die Schifffahrt vom Meer bis zu
 einem Hafen, indem sie den Damm in einer Breite
 durchbrachen, die den größten Schiffen Einfahrt ge-
 währte. Und so durchbrachen sie auch die Erdringe,
 welche die Wasserringe trennten, bei den Brücken
 so weit, daß man gerade noch mit einem Dreiruderer
 115e von einem zum anderen fahren konnte. Die Öffnun-
 gen aber überbrückten sie, so daß man unter diesen
 Überbrückungen durchfuhr; denn die Ränder der
 Erdringe hatten eine hinreichend über dem Wasser
 liegende Höhe. Es hatte aber der größte von den
 Ringen, in welche das Meerwasser hineingeleitet
 worden war, eine Breite von drei Stadien, und ihm

- war der nächste Erdring gleich. Von dem zweiten Ringpaar hatte der nasse eine Breite von zwei Stadien, der trockene war mit dem vorhergehenden Wasserring gleich. *Eines* Stadiums Breite hatte der Wasserring, der die in der Mitte liegende Insel unmittelbar umgab. Die Insel aber, auf welcher die Königsburg lag, hatte einen Durchmesser von fünf
- 116a Stadien. Diese Insel umgaben sie nun ringsherum mit einem steinernen Wall (lithino teichei), ebenso die Erdringe von der einen Seite der ein Plethron breiten Brücke bis zur anderen Seite, an der Brücke aber bei den Durchfahrten errichteten sie Türme und Tore. Die Steine dazu, teils weiß, teils schwarz, teils rot, brachen sie ringsum unten am Rande der vor der
- 116b Mitte liegenden Insel. Bei dem Brechen derselben verfuhrten sie so, daß sie dadurch zugleich im Innern doppelte Schiffsarsenale gewannen, die vom Felsen überdeckt waren. Die Gebäude ferner, die sie aufführten, waren teils einfarbig, teils aber waren sie auch mit verschiedenfarbigen Steinen geschmückt, zur Augenweide, denn diese Zusammenstellung übt einen natürlichen Reiz aus. Den ganzen Umfang der den äußeren Ring umgebenden Mauer faßten sie mit
- 116c Oreichalkos ein, den sie in Öl auftrugen, die inneren umkleideten sie mit geschmolzenem Zinn und die Mauer um die Burg mit Oreichalkos, welches einen feurigen Glanz hatte.
- Die Wohnung im Inneren der Basileia war folgendermaßen eingerichtet. In der Mitte befand sich dort ein der Kleito und dem Poseidon geweihter, dem öffentlichen Verkehr entzogener Tempel, eingefast mit einer goldenen Umhegung, wo sie am Anfang das Geschlecht der zehn Königssöhne gezeugt und hervorgebracht hatten. Dorthin brachte man auch

- alljährlich aus allen zehn Gebieten einem jeden dieser Nachkommen die Opfergaben. Der Tempel des
- 116 d Poseidon hatte eine Länge von einem Stadion, eine Breite von drei Plethren und eine für das Auge entsprechende Höhe; er hatte ein barbarisches Aussehen. Den ganzen Tempel überzogen sie von außen mit Silber, mit Ausnahme der Akroteren (Spitzen), diese aber mit Gold. Was aber das Innere betrifft, so konnte man die elfenbeinerne Decke ganz mit Gold, Silber und Oreichalkos geschmückt sehen, alles andere aber an Mauern, Säulen und Fußboden überzogen sie mit Oreichalkos. Auch stellten sie goldene Bildsäulen darin auf, und zwar den Gott selbst auf einem Wagen stehend als Lenker von sechs geflügelten Rossen und in solcher Größe, daß er mit dem
- 116 e Scheitel die Decke berührte. Ringsherum aber hundert Nereiden auf Delphinen, denn so viel gab es ihrer nach dem Glauben der damaligen Menschen. Außerdem befanden sich darin noch zahlreiche Bildsäulen als Weihgeschenke von Privatleuten. Um den Tempel außen herum standen goldene Bildsäulen von allen insgesamt, von den Weibern und von allen denen, die von den zehn Königen abstammten, auch viele andere große Weihgeschenke sowohl von den Königen wie von Privatleuten, teils aus der Stadt selbst und teils auch aus all den Ländern außerhalb, über die sie herrschten.
- 117 a Auch der Altar entsprach an Größe und Art der Herstellung dieser Ausstattung, und der Königspalast war auf gleiche Weise ebensowohl der Größe des Reiches wie auch der Ausschmückung der Heiligtümer angemessen.
- Die Quellen aber, die mit dem kalten und die mit dem warmen Wasser, die eine unerschöpfliche Was-

- serfülle boten und die beide, jede in ihrer Art, durch ihren natürlichen Wohlgeschmack und die Güte ihres Wassers für den Gebrauch in jeder Hinsicht wunderbar geeignet waren, verwerteten sie in nützlichster Weise: ringsum nämlich in der Nähe derselben legten sie Gebäude und für Bewässerung besonders empfängliche Baumpflanzungen an; auch richteten sie ringsum Wasserbassins ein, teils unter freiem
- 117b Himmel, teils zu warmen Bädern für den Winter in bedeckten Räumen, und zwar getrennt voneinander, die für den König und die für die Untertanen, und noch andere für die Frauen. Weitere (Wasserbassins) für Pferde und andere Zugtiere, alle mit der jeweils entsprechenden Ausstattung. Das abfließende Wasser aber leiteten sie in den Hain des Poseidon, der sich dank der Güte des Bodens durch die Schönheit und den wunderbar hohen Wuchs seiner Bäume mannigfachster Art auszeichnete, zum Teil auch auf die äußeren Ringe durch Röhren (di' ochetön) über die Brücken hinweg.
- 117c In der Umgebung dieser Wasserleitungen waren teils zahlreiche Heiligtümer vieler Götter, teils Gärten und viele Sportanlagen, sowohl für die gymnastischen Übungen der Männer selbst wie für Übungen mit Rossegespannen, gesondert auf jedem der beiden Erdringe. Überdies befand sich auch in der Mitte der größeren Insel eine abgegrenzte Rennbahn, ein Stadium breit und der Länge nach sich um den ganzen Umkreis erstreckend, die ausschließlich für den Wettlauf der Rosse freigehalten war. Um
- 117d dieselben lagen zu beiden Seiten die Wohnungen für die Mehrzahl der Trabanten. Den Zuverlässigeren aber war auf dem kleineren und näher an die Burg gelegenen Erdring die Wacht übertragen; denen hin-

gegen, die an Treue sich vor allen anderen hervorgetan hatten, waren ihre Wohnungen auf der Burg selbst in der unmittelbaren Nähe des Königs angewiesen. Die Schiffsarsenale waren voll von Dreiruderern und mit allem, was zur Ausrüstung gehört, bestens versehen. So also war es mit der Ausstattung des Wohnsitzes der Könige bestellt.

- 117e Wenn man aber die drei außerhalb befindlichen Häfen überschritten hatte, so traf man auf eine vom Meer beginnende und von da im Kreis umlaufende Mauer, rings herum überall fünfzig Stadien vom größten Ring und Hafen entfernt, sie lief im Kreise sich schließend wieder zur Ausgangsstelle zurück, nämlich zur Mündung des Kanals, der vom Meere ausging. Dies alles war umgeben von dichtgedrängten Wohnungen, die Seezufahrt und der größte Hafen wimmelte von Schiffen und Kaufleuten, die von allen Orten dort zusammenströmten und durch ihr massenhaftes Auftreten bei Tage und bei Nacht Geschrei, Getümmel und Lärm mannigfacher Art verursachten.

- Über die Stadt (ásty) nun und die Umgebung des alten Wohnsitzes (der Kleito und des Poseidon) ward jetzt annähernd *alles* berichtet, wie es damals erzählt wurde. Nun aber gilt es das übrige Land nach seiner natürlichen Beschaffenheit und die Art der Verwaltung zu schildern. Zuvorderst lag nach 118a dem Bericht ein Felsen, der sehr hoch und wie mit dem Messer abgeschnitten (sphódra te hypselòs kaí apótomos ek thaláttes) aus dem Meere aufstieg. Die Umgebung der Stadt hingegen war durchweg eben (pan pedion). Diese die Stadt umgebende Ebene war von Erhebungen umgeben, die sich am Meer entlang hinzogen. Die Ebene war glatt und flach und als

- Ganzes ein längliches Dreieck, nach der einen Seite dreitausend Stadien lang, in der Mitte vom Meer aus zweitausend Stadien breit. Das ganze Gebiet der Insel lag zum Südwind gewandt und vom Sternbild des Bären abgewandt, geschützt vor dem Nordwind. Von den diese Ebene umgebenden Bergen wurde damals gerühmt, daß sie an Zahl, Größe und Schönheit alle jetzt vorhandenen übertroffen hätten. Sie umfaßten viele Ortschaften mit einer zahlreichen Bevölkerung, ferne Flüsse, Seen und Wiesen, die allen Arten zahmer und wilder Tiere Nahrung boten, sowie zahlreiche Wälder, die bei der großen Mannigfaltigkeit ihrer Baumarten für alle Handwerker im Ganzen wie im Einzelnen unerschöpflichen Rohstoff lieferten. Folgendermaßen nun war die Ebene von Natur aus und durch die Arbeit vieler Könige in langer Zeit beschaffen. Sie bildete größtenteils ein rechtwinkliges und längliches Viereds, wo es aber daran fehlte, hatten sie es durch einen ausgehobenen Graben ringsherum gerade gerichtet. Was die Tiefe und Breite desselben betrifft, so klingt das bei einem Werk von Menschenhand unglaublich, wenn überliefert wurde, daß zu den anderen Arbeitsleistungen auch noch diese hinzukomme, doch muß ich berichten, was ich gehört habe. *Ein* Plethron tief soll er gegraben gewesen sein und überall ein Stadion breit, um die ganze Ebene herum beträgt das eine Länge von zehntausend Stadien. Er nahm die von den Bergen herabströmenden Flüsse auf, bildete um die Ebene einen geschlossenen Ring und erreichte die Stadt von beiden Seiten, dort ließ er sie (die Flüsse) zum Meer abfließen. Von seinem oberen Teil wurden nämlich geradlinige Kanäle meist hundert Fuß breit in die Ebene geführt, welche wieder in den

vom Meer aus gezogenen Kanal einmündeten und zwar jeder dieser Kanäle hundert Stadien von dem
118e anderen entfernt. Auf diesem Wege schafften sie das Holz von den Bergen in die Stadt hinunter und brachten auch die sonstigen Landeserzeugnisse zu Schiffe heran durch Verbindungskanäle, die sie zwischen den Hauptarmen nach der Stadt hin anlegten. Zweimal im Jahr konnten sie ernten, wozu ihnen im Winter der Regen des Zeus verhalf, während sie im Sommer die der Erde ent quellenden Wasser aus den Kanälen herbeileiteten.

Was aber die Zahl der Bewohner anlangt, so bestand die Anordnung, daß jeder Distrikt in der Ebene aus der kriegstüchtigen männlichen Bevölkerung einen
119a Anführer stellen sollte, die Größe eines Distriktes aber betrug hundert Landlose. Die Gesamtzahl aller dieser Distrikte aber betrug 60 000. Auf den Bergen und im übrigen Lande gab es, wie erzählt wurde, eine große Menschenmenge. Alle aber waren nach Ortschaften und Flecken einem dieser Distrikte und dem betreffenden Anführer zugewiesen. Jeder Anführer mußte nach den geltenden Bestimmungen zum Kriege stellen: Den sechsten Teil eines Streitwagens, so daß die Gesamtzahl auf zehntausend Wagen kam, zwei Pferde und zwei Reiter, ferner ein
119b Zweigespann ohne Wagen mit einem aufgesessenen Krieger mit kleinem Schild, der im Kampfe herabstieg, dazu einen Lenker für die beiden Rosse. Ferner mußte ein jeder von ihnen zwei Schwerbewaffnete und ebenfalls je zwei Bogenschützen und Schleuderer sowie je drei Stein- und drei Speerwerfer ohne Rüstung und endlich zur Bemannung der 1200 Schiffe je vier Seeleute stellen. So war das Kriegswesen des königlichen Staates eingerichtet, von den übrigen

- neun aber hatte jeder besondere Einrichtungen, über die zu berichten zu viel Zeit kosten würde.
- 119c Für die Verteilung der Ämter und Ehrenstellen waren von Anfang an folgende Anordnungen getroffen. Von den zehn Königen war ein jeder in seinem Gebiet mit dem Wohnsitz in seiner eigenen Stadt Herr über die Bewohner und über die meisten Gesetze, so daß er strafen und hinrichten konnte, wen er wollte. Die Herrschaft und Gemeinschaft (archè kai koinonia) unter ihnen wurde aufrecht erhalten nach den Anordnungen des Poseidon, wie sie ihnen das Gesetz und die Inschriften überlieferten, die von den Urvätern auf einer Säule aus Oreichal-
- 119d kos eingegraben waren; sie stand in der Mitte der Insel im Heiligtum des Poseidon. Dort versammelten sie sich abwechselnd bald jedes fünfte, bald jedes sechste Jahr, um die ungerade Zahl nicht vor der geraden zu bevorzugen, und berieten hier in persönlicher Berührung über die gemeinsamen Angelegenheiten, untersuchten ferner, ob sich einer von ihnen einer Übertretung schuldig gemacht hätte, und saßen darüber zu Gericht. Waren sie aber im Begriff ein Urteil zu fällen, so gaben sie sich einander folgendes Unterpfand. In dem heiligen Bezirk trieben sich der Gottheit geweihte Stiere herum. Nun veranstalteten sie, die Zehn allein bleibend, nach einem
- 119e Gebet zu Gott, sie möchten ein ihm genehmes Opfer ergreifen, ohne Eisengerät, nur mit Holzknüppeln und Stricken eine Jagd. Denjenigen von den Stieren, den sie fingen, schafften sie auf die Säule hinauf und schlachteten ihn auf der Höhe derselben (katà koryphèn autes), so daß das Blut auf die Inschrift hinunterfloß. Auf der Säule aber befand sich außer den Gesetzen auch noch eine Eidesformel, die schwere

- Verwünschungen über die Ungehorsamen herabrief. Wenn sie nun, nachdem sie ihren Gesetzen gemäß geopfert hatten, alle Glieder des Stieres dem Gotte
120a als Weihgabe darbrachten, warfen sie in einen dazu vorbereiteten Mischkessel für jeden einen Klumpen geronnenen Blutes, das Übrige übergaben sie dem Feuer, nachdem sie die Säule ringsherum gereinigt hatten. Hierauf schöpften sie mit goldenen Trinkschalen aus dem Mischkessel und schwuren, von ihren Schalen ins Feuer spendend, sie würden nach den Gesetzen auf der Säule richten und Strafe verhängen, wenn einer von ihnen sich einer Übertretung schuldig gemacht hätte. Was aber die Zukunft anbelangt, so würde keiner absichtlich sich einer Übertretung schuldig machen und weder selbst anders als gesetzmäßig herrschen noch einem Herrscher gehorchen,
120b der sich, in seinen Anordnungen nicht nach den Gesetzen des Vaters richte. Nachdem ein jeder von ihnen dies für sich selbst und für seine Nachkommen gelobt hatte, trank er und weihte die Schale in das Heiligtum des Gottes. Dann gönnten sie sich Zeit für das Mahl und für die anderen Bedürfnisse. Sobald aber die Dunkelheit hereinbrach und das Opferfeuer erloschen war, legten sie ein dunkelblaues Gewand von wunderbarer Schönheit an (kallisten kyanen stolén endýntes) und so bei der Glut der Eidesopfer am Boden sitzend und alles Feuer um das Heiligtum
120c herum auslöschend, ließen sie nächtlicherweile dem Rechte als Richter und Gerichtete seinen Lauf, wenn einer von ihnen den anderen irgendeiner Übertretung beschuldigte. Das Urteil aber, welches sie gefällt hatten, schrieben sie, sobald es Tag ward, auf eine goldene Tafel, die sie als Gedenktafel aufstellten mitsamt den Gewändern (stolai). Es gab noch

- mancherlei andere Gesetze über die Ehrenrechte der einzelnen Könige, die wichtigste Bestimmung aber war, daß sie niemals gegeneinander die Waffen erheben dürften und alle Beistand zu leisten hätten, wollte jemand versuchen, in einem der Staaten das
- 120d Königsgeschlecht zu vernichten; dabei sollten sie gemeinsam, wie die Vorfahren, über Krieg und sonstige Unternehmungen beraten und die Oberleitung dem Geschlecht des Atlas überlassen; doch sollte der König nicht das Recht haben, einen seiner Verwandten zum Tode zu verurteilen, wenn nicht mindestens sechs von den Zehn ihre Zustimmung gäben. Diese gewaltige und großartige Macht, die damals in jenen Gegenden bestand, ließ Gott nun in kriegsmäßigem Zusammenschluß gegen unsere Gegenden hier vorbrechen, und zwar, wie der Bericht lautete,
- 120e aus folgendem Grund. Viele Menschenalter hindurch, solange die Natur des Gottes in ihnen genügend stark war, blieben sie den Gesetzen gehorsam und verleugneten nicht ihre Verwandtschaft mit der Gottheit. Denn ihre Sinnesweise war von hoher Art, wahrhaftig und durchaus großherzig (*pánte megála*, wörtlich: in allem groß); etwaigen Schicksalsschlägen gegenüber sowie im Verkehr miteinander zeigten sie sich gelassen und zugleich einsichtsvoll; in ihren Augen hatte nur die Tugend wahren
- 121a Wert; darum achteten sie die vorhandenen Glücksgüter gering und machten sich nichts aus der Masse des Goldes und des übrigen Besitzes, die ihnen eher wie eine Bürde erschienen. Sie waren weit davon entfernt, trunken von dem Schwelgen in ihrem Reichtum zu werden, und ihrer selbst nicht mächtig, zu Fall zu kommen; sie erkannten nüchternen Sinnes in voller Klarheit, daß diese äußeren Güter nur durch

Tugend und Freundesgemeinschaft gedeihen können, dagegen aber hinschwinden, wenn alle Sorge und alle Wertschätzung eben nur ihnen (den äußeren Gütern) zugewendet ist, dann werde nämlich auch die Tugend mit in den Abgrund gerissen. Infolge dieser Denkungsart und des fortwirkenden Einflusses der göttlichen Natur gedieh ihnen alles, dessen wir vorher gedacht haben.

- 121b Als aber, was Göttliches in ihnen war, durch starke und häufige Vermischung mit Sterblichem mehr und mehr dahinschwand, und menschliche Sinnesart die Oberhand bekam, da erst erzeugten sie sich unfähig, sich mit dem Vorhandenen richtig abzufinden, sie schlugen aus der Art und erniedrigten sich in den Augen der Urteilsfähigen dadurch, daß sie das Schönste von allem Wertvollen zugrunde richteten, während sie den Urteilslosen, die kein Auge für den Wert eines auf wahrhafte Glückseligkeit gerichteten Lebens haben, nunmehr erst recht herrlich und rühmend wert erschienen.

- Aber der Gott der Götter, Zeus, der nach Gesetzen regiert und einen scharfen Blick für dergleichen hat, beschloß, da er ein großes Geschlecht in so beklagenswerten Zustand versetzt sah, sie durch eine Strafe zu züchtigen, auf daß sie dadurch zur Besinnung gebracht und gebessert würden. So berief er denn alle Götter in ihren ehrwürdigsten Wohnsitz, der, in der Mitte der Welt gelegen, den Blick über alles gewährt, was des Werdens teilhaftig geworden, und richtete an die Versammelten folgende Worte:...
- 121c

Hier bricht der Dialog Kritias ab. Antiken Überlieferungen zufolge soll der Tod den Platon gehindert haben, sein Werk zu vollenden.

LITERATURVERZEICHNIS

Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte, um 1075, übersetzt von Dr. J. C. M. Laurent, 1888

Ahrens, Claus, Die Vorgeschichte des Kreises Pinneberg und der Insel Helgoland, Neumünster 1966

-, Drei Kernbeile von Helgoland, in: Die Heimat, 1967, H. 10

Aischines, 389-314 v. Chr., Text: F. Blass (Teubn. 1888-92)

Aischylos, 525—456 v. Chr., Tragödien, übers, von U. v. Wilamowitz-Möllendorff, 1914

Albinovanus Pedo, zitiert bei Th. Nissen: Die ältesten Verse über die Nordsee, in: Nordelbingen Bd. 4, Flensburg 1925

Alkaios, um 600 v. Chr., Übersetzung von M. Treu, Tusculum 1952

Almgren Oscar, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden, Frankfurt 1934

Altfried, Bischof von Münster, f 849, Vita Liudgeri, Text: W. Diekamp, Geschichtsquellen des Bistums Münster IV

Andersson, J. G., Floran i Norrland, in S. T. V. Jahrbuch 1914, 15 ff.

Andree, Karl, Der Bernstein und seine Bedeutung in Natur- und Geisteswelt 1937

Miozäner Bernstein im Westbaltikum und an der Nordsee?

Abalus, die Glaesarien oder Elektriden und der Eridanus der Alten, in: Petermanns Geogr. Mitteilungen, 1942, 173 ff.

-, Der Bernstein, das Bernsteinland und sein Leben, in: Kosmos 1951

-, Gedanken zu Kants geologischen Anschauungen und ihre Auswirkungen auf die heutige Geologie, in Jb. d. Albertus Magnus Universität zu Königsberg 1952, Bd. II

- Apollodor, 2. Jh. v. Chr., Chronika, Text: G. Jacoby in: Fragmente der griechischen Historiker
- Argo, D. F., *Astronomie populaire*, 1854-1857, Paris
- Aristophanes, um 445-386 v. Chr., Komödien, übersetzt von J. G. Droysen, 1881
- Artemidoros, 2. Jh. n. Chr., *Oneirokritika*, übersetzt von F. S. Kraus, 1884
- Atkinson, R. J. C., *Stonehenge and Avebury and neidhboursing Monuments*, London 1959
- d'Aulaire, E., *Bernstein, Juwelen aus dem Meer*, 1975 Stuttgart
- Avienus Rufus Festus, 4. Jh. n. Chr., *Ora maritima*, latein. u. deutsch von D. Stichtenoth, Darmstadt 1968
- Bachhofer, L., in: *Welt als Geschichte* 1937, 3, 279, zitiert bei O. Paret 1948, 144
- Baltzer, L., *Hällristningar från Bohuslän*, Göteborg 1919, deutsch im Folkwangverlag, Hagen
- Baramki Dimitri, zitiert bei G. Herrn: *Die Phönizier*, Düsseldorf-Wien 1973
- Baranski, A., *Die Urgeschichte Nordeuropas nach ägyptischen Quellen*, Lemberg 1903
- Bartholomäus, K., *Astronomische Betrachtung zur Reiseroute des Odysseus*, 1976, Düsseldorf
- La Baume W., Artikel „Bernstein“ in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 1, 1924 ff.
- Baumgärtel, E., *Dolmen und Mastaba*, in: *Der Alte Orient*, Beiheft 6, 1926
- Baumgärtel, E., *The Cave of Manaccora, Monte Gargano*, in: *Papers of the British School at Rome* XXI, 1953
- Baux, C., *Papyrus Ipuwer*
- Bechtel, Fr., *Lexilogus zu Homer*, Darmstadt 1964
- Becksmann, E., *Dithmarschens Geestrand - eine zweieinhalbtausend Jahre alte Nehrungsküste*, in: *Handbuch der Landschaft Dithmarschen*, Heide 1933
- Behn, Fr., *Vor- und Frühgeschichte*, Wiesbaden 1948
- , *Italische Altertümer in vorhellenischer Zeit*, Mainz 1920
- Bellamy, H., *Monns, Myths and Man*, New York 1938

- Berger, H., Bericht über das Erdbeben am 21. 5. 1960 in Chile, Puerto Mont 1960
- Bernabo Brea, L., La Sicilia prehistorica y sus relaciones con Oriente y con la Peninsula Iberica, Madrid 1954
- Sicily before the Greeks, London 1966
- Berve, H., Das neue Bild der Antike, Bd. I, Hellas, Leipzig 1942
- , Griechische Geschichte, Freiburg 1951
- Bessmertny, A., Das Atlantisrätsel, Leipzig 1932
- Bilabel, Fr., Geschichte Vorderasiens und Ägyptens vom 16.-11. Jahrhundert, Heidelberg 1927
- Biollay, E., Die altägyptischen Texte aus der Zeit Ramses III. und ihre Beziehungen zum Atlantisbericht, Vortrag in Hamburg, 1963
- , Die Einbrüche der Nord Völker in Ägypten, Sion 1961
- , Der Atlantisbericht, die geographischen und kulturellen Angaben, Vortrag in Hamburg 1963
- Bittel, K. und Naumann, R., Boghazköi-Hattusa, Ergebnisse der Ausgrabungen des Deutschen Archäol. Instituts und der Deutschen Orientgesellschaft in den Jahren 1931-1939, Bd. 1, 1952
- , Prähistorische Forschungen in Kleinasien, 1934
- Bolton, W., Über Kupfererzvorkommen auf Helgoland, in: Dingelers naturwissenschaftl.-techn. Zeitschrift, München 1891, Jg. 2
- Borchardt, P., Platons Insel Atlantis, verschiedene Aufsätze in: Petermanns Geogr. Mitteilungen 1927
- Braghine, A., Atlantis, Stuttgart 1939
- Brandenstein, W., Atlantis, Größe und Untergang eines geheimnisvollen Inselreiches, Wien 1951
- Braune, W. und Ebbinghaus, A., Althochdeutsches Lesebuch, 14. Auflage, Tübingen 1962
- Breasted, Charles, Vom Tal der Könige zu den Toren Babylons, Stuttgart 1950
- Breasted, James Henry, Ancient Records of Egypt, Chicago 1906/07
- , Earlier Historical Records of Ramses III., Chicago 1929-54
- , Geschichte Ägyptens, Wien 1936 und 1954
- Breusing, A., Die Irrfahrten des Odysseus, Bremen 1889
- Brögger, A. W., Arkeologie og historie, Oslo 1937
- Brohm, Helgoland in Geschichte und Sage, Cuxhaven-Helgoland 1907
- Broholm, H. C., Danmarks Bronzealder, Kopenhagen 1944
- , Danske Oldsager, Kopenhagen 1953

Studier over den yngre Bronzealder i Danmark, Kopenhagen 1953

Bröndsted, J., Nordische Vorzeit I. 1960, II. 1962, Neumünster

Broneer, O., A Mycenaean Fountain on the Athenian Acropolis, in: *Hesperia*, Volume VIII, Number 4, 1939, 317-429

What happened at Athens, in: *American Journal of Archaeology* (A. J. A.), 1948, 111-114

Bühler, J., Die Kultur der Antike und die Grundlegung der abendländischen Kultur, Stuttgart 1947

v. Bülow, Kurd, Wie unsere Heimat wohnlich wurde, in: *Beihefte zu Kosmos*, Stuttgart 1933

-, Helgoland, in: *Kosmos*, Jg. 32, 1935

Burchardt, M., Zwei Bronzeschwerter aus Ägypten, in: *Zeitschr. f. ägypt. Sprache und Altertumskunde*, Bd. 50, Leipzig 1912

Burr, V., Neon Katalogos, Untersuchungen zum homerischen Schiffskatalog, in: *Klio*, Beiheft 9, Neudruck Aalen 1961

Busch, A., Neue Gesichtspunkte zur Kartographie des mittelalterlichen Nordfrieslands, in: *Jahrbuch des nordfries. Vereines* 1936

Camerer, J. F., Sechs Schreiben von einigen Merkwürdigkeiten der holsteinischen Gegenden, Leipzig 1756

Vermischte historisch-politische Nachrichten, Teil II, Flensburg 1762

Capelle, W., Das alte Germanien, Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller, Jena 1937

Carson, R. L., Die Geheimnisse des Meeres, München 1952

Carstens, Goslar, Zur Lage der Insel Farria, in: *nordfries. Jahrbuch* 1965

—, Über den Verfasser des Chronikon Eiderostadense vulgare, in: *Nordfries. Jahrbuch* 1965, 55-58

Catling, H. W., Bronze Cut- and Trust Swords in the Eastern Mediterranean, in: *Proceedings of the Prehistoric Society* for 1956

Ceram, C. W., Götter, Gräber und Gelehrte, Hamburg 1949

-, Enge Schlucht und schwarzer Berg, Hamburg 1955

Chadwick, J., Linear B, Göttingen 1958

Charlevoix, zitiert bei A. Herrmann 1936, 150

Childe, G., The Dawn of European Civilization, London 1951

Childe, G., Prehistoric Migrations in Europe, Oslo 1950

-, Prehistoric Communities of the British Isles, London 1956

- Christ, W., Platonische Studien, in: Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Bayr. Akademie d. W., München 1886
- Claudianus Claudius C., In Rufinum, Teub. Ed. Hrsg. L. Jeep, Leipzig 1876
- Clemen, C., Altgermanische Religionsgeschichte, Bonn 1934
- Clemens Alexandrinus, 2. Jh. n. Chr., Text: O. Stählin 1936-1939, Übersetzung in Bibliothek der Kirchenväter, 4. Ausg. 1932 ff.
- Cles-Reden, S., Die Spur der Zyklopen, Werden und Vergehen einer Weltreligion, Köln 1960
- Conze, A., Zur Geschichte der Anfänge der griech. Kunst, in: Sitzungsberichte der Kaiserl. Akad. d. W., Wien 1870
- Cordeyro, A., Historia insulana, Lissabon 1717
- Cousteau, J.-Y., Atlantis liegt vor Santorin, in: Die Welt, 17. 11. 75
- Cowen, J. D., Bronze swords of Northern Europe, Cambridge 1952
- , The earliest Bronze-Swords in Britain and their Origins on the Continent of Europe, Cambridge 1951
- Curtius, L., Die antike Kunst, Potsdam 1925
- Damaskios, Schüler des Proklos, Lehrer in Alexandria, 5. Jh., Bios Isidorou de Pelusio
- Danckwerth, C., Neue Landesbeschreibung der zwei Herzogthümer Schleswich und Holstein, Husum 1652
- v. d. Decken, F., Philosophisch-historisch-geographische Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligland und ihre Bewohner, Hannover 1826
- Delff, Ch., Nordfrieslands Werden und Vergehen, in: Nordelbingen, Bd. 10, Flensburg 1934
- Wo sind die Bernstein-Nordseeinseln des Altertums geblieben? in: Jahrbuch des Heimatbundes Nordfriesland H. 23, 1936
- Denton, G. und Porter, St. C., Untersuchungen von Gletscherschwankungen und die damit verbundenen Klimaänderungen, in Scientific American, Bericht in FAZ 21. 10. 1970
- Desborough, V. R., The Last Mycenaeans and their Successors, Oxford 1964
- The Greek Dark Ages, London 1972

- Diller, H., Der Atlantisbericht ein platonischer Mythos, Kiel 1953
- Diodoros Siculus, 1. Jh. v. Chr. Bibliothek, Text: F. Vogel-C. T. Fischer (Teubn. 1888-1906).
- Dionysos Exiguus, 1. Hälfte des 6. Jhs. n. Chr., Liber de Paschate Diplomatarium Danicum, I. und II., Kopenhagen 1963
- Dirlmeier, Fr., Die Pelasgermauer der Athener Akropolis, in: Kleine Kostbarkeiten, hrsg. von J. O. Plassmann, Berlin 1940
- , Apollon, Gott und Erzieher des hellenischen Adels, in: Archiv f. Relig.wissenschaft 36, 2, 1940
- Donnelly, I., Atlantis, Deutsche Übersetzung, Eßlingen 1911
- Dörpfeld, W., Homers Odyssee, München 1925
- Drerup, E., Die Anfänge der hellenischen Kultur, Homer, München 1903
- Homer, Mainz 1915
- Ebert, M., Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 1-15, Berlin 1924-32
- Edda, Die Lieder des Codex Regius nebst verwandten Denkmälern, hrsg. von G. Neckel, Heidelberg 1914. Übersetzungen: Götterdichtung und Spruchdichtung, von F. Genzmer in Thüle II. Die jüngere Edda, übers., von G. Neckel und F. Niedner. Thüle XX, übers., von K. Simrock. Siehe auch B. Kummer: Die Schau der Seherin, Zeven 1961
- Edgerton, W. F. und Wilson, J., Historical Records of Ramses III. The Texts in Medinet Habu, Vol. I und II, in: The Oriental Institutes of the University of Chicago 1936
- Eisler, R., Die „Seevölker“-Namen in den altorientalischen Quellen, in: Caucasia, Leipzig 1928
- Ermann, A., Die Literatur der Ägypter, Leipzig 1923
- Eudoxos von Knidos, um 379 v. Chr.
- Euhemerios von Messene, um 300 v. Chr. Hieron anagraphe, Text: F. Jacoby, Fragmente der griech. Historiker, 1923 ff.
- Euripides aus Salamis, 480-406 v. Chr., Hippolytos, Text: Heimeran-Verlag 1972; übers., von A. Maier
- Evans, A., The Palace of Minos, London 1921-1935
- Falck, N., Staatsbürgerliches Magazin, Schleswig 1824
- Ferguson, Ch. W., zitiert bei Donald A. Swan: „C14 und die Vorgeschichte Europas“, in: Mannus 1971, H. 4, 48 ff.

- Fevrier, J. G., L'ancienne marine phenicienne, in: La nouvelle Clio, Annees I/II, 1949, 128-143
- Fiditel, A., briefl. Mitteilung vom 8. 5. 1969
- Fick, A., Die Kriegszüge nördlicher Völker unter den Pharaonen Menephtah und Ramses III. in: Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschung, Bd. 47, 1915
- Filip, J., Die Urnenfelder und die Anfänge der Eisenzeit in Böhmen, Prag 1936/37
- Fimmen, D., Die kretisch-mykenische Kultur, Leipzig 1921
- Florin, St., Die älteste Bauernkultur des schwedischen Mätartales, in: Forschungen und Fortschritte, 1943
- Forchhammer, E., Om en stor Vandflod der har truffet Danmark i meget gammel Tid, in: Dansk Folkekalender för 1844 (Kjöbenhavn)
- , Über dauernde Niveauveränderungen und Spuren von Überflutungen an der Westküste des Herzogtums Schleswig, in: Neues Staatsbürgerliches Magazin, hrsg. von Dr. N. Faids, Bd. 6, Schleswig 1837
- Földes-Papp, K., Vom Felsbild zum Alphabet, Bayreuth 1975
- Forstmann, Altdeutsches Namenbuch 1856-50
- Fouque F., Santorin et ses Eruptions, Paris 1879
- Franke, A., Zum Wahrheitsgehalt der beiden platonischen Atlantisberichte, in: Mannus, 38. Jg., H. 4, 267-286, 1972
- , Auf den Spuren der Atlantisforscher, in: Mannus 1976
- Freuchen, P., Knaurs Buch der sieben Meere, München-Zürich 1958
- Fuchs, S., Zur Frage der Indogermanisierung Griechenlands, in: Neue Jahrbücher für Antike und deutsche Bildung, Jg. 2, 1939
- Furtwängler, A., Die antike Gemmen, Leipzig und Berlin 1900
- Galanopoulos, A. G., Zur Bestimmung des Alters der Santorin-Caldera, in: Annales Geologiques des pays Helleniques, 9, 1958
- , A., Briefe, Stuttgart 1965
- , Die Deukalionische Flut aus geologischer Sicht, in: Das Altertum, Bd. 9, H. 1, Berlin-Ost 1963
- , Die ägyptischen Plagen und der Auszug Israels in geologischer Sicht, in: Das Altertum, Bd. 9, H. 1, Berlin-Ost 1963
- , On Mapping of Seismic Activity in Greece, in: Annali di Geofisica, Bd. XVI, Nr. 1, 1963
- v. Gall, August Frhr. von, Basileia tou Theou, Heidelberg 1926

- Gams, H. und Nordhagen, G., Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa, München 1923
- Gaucher, G., et Mohe, J.-P., Typologie des Objets de l'Age du Bronze en France, Paris 1972
- Geer, Ebba Hult de, Jahresringe und Jahrestemperatur, in: Geographische Annalen, Bd. 18, Stockholm 1936
- Gardiner, A., Admonitions of an Egyptian Sage, Leipzig 1908-1909
- Gehrts, Dr. H., briefl. Mitteilung vom 23. 1. 1967
- Geminus, antiker Geograph, Einführung in die Himmelserscheinungen VI, Kap. 8 ff., zitiert bei S. Gutenbrunner 1939, 58
- Gessmann, A., Neuland in Österreich, Wien 1935
- Ginzberg, L., Legends of the Jews, Philadelphia 1946/47
- Golenischef, Die Weissagungen des Nefer-Rehu (Nfr-rwm), in: Ägypt. Zeitschr. 14, 1876
- Golther, W., Handbuch der german. Mythologie, Leipzig 1895
- Gordon, D. H., Swords, Rapiers and Horse-riders, in: Antiquity 1953
- Goyon, G., Les Travaux de Chou et les Tribulations de Geb d'apr^s Le Naos 2248 dTsmailia, in: Kemi, Revue de Phil. et Arch. égypt., 1936
- Grant, Elihu, The Philistenes, in: Journal of Biblical Literature, vol. 55, New Häven 1936
- Grapow, H., Ausgewählte inschriftliche Quellen zur Geschichte, Sprache und Kunst der sog. Mittelmeervölker, A. Ägyptische Quellen, o. J.
- Griffith, F. L., The Antiquities of Tel-el-Yahudiyeh and Miscellaneous Work in Lower Egypt, 1890
- Grimm, W., Die Sage von Polyphem, in: Abhandlungen d. königl. Akad. d. W., Berlin 1857
- Gripp, K., Die Entstehung der Nordsee, in: Das Meer, Bd. 5, Berlin 1936
- , Geologie von Hamburg und seiner näheren Umgebung, Hamburg 1933
- , Eider und Elbe, ein erdgeschichtlicher Vergleich, Neumünster 1941
- Erdgeschichte von Schleswig-Holstein, 1964
- Grove, P., Danmarks Daap, Kjöbenhavn 1961
- Günther, H. F. K., Lebensgeschichte des hellenischen Volkes, Pähl 1956
- Gutenbrunner, S., Germanische Frühzeit in den Berichten der Antike, in: Handbücherei der Deutschkunde 3, Halle 1939

- Schleswig-Holsteins älteste Literatur, Kiel 1949
- Völker und Stämme Südostschleswigs im frühen Mittelalter 1952
- Haarnagel, W., Die Hebung III nach Schütte und ihr Ausmaß, in: Probleme der Küstensenkung im südl. Nordseegebiet, Bd. II, Hildesheim 1941
- W., Das Alluvium an der deutschen Nordseeküste, in: Schriftenreihe der niedersächsischen Landesstelle für Marschen- und Wurtenforschung Bd. 4, Hildesheim 1950
- , Wurtengrabungen und Küstensenkung, Vortrag in Oldenburg, Dez. 1953, Mitschrift von Dr. Koops
- , Das deutsche Küstengebiet der Nordsee im Wandel der letzten 10000 Jahre, Wilhelmshaven 1951
- Hall, H. R., The peoples of the Sea, in: Bibliotheque de l'Ecole des Hautes Etudes 1922
- Hampe, R., Die homerische Welt im Lichte der neuesten Ausgrabungen, in: Gymnasium, Heidelberg 1956, Bd. 63, H. 1/2
- Hampel, J., Altertümer der Bronzezeit in Ungarn, Budapest 1890
- Handelmann, H., die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt 1873, 1877 und 1880, Kiel 1882
- Hansen, C. P., Das schleswigsche Wattenmeer und die friesischen Inseln, Glogau 1865
- Harms, M., Vom Untergang von Atlantis zum Untergang des Abendlandes, Lübeck 1954
- Härtung, G., Die Azoren, mit Atlas, Leipzig 1860
- Hauer, W., Urkunden und Gestalten der germanisch-deutschen Glaubensgeschichte, Stuttgart 1940
- Haupt, R., Rolande in Nordelbingen, in: Nordelbingen, Bd. 8, 1930/31
- Haussig, H. W., Herodot, Historien, Stuttgart 1955
- Hawkins, G. S., Stonehenge decoded, New York 1965
- Hsü, Kennet J., Als das Mittelmeer eine Wüste war, in: mannheimer forum, zusammengestellt von Prof. Dr. Hoimar v. Ditfurth, Mannheim 1976
- Heck, H., Küstensenkungen und Erdgeschichte Nordfrieslands, in nordfriesischen Jahrbüchern 1936, 1 ff.
- , Die nordfriesische neuzeitliche Küstensenkung als Folge diluvialer Tektonik, in Jb. d. Preuß. Geolog. L. A. 57, 1936
- v. Hedemann-Heespen, Schleswig-Holstein in der Neuzeit, 1926
- Heimreich, A., Nordfriesische Chronika, Schleswig 1666

- Heine-Geldern, R. von, Die Megalithen Südostasiens und ihre Bedeutung für die Erklärung der Megalithfrage in Europa und Polynesien, Leipzig 1928, in: *Anthropos* Bd. 23
- Helck, W., Die Beziehungen Ägyptens und Vorderasiens im 3. und 2. Jahrtausend v. Chr., Wiesbaden 1962
- Hennig, R., Von rätselhaften Ländern und versunkenen Städten der Geschichte, München 1925
- , Die Geographie des homerischen Epos, Leipzig 1934
- Von rätselhaften Ländern, München 1936
- , Eridanos, in: *Germanien*, Jg. 25, H. 2, 1941
- , Abalus, die Bernsteininsel der Antike, in *Geogr. Anzeiger*, Jg. 1941
- , Der Rhein als Bernstein weg des Altertums, in: *Petermanns geographische Mitteilungen*, 1942
- War Helgoland die Bernsteininsel und das friesische Fositesland? in: *Die Heimat*, H. 12, Neumünster 1949
- , Wo lag das Paradies? Berlin 1949
- , Rätselfragen der Kulturgeschichte und Geographie, Berlin 1950
- Herbig, R., Philister und Dorier, in: *Jahrbuch des Deutschen Archäol. Institutes*, Bd. 55, 1940
- , Philister und Dorier, in: *Forschungen u. Fortschritte*, Jg. 17, Nr. 1 u. 2, 1941
- Herrn, G., Die Phönizier, Düsseldorf und Wien, 1973
- Herodot, 485-425 v. Chr., *Historien*, übers. von A. Horneffer, Stuttgart 1955
- Herrmann, A., *Katastrophen, Naturgewalten und Menschenschicksale*, Berlin 1936
- Herrmann, P., *Sieben vorbei und Acht verweht*, Hamburg 1952
- Hesiod, um 750 v. Chr., *Erga kai hemerai*, deutsch von Thassilo v. Scheffer
- , *Theogonia*, deutsch von Tassilo v. Scheffer
- Heurtley, W. A., Prehistoric Site in Western Macedonia and the Dorian Invasion, in *Brit. School of Athens (BSA)* XXVIII, 158-194
- , *Prehistoric Macedonia*, Cambridge 1939
- Hicks, J., Die ersten Reiche, in *Time-Life International*, 1974
- Hitzig, H., *Urgeschichte u. Mythologie der Philister*, Leipzig 1845
- Hoffmann, H., Zur Siedlungsgeschichte der jüngeren Bronzezeit, in: *Nordelbingen*, Bd. 11, 1935

- , Die Gräber der jüngeren Bronzezeit in Schleswig-Holstein, Neumünster 1938
- Höfler, O., Kultische Geheimbünde der Germanen, Frankfurt 1934
- Holmberg, U., Finno-Ugric-Siberian Mythologie, 1927
- Hölscher, W., Libyer und Ägypter, in: Beiträge zur Ethnologie und Geschichte libyscher Völkerschaften nach altägyptischen Quellen, Glückstadt 1937
- Hopfner, Th., Orient und griechische Philosophie, in: Beihefte zum Alten Orient, 1925, H. 4, Leipzig 1925
- Hrouda, B., Die Einwanderung der Philister in Palästina, in: Festschrift für Moortgat, Berlin 1964, 126 ff.
- Hülle, W., Die Megalithkultur im westlichen Mittelmeerraum, in: Die Karawane, Ludwigsburg 1966/67, H. 3
- Steinmale der Bretagne, in: Die Karawane-Verlag, Ludwigsburg 1967
- Huth, O., Der Feuerkult der Germanen, in: Archiv f. Rel. W., Bd. 36, 1939
- , Der Glasberg des Volksmärchens, in: Germanien, H. 11/12, 1943
- , Märchen u. Megalithreligion, in: Paideuma, Bd. 5, H. 1/2, 1950
- , Der germanische Königshügel, ungedrucktes Manuskript, 1953
- , Der Heidenkönig im dreifachen Sarg, ungedrucktes Manuskript, 1953
- , Atlantis, Utopie oder Wirklichkeit, in: Universitas November 1953, Stuttgart
- , Der Glasberg, in: Symbolon, Jb. f. Symbolforschung, Bd. 2, 1955
- Isidor von Sevilla, Geschichte der Goten, Vandalen und Sueven, in: Geschichtsschreiber der Vorzeit, Bd. 10, 1910
- Ismailia-Sarkophag, siehe: Griffith, F. L. und Goyon, G.
- Jankuhn, H., Die Wehranlagen der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene, Neumünster 1937
- Jacoby, F., Fragmente der griechischen Historiker, = „FgrH“, 1923 ff.
- Jacoby, G., Helgoland bei Johannes Meyer und Adam von Bremen, in: Die Küste, Archiv f. Forschung u. Technik an der Nord- und Ostsee, Jg. 1953, H. 1, 95-129
- Jax, K., Odysseusmotive in der Sage des Nordens, in: Bayr. Blätter für das Gymnasialschulwesen, Bd. LXV, 1929
- Jensen, Chr., Vom Dünenstrand der Nordsee und vom Wattenmeer, Schleswig o. J. (etwa 1900).
- , Die nordfriesischen Inseln, Lübeck 1927

- , Ist der Bernsteinfluß Eridanos die Eider? in: Die Heimat, Neumünster 1930, 17 ff.
- Jessen, zitiert bei A. Schulten 1948, 4
- Jonas, Fr., Von der Heide zur Marsch, in: Repertorium novarum regni vegetabilis, hrsg. von Fr. Fedde, Berlin 1944
- Jung, E., Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit, München 1939
- Ismailia-Sarkophag, siehe: Griffith, F. L. und Goyon, G.
- Kahl-Furthmann, G., Wann lebte Homer? Meisenheim am Glan 1967
- Karageorghis Vassos, Zypern, München-Genf-Paris 1968
- Karsten, T. E., Germanische Minderheitsprobleme, Helsingfors 1932
- Kehnscherper, G., Habilitationsschrift: „Santorin“, Leipzig 1964
- , Wanderwege der Nord- und Seevölker, I. Teil, Hamburg 1963.
- II. Teil, Otterndorf 1969, in: Schriftenreihe des Vereines Helgoland - Geschichte u. Kultur der Deutschen Bucht
- Ansiedlung der Nord- und Seevölker nach der verlorenen Schlacht im Nildelta (bisher ungedruckt vom Verfasser zur Verfügung gestellt)
- ... und die Sonne verfinsterte sich, Halle/Saale 1972
- , Kreta, Mykene, Santorin, Leipzig-Jena 1973
- Kersten, K., Zur älteren nordischen Bronzezeit, in: Veröffentlichungen der schlesw.-holst. Universitätsgesellschaft, Reihe III, Nr. 3 o. J. (etwa 1935)
- , und La Baume, P., Vorgeschichte der nordfriesischen Inseln, Neumünster 1958
- Kimmig, W., Seevölkerbewegung und Urnenfelderkultur, in: Studien aus Alteuropa, Teil I, 220-283
- Kircher, A., Mundus subterraneus, 1665
- Kirsten, E. und Kraiker, W., Griechenlandkunde, Heidelberg 1956
- Kitto, H. D. F., Die Griechen, Fischer Bücherei, 1957
- Kleemann, G., Schwert und Urne, Kosmos-Verlag Stuttgart 1962
- Koötel, A. F.-R., Atlantis und das Volk der Atlanten, Leipzig 1893
- Koehn, H., Die nordfriesischen Inseln, Hamburg 1954
- König, E., Kommentar zur Genesis, 1919
- Kosmas Indikopleustes, 6. Jh. n. Chr., Topographia
- Kossack, G., Studien zum Symbolgut der Urnenfelder- und Hallstattzeit Mitteleuropas, in: Rom.-German. Forschungen, Bd. 20, 1954

- , Dr. Ole Harck und Dr. J. Reichstein, Zehn Jahre Siedlungsforschung auf Sylt, in: Berichte d. Röm.-Germ. Kommission 55, II. Teil
- , (dieselben), Siedlungsform und Umwelt, Grabungen in Archsum auf Sylt, in: Ausgrabungen in Deutschland, Bd. 2, Röm.-Germ. Zentralmuseum, Mainz 1975
- Kossinna, G., Ursprung u. Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in: Mannus Bd. 20, 1928
- , Anfänge der Eisengewinnung und Eisenverarbeitung, in: Mannus Bd. 25, 1931
- , Die Deutsche Vorgeschichte, Leipzig 1933
- Köster, A., Das antike Seewesen, Berlin 1923
- , Schifffahrt u. Handelsverkehr im östlichen Mittelmeer im 3. und 2. Jahrtausend, in: Der Alte Orient, Beiheft 1, Leipzig 1924
- Krähe, H., Die Indogermanisierung Griechenlands und Italiens, Heidelberg 1949
- Kraiker, W., Die Einwanderung der Nordstämme in Griechenland, in: Die Rasse, Jg. 5, 1938
- »Nordische Einwanderung in Griechenland, in: Die Antike, Jg. 15, 1939, 195-230
- Krause, E., Tuiskoland, Glogau 1891
- , Die Trojaburgen Nordeuropas, Glogau 1893
- Krause, W., Die Runenschriften im älteren Futhark, Halle/Saale 1937
- , Die Herkunft der Germanen, 1941
- Kretschmer, P., Der Name des Elefanten, in: Anzeiger der phil.-hist. Klasse der österr. Akad. d. W., Jg. 1951, Nr. 21
- Krogmann, M., Wie der Hummer nach Helgoland kam, in: Helgoland ruft, Hamburg 1952
- Krüger, W., Die Küstensenkung an der Jade, in: Der Bauingenieur, Jg. XIX, 1938
- Kübler, K., Kerameikos, Ergebnisse der Ausgrabungen der Frühzeit, in: H. Berve: Das neue Bild der Antike, Bd. 1, Leipzig 1942
- Kühn, H., Das Problem der Chronologie in der Vorgeschichte, in: FuF = Forschungen u. Fortschritte, Jg. 14, 1938
- Kummer, B., Midgards Untergang 1935 (Neuaufgabe 1972)
- Brünhild und Ragnarök, Lübeck 1950
- , Atlantis zwischen Kanzel u. Katheder, in: Der Quell, München 1953, 1032-1040
- , Der Atlantisstreit, in: Forschungsfragen unserer Zeit, München 1954

- Das Atlantisrätsel, in: Forschungsfragen unserer Zeit, München 1954
1954
- Völuspa, die Schau einer Seherin, Zeven 1961
- Die Lieder des Codex Regius und verwandte Denkmäler, Zeven 1961
- »Vermächtnis eines Glaubenswechsels, Zeven 1962
- Kutzleb, Hj., Steinbeil und Hünengrab, 4. Aufl., Hamburg 1940
- Kyrie, G., zitiert bei A. Mozsolics, 1957, 143
- La Baume, W., Artikel „Bernstein“ in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. 1, 1924 f.
- Lappenberg, J. M., Über den ehemaligen Umfang u. die alte Geschichte Helgolands, Hamburg 1830
- Larteguy, J., Alexander der Große, Wiesbaden 1964
- Laur, W., Germanische Heiligtümer im Herzogtum Schleswig im Spiegel der Ortsnamen u. Ortssagen, Dissertation, Kiel 1949
- , Fositesland, in: Jb. des nordfries. Vereins, Bd. 27, 1949
- , Fositesland und die Bernsteininsel, in: Zeitschrift der Ges. f. schlesw.-holst. Geschichte, Bd. 74 und 75, Neumünster 1951
- Lehmann, U., Der Grenzhorizont, in: Naturwissenschaftl. Rundschau 1954, H. 12, 508 ff.
- Leiden, J., Papyrus Ipuwer 1220-1205 v. Chr., Leipzig 1950
- Leithäuser, J. G., Entfesselte Elemente, Husum 1964
- Leipoldt, J. und Morenz, S., Heilige Schriften, Leipzig 1953
- Lesky, A., Thalatta, Wien 1947
- Libby, W. F., Radiocarbon Dating, Chicago 1952
- Lippens, P., Atlantis-Steine, in: Husumer Nachrichten vom 18. 9. 1974
- Lissner, I., Die Rätsel der großen Kulturen, Stuttgart 1973
- Liudger, siehe Altfried Vita Liudgeri
- Livius, Titus L., 59 v. Chr. bis 17 n. Chr. Ab urbe condita libri. Übers. von W. Sontheimer (Sammlung Reclam)
- Logbuch, Karawane-Verlag, Ludwigsburg
- Lübbing, H., Friesische Stammeskunde, Friesische Sagen von Texel bis Sylt, Jena 1928
- Luce, J. V., Atlantis, Legende und Wirklichkeit, Bergisch-Gladbach 1969
- , Archäologie auf den Spuren Homers, Bergisch-Gladbach 1975
- Lüdemann, H., Sparta, Lebensordnung und Schicksal, Leipzig-Berlin 1939

- Ludwig, E., Schliemann, Berlin 1932
- Lykophron, 3. Jh. v. Chr. viele Zitate aus seinen verlorengegangenen Werken bei Tzetzē „Biblios historoon“ auch „Historien“ genannt
- v. Maack, P. H. K., Urgeschichte des schleswig-holsteinischen Landes, Kiel 1869
- Mager, Fr., Der Abbruch der Insel Sylt durch die Nordsee, in: Veröffentlichungen der Schlesw.-Holst. Universitätsgesellschaft Nr. 8, Breslau 1927
- Die Entwicklungsgeschichte der Insel Sylt in historischer Zeit, in: Nordelbingen VI, 189 ff., Flensburg 1927
- Maisei, A. Q., Die Steinkreise von Stonehenge, in: Das Beste, Nov. 1961
- Malmesbury, Gul de, Die antiquitate ecclesiae, in Adami de Domesham, Hist. de rebus gestis Glast., hrsg. Hearne, Oxford 1727
- Malten, L., Elysion u. Rhadamantys, in Jahrb. d. Kaiserl. Archäol. Institute, Bd. 40, 1925
- Marcellus, Aithiopica, bei Proklos zitiert in Arist. de mir. ausc., Kap 149
- Marechal, J. R., Zur Frühgeschichte der Metallurgie, deutsch von der Otto Junker GmbH, Lammersdorf 1962
- , Causes et Effects de l'Esprit Colonisateur des Scandinaves, in: Annales de Normandie, Decembre 1959
- , Etat actuel des Analyses Spectrographiques des objets protohistoriques en cuivre et en bronze, in: Revue des Sociétés de Haute Normandie Prehistoire-Archeologie Nr. 14, 1959
- Marinatos, Sp., The Volcanic Destruction of Minoan Crete, in: Antiquity, Gloucester 1939
- Über den Mythos Atlantis, in griech. Sprache, in: Kretika Chronika 2, 1950, 195-213
- , Kreta und das mykenische Hellas, München 1959
- Ausgrabungen auf Thera, deutsch von W. und E. Schlöbke, 1968
- Some Words about the Legend of Atlantis, Athen 1971
- Marinos, G. und Melidonis, M., Die Höhe der beim vorgeschichtlichen Ausbruch des Santorin entstandenen Seebebenwellen (in griech. Sprache), in: Greek Geolog. 1959-61, 210 ff.
- Matthes, W., Eiszeitkunst im Nordseeraum, Otterndorf 1969

- Forschungen, in: Vorträge auf dem archäolog. Kongreß in Neapel, 1958
- Kreta und frühes Griechenland, Baden-Baden 1964
- Matzen, H., Forelaesninger over den Danske Retshistorie I, Kjöbenhavn 1907
- Mavor, J. W. jr., Reise nach Atlantis, Wissenschaftler lösen das Rätsel einer Weltkatastrophe, Wien-München-Zürich 1969
- Maxwell-Hyslop, K. R., Notes on some distinctive of Bronzes from Populonia, Etruria, London 1956
- Mayer, M., Rhodier, Chalkidice und die Odyssee, in: Jahrbuch des Deutschen Archäol. Institutes Bd. 40, 1925
- Meillet, A., Les dialectes indoeuropéens, Paris 1908
- Meillet, A. und Cohen, M., Les Langues du Monde, Paris 1952
- Meinhold, J., Indogermanen in Kanaan, in: Beihefte z. Ztschrft f. alttestamentliche Wissenschaften, 1918, 331 ff.
- Mela Pomponius, Mitte des 1. Jhs. n. Chr., De chorographia, Text: C. Frick (Teubn. 1880), übers. H. Philipp 1918, Auszüge auch bei W. Capelle, Das alte Germanien
- Meton, griech. Astronom (um 432 v. Chr.), Zitate bei verschied. griech. Schriftstellern
- Mette, H. J., Pytheas von Massilia, in: Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, Berlin 1952
- Meyer, E., Geschichte des Altertums, Stuttgart 1926 ff.
- Die Israeliten und ihre Nachbarstämme, Halle 1906
- Meyer, J., 1606-1674, umfassende kartographische Landesaufnahme, die in Caspar Danckwerts „Neue Landesbeschreibung der zwey Hertzogthümer Schleswich und Holstein“ von 1652 beigelegt sind. „Die Karten stellen das Beste dar, von allem, was damals in Europa geschaffen wurde“ (Dr. Chr. Delff).
- Meyn, L., Zur Geologie der Insel Helgoland, Kiel 1864
- , Der Bernstein der norddeutschen Ebene auf zweiter, dritter, vierter, fünfter und sechster Lagerstätte, in: Ztschrft. d. Deutschen Geolog. Ges., Königsberg 1872
- Meyniana, Veröffentlichungen aus dem Geologischen Institut der Universität Kiel Bd. I, 1952 (diese Zeitschrift ist nach dem Geologen L. Meyn benannt).
- Milojčić, VI., Die Dorische Wanderung im Lichte der vorgeschichtlichen Funde, in Archäol. Anzeiger 1948/49

- Einige mitteleuropäische „Fremdlinge“ auf Kreta, in: Jb. des Röm.-German. Zentralmuseums in Mainz, 1955
- Mitchel, H., Oreichalkos, in: Class. Rev. N. S., 1955 21 ff. mit weiterer Literatur
- Miltner, Franz, Die Dorische Wanderung, in: Klio, Bd. 47, Leipzig 1934
- Möller, G., Die Ägypter und ihre libyschen Nachbarn, in: Ztschrft. für Ethnologie 1920/21
- Mogk, E., Germanische Mythologie, Berlin 1906
- Montelius, O., Über die Herkunft des Bernsteins in vorgeschichtlicher Zeit, in: Prähist. Ztschrft. 2, 1911
- , Der Orient und Europa, Einfluß der orientalischen Kultur bis zur Mitte des letzten Jahrtausends vor Chr. Geb., Stockholm 1899
- Moscatti, S., The World of the Phoenicians, London 1968
- Mozsolics, A., Archäol. Beiträge zur Geschichte der Großen Wanderung, Budapest 1957, in: Acta Archaeologicae Hungariae
- Much, R., Balder, in: Ztschrft. f. das Altertum Band 61
- Die Germania des Tacitus, erläutert von R. Much, Heidelberg 1937
- Muchau, H., Das dreitausendjährige Alter der nordisch-germanischen Schifffahrt, in: Die Flotte, Jg. 11, h 1 und 2, 1908
- Muck, O., Atlantis gefunden, Stuttgart 1954, Neuauflage unter dem Titel: Alles über Atlantis, Düsseldorf-Wien, 1976
- Mülder, D., Der wahre, große und unvergängliche Homer Bd. 1, Die Odyssee, Leipzig 1935
- Müllenhoff, K., Deutsche Altertumskunde, Berlin 1870
- Müller, Fr., Das Wasserwesen an der schleswig-holsteinischen Nordseeküste, bearbeitet und ergänzt von Dr. O. Fischer, 1917-1938
- Müller, G., Zeugnisse germanischer Religion, München 1925
- Müller, H., Das nordische Griechentum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas, Würzburg 1844
- Müller, K., Prof. in Freiburg, briefl. Mitteilung von J. Hässler vom 22. 8. 1953
- Müller, O., Geschichte der hellenischen Stämme Bd. 1, Dorier
- Müller, Rolf, Himmelskundliche Ortung auf nordisch-german. Boden, Leipzig 1936
- , Der Himmel über den Menschen der Steinzeit, Berlin-New York-Heidelberg 1970

- Müller, S., Nordische Altertumskunde Bd. I und III, Straßburg 1897
- Müller, W., Der Ablauf der holozänen Meerestransgression an der südlichen Nordseeküste, in: Eiszeitalter u. Gegenwart Bd. 13, Öhringen/Württ. 1962
- Müller-Karpe, H., Die spätbronzezeitliche Bewaffnung in Mitteleuropa und Griechenland, in: Germania Jg. 40 (1962), 2. Halbb.
- Muus, R., Nordfriesische Sagen, Niebüll 1932
- Nagel, G., Marsch, Donn und Klev in Süderdithmarschen, in: Nordelbinger, Flensburg 1932
- Nationalacademy of Sciences 1968 Berichte über die Folgen des Alaska-Erdbebens am 27. 3. 1964, Bericht in „Bild der Wissenschaft“, April 1969, 370 ff.
- Naville, E., The Store-City of Pithom and the Route of the Exodus, 1885
- Neckel, G., Beiträge zur Eddaforschung, 1908
- , Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 1910
- Studien zu den germanischen Dichtungen vom Weltuntergang, Sitz. Ber. d. Heidelb. Akad. d. Wissensch., 1918
- Die Götter auf dem goldenen Horn, in Ztschrft. f. d. deutsche Altertum Bd. 58, Berlin 1921
- , Die jüngere Edda, in: Thüle XX, Jena 1925
- Neitzel, N., Bernstein an der schleswig-holsteinischen Westküste, in: Schleswig-Holstein Kiel, I. Febr. 1969, II. April 1969
- Neokorus (Pastor in Büsum 1590-1624). Geschichte Dithmarschens von Karl dem Gr. bis ins 15. Jh. 2 Bände, hrsg. von Dahlmann Kiel 1827
- Nerman, B., Hur gamal är Völuspa? Ark. 1958
- Neubert, M., Die Dorische Wanderung, Stuttgart 1920
- Nilsson, Martin P., Gastvorlesung an der Universität Berlin am 15. 11. 1937
- Ninkovitch, D., Heezen, B.C., Santorini Tephra, in: Submarine Geology and Geophysics. Proceeding of the 17th Symposium of the Colston Research Soc., held in the Univ. Bristol. London 1965
- Nissen, Th., Die ältesten erhaltenen Verse über die Nordsee, in Nordelbinger, Bd. 4, Flensburg 1925
- Norden, A., Die Schiffbaukunst der Bronzezeit, in: Mannus Jg. 31, H. 3, 1939
- , Kiviksgraven och andra forminnesplatser, Stockholm 1926
- Ord och Bild, Stockholm 1933

- Norden, E., Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania, Leipzig 1920
- , Altgermanien, Leipzig 1934
- Nordfriesland, Heimatbuch f. d. Kreise Husum u. Südtondern, hrsg. v. Lorenz Conrad Peters, Husum 1929 (Beiträge vieler Autoren)
- Oetker, Fr., Helgoland, Berlin 1855
- Olaf Tryggesöns Saga, in: Oldnord. Sagner, 1869
- Olrik, A., Ragnarök, Berlin 1922
- Olshausen, O., Über den Bernsteinhandel der cimbrischen Halbinsel und seine Beziehungen zu den Goldfunden, in: Verh. d. Berliner Ges. f. Anthropol., Ethnologie u. Urgeschichte, Jg. 1890
- , Zur Vorgeschichte Helgolands, Verh. d. Berl. Ges. f. Anthropol., Ethnologie u. Urgeschichte, Jg. 1893
- v. Oppeln-Bronikowski, Fr., Archäologische Entdeckungen des 20. Jhs., Berlin 1931
- Orosius, 5. Jh. n. Chr. Historiae, Text: C. Zangenmeister
- Orphische Argonautika, Text bei Hermann Müller, Würzburg 1844
- Otten, H., Vortrag am 8. 2. 1963 an der Universität Kiel über: Das Ende des Hethiterreiches, Zypern und die Seevölker, Stenogramm
- , Neue Quellen zum Ausklang des Hethitischen Reiches, in: Mitt. d. Deutschen Orientgesellschaft Bd. 94, 1963
- Otto, H. und Witter, W., Handbuch der ältesten vorgeschichtlichen Metallurgie in Mitteleuropa, Leipzig 1952
- Otto, H., Über die um 2000 v. Chr. Geb. in Europa benützten Kupferlegierungen, in: Forschungen u. Fortschritte, Jg. 24, 1948
- Typologische u. technologische Bronzezeit, in: FuF Jg. 25, 1949
- Otto, W. F., Die Götter Griechenlands, das Bild des Göttlichen im Spiegel des griechischen Geistes, Frankfurt/Main 1947
- Ovid, Publius O. Naso, 43 v. Chr. bis 17 n. Chr. Metamorphosen, München 1929
- Oxenstierna, Dr. Eric Graf, Die Nordgermanen, Stuttgart 1957
- Packross, J., Helgoland ruft, Hamburg 1952
- Palmer, L. R., The Truth about Knossos, in: The Observer v. 3. Juli 1960
- Mycenaeans and Minoans, New York 1962

- Papyrus Erzherzog Rainer, veröffentl. v. Karl Wessely, Wien 1893
 Auszüge bei v. Gall siehe: v. Gall
- Papyrus Golenischef, übers, von A. H. Gardiner, Journ. of Egypt. Archaeol. I, Leipzig 1909, deutsch bei A. Erman 1923, 151-157
 Dieser Papyrus wird auch „Eremitage 1116 B“ genannt
- Papyrus Harris, engl. Text: Breasted Anc. Rec. of Egypt 1906/07, § 151-412
- Papyrus Ipuwer oder Mahnworte eines Propheten, deutsch bei A. Erman 1923, 130-148 (Faksimiledruck bei C. Leemanns „Aegyptische Monumenten van het Nederlandsch Museum van Oudheden te Leyden“ Leiden 1846
- Paret, O., Das neue Bild der Vorgeschichte, Stuttgart 1948
 -, Die Bedeutung der Pfahlbautheorie f. d. Vorgeschichtsforschung. Vortrag auf d. Kongreß f. Vorgeschichte u. Archäol. in Varese am 13. 6. 1954
- Pastor, W., Deutsche Vorzeit, Weimar 1906
- Patek, E., Lausitzer Keramik in Ungarn, bei: I. Foltny, in: Regeszeti Füzetek, IV, 1957
- , Die Siedlung und das Gräberfeld von Neszmély, in Acta Arch. Hung. 13., Budapest 1961
- , Die Urnenfelderkultur von Dunantuloo, Budapest 1962, Dissertation
- Patay, Pal, zitiert bei E. B. Thomas: Archäol. Funde in Ungarn, Budapest 1956
- Pauly, August Fr. und Wissowa, G., Real-Enzyklopädie d. klassischen Altertumswissenschaft, Stuttgart 1912
- Pausanias, 2. Hälfte des 2. Jhs. n. Chr., Beschreibung Griechenlands übers, von Ernst Meyer 1959
- Pettersson, H., Atlantis und Atlantik, Göteborg-Wien, 1948
- , Geochronology of the Deep-Ocean in: Tellus I, Stockholm 1949
- , Reports of the Swedish Deep-Sea Expedition 1947/48; Göteborg 1950-59
- , Über unerforschte Tiefen, München 1954
- Petereus, J., t 1603, Annalen, lieferte Antonius Heimreich wertvolles Material, das durch Urkunden im Rigsarchiv Kjöbenhavn voll belegt ist
- Pfannmüller, H. W., Platon's Atlantisbericht, „Untergang“ und „Schlammeer“, Neustadt an der Aisch, 1970

- Besprechung des Buches von J. W. Mavor jr., Reise nach Atlantis, in: Mannus XXXVI Jg. 1970, H. 1 63-76
- Pfeift, K. A., Apollon, Frankfurt/Main 1943
- Pfeilstücker, S., Spätantikes und german. Kunstgut in frühangel-sächsischer Kunst, 1936
- Pherekydes, 5. Jh. v. Chr., Genealogia, nur Bruchstücke erhalten, Text
Fragm. d. griech. Historiker (1923 ff.), Nr. 3
- Pindaros, etwa 520-445 v. Chr. Pythais, Text: E. Snell (Teubn 1959),
übersetzt von L. Wolde, 1940
- Pipping, H., zit. bei Gutenbrunner, Schleswig-Holsteins älteste Litera-tur, Kiel 1949
- Planck, M., Wissenschaftl. Selbstbiographie, Leipzig 1948
- Plassmann, J. O., Wintersonnenwende in der Symbolik des Kivik-Grabes, in: Germanien, Jena, Jg. 11, 1939
- Plato n, N., Kreta, Genf, 1966
- Plinius Gaius P. Secundus, 23-79 n. Chr. Opfer des Vesuvausbruches, Naturalis historia, eine aus hundertten von griech. u. röm. Fach-schriftstellern zusammengetragene Enzyklopädie des damaligen Wis-sens, Zitate aus vielen verlorenen Schriften, übers. G. C. Wittstein
1881
- Plischke, H., Das Notfeuer, in: Kosmos 1957, H. 8, 409 ff.
- Plutarchos, etwa 46-120 n. Chr., Leben des Numa Pompilius
-, Leben des Marius
-, De Isis et Osiris
- Pokorny, J., Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrier, Halle 1938, in:
Ztschrft. f. kelt. Philol., zitiert bei Scherer 1968, 186
- Poseidonios, etwa 135-50 v. Chr., von seinem Geschichtswerk (52 Bü-cher) sind nur wenige Bruchstücke erhalten, übers. von F. Jacoby, in
Fragm. d. griech. Historiker, Nr. 87
- Pratje, O., Geologischer Führer für Helgoland, in Sammig. geolog.
Führer 23, 9 ff., Berlin 1923
-, Das Werden der Nordsee, in: Bremer Beiträge zur Naturwissen-schaft Bd. 4, 1937, 63-94
-Die Stadien der Entwicklung der Insel Helgoland, in: Erdkunde,
Archiv f. wiss. Geographie Bd. 1, Bonn 1949, 323 ff.
-, Helgoland, in: Universitas Jg. 5, H. 8, 1950
-, Die Deutung der Steingründe in der Nordsee als Moränen, in:
Deutsche Hydrogr. Ztschrft., Bd. 4, H. 3, 1951

Aufbau und Werden der Insel Helgoland, in: Helgoland ruft, 1952
 -, Das veränderte Helgoland, in: Helgoland u. die Helgoländer, 1953
 Preller, L., Die griechische Heldensage Bd. III, Berlin 1881 ff.
 Preller, L. und Robert C., Griechische Mythologie, Berlin 1884-1891
 Prigge, H., Farbiges Helgoland, Hamburg 1974
 Proklos, 410-485 n. Chr. Kommentare zu Platon's Staat, Timaios, Kritias u. a., Text: E. Diehl I-III, Teubn 1903-1906
 Prokopios, um 500-562 n. Chr. De bello gothico. Deutsch Bielefeld 1938
 Pytheas von Massilien, griech. Entdeckungsreisender, der um 350 v. Chr. die Bernsteininsel Basileia-Abalus betreten und ihre Lage genau beschrieben hat. Von seinem Buch „Über den Ozean“ sind uns nur zahlreiche Zitate bei antiken Autoren erhalten, siehe auch Mette, H. J., Pytheas von Massilia, Berlin 1952 und Stichtenoth, D., Pytheas von Marseille, Weimar 1959
 Quiring, L., Die Entdeckung des Ozeans durch ägyptische und phönizische Goldsucher, in: Petermanns geograph. Mitteilungen 1948
 Radermacher, L., Das Jenseits im Mythos der Hellenen, Bonn 1903
 Erzählungen der Odyssee, in: Sitz. ber. d. Akad. d. Wiss., Wien, phil.-histor. Klasse B 178, Wien 1915
 -, Nordische und hellenische Sage, in FuF, 1938
 Ragnar Lodbrok, in Sammlung Thule XXI, 195 ff.
 Ramskou, Th., Et dansk Stonehenge? in: Nationalmuseets Arbejdsmark, 1970
 Rantzau, H., 1526-1598, Descriptio Chersonesi Cimbricae, Husum 1590
 Reallexikon der Vorgeschichte, hrsg. von Max Ebert, Bd. 1-15, 1924 bis 1932
 Reche, O., Die Entstehung der nordischen Rasse u. Indogermanenfrage, in: Germanen und Indogermanen, Festschrift f. H. Hirt, 1936
 Reck, H., Der Werdegang eines Inselvulkans u. sein Ausbruch 1925-28 Bd. 1-3, Berlin 1936
 —, Die Geologie der Ringinseln u. der Caldera von Santorin, Berlin 1936
 Redslob, G. M., Thule, phönizische Handelswege nach dem Norden, insbesondere nach dem Bernsteinlande, Leipzig 1855

- Reinert, H., Pfahlbauforschung unter Wasser, in: Vorzeit, 11. Jg., H. 3/4, 1963
- Reiskius, J., Kurtze sowohl historische Untersuchungen des bey dem alten Teutschen gebräuchlichen Heidnischen Nodfyr, Frankfurt 1696
- Reiß, W. und Stübel, A., Geschichte und Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche bei Santorin, Heidelberg 1868
- Renfrew, Colin, Carbon 14 and the Prehistory of Europe, in: Scientific American, Okt. 1971
- New configurations in Old World archaeology, in: Süß, World Archaeology, Vol. 2, 1970, 199 ff.
- Reuter, O. S., Das Rätsel der Edda, Bad Berka 1921
- , Germanische Himmelskunde, München 1934
- Reyna, G. S., Los grabados rupestres del Arquilo de los Paryneros, Oviedo 1956
- Richardson, H., The Myth of ER, in: Class. Quart. XX, 1926, 118 ff.
- Richthofen, B., Frh. v., Urnenfelder, in: Mitt. d. Anthroph. Ges. Wien Bd. 49, 1939
- , Zur Herkunft der Germanen und Indogermanen, in: Mannus XXXVI Jg., H. 1. 1970
- Richthofen, K., Frh. v., Altfriesische Rechtsquellen, Berlin 1840
- > Untersuchungen zur friesischen Rechtsgeschichte, Berlin 1882
- Rietschel, S., Untersuchungen zur Geschichte der germanischen Hundschaft, in: Ztschr. d. Savignystiftung für Rechtsgeschichte, 1907
- Riis, P. J., Hama, La Cimitieres a Cremation, Kopenhagen 1948
- Robert, C., Die griechischen Heldensagen, Berlin 1921
- Rodenwaldt, G., Europäische Züge der kretischen Kunst, in: FuF 1947
- Roeder, G., Urkunden zur Religion des alten Ägypten, Breslau 1919
- Roscher, W. H., Lexikon der griech. u. röm. Mythologie, Leipzig 1884 ff.
- Rose, H., Zahlreiche Briefe und Gutachten, Hamburg, 1951 ff.
- Rößler, O., Die Weltsäule im Glauben und Gebrauch der Kanariier, in: Archiv für Rel. Wissenschaft Bd. 37, 1941
- Rudolf von Fulda, f 865, Translatio Alexandrini, übers. B. Richter, Wattenbach, Geschichtsschreiber der Vorzeit 21, 3. Aufl., 1940
- , Fuldaer Annalen, Geschichtsschreiber der Vorzeit 21, 3. Aufl., 1940

- Sach, A., Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen Entwicklung I. u. II., Halle 1896 und 1899
- Sax, Peter, Eyderstedtische Landesbeschreibung, 1631
- , Neue Beschreibung des ganzen Nordfrieslands, 1636
 - , Beschreibung Helgolands, 1637
- Saxo Grammaticus, 1150-1220, Gesta Danorum 16 Bücher, übers. von P. Herrmann, 1901
- Schachermeyr, Fr., Etruskische Frühgeschichte, Berlin u. Leipzig 1929
- , Wanderung u. Ausbreitung der Indogermanen im Mittelmeergebiet, in: Festschrift für H. Hirt, Heidelberg 1936
 - , Indogermanen und Orient, Stuttgart 1944
 - , Dritter Bericht über die Neufunde u. Neuerscheinungen der ägäischen
- u. griech. Frühzeit, in: Klio Bd. 36, 1944
- , Poseidon und die Entstehung des griech. Götterglaubens, Bern 1950
 - , Forschungsbericht zur Ägäischen Frühzeit 1957-1960 in Archäol. Anz. H. 2, 1962
 - , Die „Seevölker“ im Orient, in: Mnemos charin, Gedenkschrift für Paul Kretschmer Bd. III, 1957
 - , Die minoische Kultur des alten Kreta, Stuttgart 1944
- Schadewaldt, W., Homer und sein Jahrhundert, in: Das neue Bild der Antike, hrsg. von H. Berve, Leipzig 1942
- Schaeffer, Cl. F. A., Stratigraphie Comparee et Chronologie de L'Asie Occidentale Ille et He millenaires, Oxford 1948
- , Philisterfunde auf Zypern, in: London Illust. News vom 27. 8. 1949
 - , Enkomi-Alasia, Paris 1952
 - , Ugaritica, Paris 1955
 - , Götter der Nord- und Inselvölker in Zypern, in: Archiv für Orientforschung, Bd. XXI, 59-69, 1957
- Scharff, A. und Moortgat, A., Ägypten und Vorderasien im Altertum, München 1962
- Scheffer, Th. von, Apollonios Rhodios, Die Argonauten, übersetzt Wiesbaden 1947
- Schefold, K., Orient, Hellas und Rom in der archäol. Forschung seit 1939, Bern 1949
- Schellenberg, G., Die Schleswig-Holsteinischen Moore, in: Nordelbingen 1925, 225-258
- Scherer, A., Die Urheimat der Indogermanen, mit zahlreichen Beiträgen, Darmstadt 1968

- Schilling, H., Germanische Urgeschichte, Leipzig 1940
- Schlabow, K., Die 3500jährige germanische Hutmacherkunst durch einen neuen Fund auf deutschem Boden bestätigt, in FuF 1943
- , Der Thorsberger Prachtmantel, der Schlüssel zum altgermanischen Webstuhl, in: Festschrift für G. Schwantes, Neumünster 1951
- Schlosser, W., Sterne und Steine, urtümliche Formen der Astronomie u. Zeitbestimmung in: mannheimer forum, Mannheim 75/76
- Schmid, W., Der Übergang von der Bronzezeit zur Eisenzeit, dargestellt an steirischen Funden, in: Das Joanneum, Graz 1940
- Schmidt, H., Funde im Moor unter Klei auf der Insel Sylt, in: Die Heimat Jg. 49, 48-51, 1939
- , Jungsteinzeitliche Funde im nordfriesischen Wattenmeer, in: Die Heimat 49, 1939, 251 ff.
- Vorgeschichtliche Grabhügel unter den Dünen der Insel Sylt, in: Geol. d. Meere u. Binnengewässer IV, 1940
- Schmidt-Thome, P., Der tektonische Bau und die morphologische Gestaltung von Helgoland, in: Abhandlungen des Geologischen Staatsinstitutes in Hamburg, 1937
- Geologische Betrachtungen zu einer Tiefenlinienkarte der Umgebung von Helgoland, in: Geol. d. Meere u. Binnengewässer 3, 1939, 61-69
- Schmincke, H. U., Datierung von Holzstücken aus der Lava von Gran Canaria durch das Mineral. Inst, der Universität Bochum, 1971
- Schneider, H., Die Felszeichnungen von Bohuslän, das Grab von Kivik, die Goldhörner von Gallehus und der Silberkessel von Gundestrup als Denkmäler der vorgeschichtlichen Sonnenreligion, in: Veröffentl. d. Provinzialmuseums zu Halle I, 2, 1918
- , Germanische Altertumskunde, mit zahlreichen Beiträgen verschiedener Fachgelehrter, München 1938
- Schneidermann, H., Wissenschaft mißbraucht? Kritik an den sog. „Diskussionen“ veranstaltet von K. Gripp in Schleswig und Kiel, 1954
- Schoo, J., Vulkanische und seismische Aktivität des Ägäischen Meeresbeckens im Spiegel der griech. Mythologie, in: Mnemosyne 1936/37
- Schott, C., Die Westküste Schleswig-Holsteins, in: Schriften des Geographischen Institutes der Universität Kiel, Bd. XIII, H. 4, 1950
- Schreiter, R., Kupfererz im Buntsandstein von Helgoland, in: Ztschr. d. Deutschen Geolog. Ges. Bd. 84, 1932

- germanischen Religionsgeschichte, in: German. Bibliothek, Heidelberg 1924
- Altgermanische Kulturprobleme, Leipzig 1929
- Schröder, O., Artikel „Hyperboreer“, in: Arch. f. Rel.-Wiss. VII, 1905
- Schubart, H., Nordische Bronzezeit in der DDR, in: Ausgrabungen und Funde Bd. 3, 1958
- Schuchhardt, C., Atlas vorgeschichtl. Befestigungen in Niedersachsen, Hannover 1916
- , Vorgeschichte Deutschlands, München 1928, 2. Aufl. 1934
- , Alte Sagenzüge in den homerischen Epen, in: Arch. d. phil.-hist. Klasse, Berlin 1935
- , Der germanische Mantel u. das illyrische Röckchen, in Sitz.-Ber. d. Preuß. Akad. d. W., phil.-hist. Klasse XV, Berlin 1936
- , Vorgeschichte von Deutschland, München und Berlin 1939
- Alteuropa, 4. Aufl., Berlin 1941
- Schulten, A., Atlantis, in: Rhein. Museum f. Philologie Bd. 88, H 4, 1939
- , Das Rätsel Atlantis und seine Lösung, in: Deutsche Zeitung für Spanien, Jg. 30, Nr. 683/684/685, Barcelona 1948
- , Tartessos, Beitrag zur ältesten Geschichte des Westens, 2. Aufl., Hamburg 1950
- Interview mit A. Schulten, in „Kristall“ 1953, Nr. 21
- Schultze, E., Die Seeschiffahrt der Philister, in: Internat. Archiv f. Ethnographie, Bd. XXX, Leiden 1938
- Schwantes, G., Die Vorgeschichte von Schleswig-Holstein, Neumünster 1939
- , Aus Deutschlands Urgeschichte, 4. Aufl., Stuttgart 1952
- Die Urgeschichte, 1. Teil, Neumünster 1958
- Schwarzbach, M., Das Klima der Vorzeit, Stuttgart 1961
- Schweitzer, B., Herakles, Aufsätze z. griech. Rel.- und Sagengeschichte, 1922
- v. Schwerin, Cl., Die altgermanische Hundertschaft, in Untersuchungen z. deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, H. 90, Breslau 1907
- Scymnus, um 100 v. Chr., hat Berichte aus Pytheas' „Über das Weltmeer“ zitiert
- Seger, H., Vorgeschichtsforschung und Indogermanenproblem, in: Festschrift f. Hermann Hirt, Heidelberg 1936
- Seitz, F., Die Irminsul im Relief der Externsteine, Pähl 1953

Seneca (Lucius Annaeus d. A.) Suasoriae, etwa 55 n. Chr.

Sernander, schwedischer Geologe und Klimaforscher, zit. bei Kossinna, 1933, 143 f.

Sethe, K., Altägyptische Vorstellungen vom Lauf der Sonne, in: Sitz.-Ber. d. Preuß. Akad. d. Wiss., Bd. 22, 1928

-, Übersetzung u. Kommentar zu den altägypt. Pyramidentexten I-IV, Berlin 1908-1922

Siebs. B. Ei. und Wohlenberg, E., Helgoland und die Helgoländer, Kiel 1953

Siebs, Th., Der Gott Fosite und sein Land, in: Beiträge z. Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 35, 1909

Siecke, E., Götterattribute und sogenannte Symbole, 1909

Simpson, R. H., Gazetter of Mycenaean Sites, zit. bei Luce, 1975, 39

Snorri Sturluson, 1179-1241, Die jüngere Edda, übers. von G. Neckel und F. Niedner, Jena 1925

Solinus, Gaius Julius S., 3. Jh. n. Chr., Collectanea rerum memorabilium, Text: Th. Mommsen, 1895

Spanuth, J., Das enträtselte Atlantis, Stuttgart 1953

Und doch: Atlantis enträtselt! Erwiderung auf zahlreiche Fälschungen und Unterschiebungen bei den sog. „Diskussionen“ in Schleswig und Kiel im Okt./Nov. 1953, Stuttgart 1955, Neudruck: Tübingen 1976

Atlantis, Tübingen 1965

-, Der Vulkan Thera-Santorin in der Forschung der letzten Jahre in: Deutsche Hochschullehrer-Zeitung, Tübingen 1968, H. 2

-, Widerlegung der Fälschungen von C. Schott an seinen eigenen und meinen Veröffentlichungen, in: „Erdkunde“, Archiv für wissenschaftliche Geographie, Bd. XXIII, Lfg. 1, 1969, Bonn

-, Lag Atlantis in der Ägäis? Besprechung der Bücher von J. V. Luce, 1969, und J. W. Mavor jr. 1969, in: Deutsche Hochschullehrerzeitung 1970, H. 1

-, Widerlegung der Fälschungen von W. Wetzel an seinen eigenen und meinen Veröffentlichungen, in: Nordfries. Jahrbuch 1971

-, Rätsel um Atlantis, Antwort auf eine Fernsehsendung von Ernst v. Khuon am 29. 10. 1972, in: Deutschland in Geschichte und Gegenwart, November 1972

Alles über Atlantis? Besprechung des Buches von O. Muck, DGG 1976

Splieth, W., Die Bernsteinengewinnung an der schleswig-holsteinischen Westküste, in Mitt. d. Anthropol. Vereines, Kiel 1900

Sprockhof?, F., Über den Rundschild in der Bronzezeit in Europa, in: Sitzungsberichte der Anthropol. Gesellschaft zu Wien. 1925/26 veröffentlicht in den Mitt. d. Anthropol. Ges. zu Wien, Bd. 57, 1927

-, Zur Handelsgeschichte der Bronzezeit, Berlin 1930

-, Die germanische Griffzungenschwerter, Berlin 1931

-, Zur Entstehung der Germanen, in: Festschrift für H.Hirt, Heidelberg 1936

-, Die nordische Megalithkultur, in: Handbuch der Vorgeschichte Deutschlands Bd. 3, Berlin-Leipzig 1938

-, Niedersachsens Bedeutung für die Bronzezeit Westeuropas, in: 31. Ber. d. Röm.-Germ. Kommission des Dtsch. Archäol. Institutes, Berlin 1942

-, „... und zeugen von einem großen Geschlecht“, Hrsg. Germanische Leitstelle Norwegen, Oslo Februar 1945

-, Chronologische Skizze, in: Reinecke-Festschrift, Mainz 1950

-, Nordische Bronzezeit und frühes Griechentum, in Jb. d. Röm.-Germ. Zentralmuseums, Mainz 1954

-, Eine mykenische Bronzetasche von Dohnsen, in: Germania Jg. 39, H. 1/2, 1961

-, Zahlreiche Briefe von 1950-1955 an den Verf.

Stadelmann, R., Die Abwehr der Seevölker unter Ramses III., in Saeculum Bd. XIX, H. 2/3, 1968

Stahelin, F., Die Philister, in: Reden und Vorträge, Basel 1956

Stechow, E., Die Santorin-Katastrophe und „Ägyptische Finsternis“, in: FuF, Jg. 26, 13/14, 1950, und zahlreiche Briefe an Verf.

Steenstrup, J. C. H. R., Studier over Kong Valdemars Jordebog, Kjöbenhavn 1874

Steiner, R., Unsere atlantischen Vorfahren, Berlin 1928

Steinert, H., Mikrofossilien bestätigen die Kontinentaltrift, in: FAZ vom 13. 6. 1970

„Re-Entry“ ein neuer Erfolg der Tiefseebohrtechnik der „Glomar Challenger“, in: FAZ 19. 1. 1971

-, Minisender orten die Zugwege der Aale ins Sargassomeer, 1976

-, Wenn Beben über die Erde springen, in: Die Welt, 20. 5. 1976

Stemann, Ch. L. N., Den Danske Retshistorie indtil Christian V's Lov, Kjöbehavn 1871

- Stephan, W., Die älteste Karte von Helgoland, in: Zeitschrift d. Ges. f. schleswig-holsteinische Geschichte Bd. 60, 1930
- Stichtenoth, D., Farria vel Heiligland, in: Ztschrft. f. schleswig-holst. Geschichte Bd. 77, 1955, 184-195
- , Abalus und die Nerthusinsel, in: Zeitschrift f. Deutsches Altertum, Wiesbaden 1955/56
- , Pytheas von Massilien, Die Fragmente übersetzt und erläutert, Weimar 1959, und in: Das Altertum, Bd. 7, H. 3, Berlin-Ost 1961
- Ora Maritima des Avienus, Darmstadt 1968
- Stoll, H. W., nach einer Mitteilung von M. Burchard, Göttingen
- Strabon, etwa 63 v. Chr. bis 19 n. Chr., Geographia, 17 Bücher, vollständig erhalten, benutzte gute ältere Literatur, zahlreiche Zitate aus verlorenen Schriften antiker Autoren, Text: A. Meinecke I—III (Teubn, 1851/52), übers, von A. Forbiger, 1856-1860
- Ströbel, R., England und der Kontinent in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, in: Germanenerbe Jg. 5, H. 11/12, 1940
- Stubbings, F. H., Mycenaean Pottery from the Levant, in: Annual of the British School of Athens, 42, 1947
- Stumpf, R., Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas, Berlin 1936
- Suball, L., Die Neuentdeckung der Erde, Wien und München 1958
- Suda oder Suidas, 536-582 n. Chr., antikes Reallexikon, berichtet und zitiert Schriften von antiken Autoren, deren Werke verlorengegangen sind
- Sues, H. E., Die Methode der Radiokohlenstoffdatierung und ihre Bedeutung f. d. prähist. Forschung, in: Beitrag zum V. Internat. Kongreß f. Vor- und Frühgeschichte, Hamburg 1958, hrs. von G. Bersu, Berlin 1961
- Die Eichung der Radiokarbonuhr, in: Bild der Wissenschaft, Februar 1964
- Sülze, H., Die Zimmermannsarbeit der mykenischen Bauten, in: Minosica, Berlin-Ost, 1958
- Swan, D. A., C14 und die Vorgeschichte Europas, in: Mannus Jg. 37, 1971, H. 4, 48-53
- Tacitus, Cornelius, etwa 55-116/20 n.Chr., Germania, Text: Bibl. Teubneriana, übers, von C. Woyt, Reclam 1925
- Thom, A., Megalithic Sites in Britain, Oxford 1967
- Megalithic Luna Observatories, Oxford 1971

- Thomas, E. B., Archäologische Funde in Ungarn, mit Beiträgen zahlreicher ungarischer Archäologen, Budapest 1956
- Thomas, H. L., Some problems in Chronologie, in *World Archaeology* 1969
- Thorarinsson, S., Tefrokronologiska studier pa Island, in: *Geogr. Ann.* 25, 1 ff., 1944
- Tieche, E., Atlas als Personifikation der Weltachse, in: *Museum Helveticum*, Vol 2, 1945, Fase 2, 65-86
- Trier, J., Irminsul, in: *Westfäl. Forschungen* Bd. 4, H. 3, Münster 1941
- Trogmayer, O., Beiträge zur Spätbronzezeit des südlichen Teiles der ungarischen Tiefebene, in: *Acta Archäol. Hung.* 15, Budapest 1963
- Ukert, F. A., Über das Elektron und die mit demselben verknüpften Sagen, in: *Ztschr. f. Altertumswissenschaft*, 1838, 425 ff.
- , Geographie der Griechen und Römer von der frühesten Zeit bis Ptolemäus, Bd. 1-3, Weimar 1816-46
- Usener, H., Die Sintflutsagen, Religionsgeschichtl. Untersuchungen, 3. Teil, Bonn 1899
- Velikovsky, I., Welten im Zusammenstoß, Stuttgart 1951
- , Zeitalter im Chaos, Zürich 1962
- Ventris, M. und Chadwick, J., Documents in Mycenaean Greek, Cambridge University Press, 1956
- Vergil Publius, 70-19 v. Chr. Aeneis, übers, von W. Plankl, Stuttgart 1963
- Vietta, E., Zauberland Kreta, Wien 1952
- Vinke, H., zahlreiche Briefe an den Verf.
- Vita Liudgeri von Bischof Altfried von Münster, Verwandter Liudgers, in: *Monumenta Germaniae Historica* XV, 1877, übers, von G. Grandaaur 1888
- Vita Willibrordi von Alkuin (730-804), wie Willibrord aus Northumbrien, Lehrer Karl d. Gr., in: *Monum. Germ. Script., rer. Merow.* VII, übers, von W. Wattenbach 1941
- Vita Wulframni von Jonas von Bobbio, Mönch, 7. Jh., beruft sich auf Erzählungen des Begleiters des Wulfram mit Namen Wando, in: *Monum. Germ. Hist. Passiones*
- Vitalis, G., Die Entwicklung der Sage von der Rückkehr der Herakliden, Dissertation, Greifswald 1930
- Völuspa, in der Sprachform des Codex Regius, textkrit. Ausgabe von

- Gustav Neckel, Heidelberg 1914, dazu kommentierendes Glossar, Heidelberg 1936
- Vonessen, F., G. Kahl-Furthmanns Homer-Buch und das Problem der Philologie, in: Ztschrft. f. Philosophische Forschung Bd. 23, 1969
- Vorland, Zeitschrift für Vorgeschichte, Hamburg, 1. Jg., 1973, Nr. 1-10
- Vosseier, M., Vorwort zu Ovids Metamorphosen, München 1959
- Wace, A. J. B., Mycenae, in Archaeol. Hist. and Guide, Princeton 1940
- Wahle, E., „Wirtschaft“, in: Eberts Reallexikon der Vorgeschichte
- Wainwright, G. A., Letopolis, in: Journ. of Egypt. Archaeology, XVIII, 1932
- Waldemar II. „Jordebog“, siehe auch Steenstrup, 1874, und Nielsen, Liber census Dania, Kong Valdemar den Andens Jordeborg, Kjöbenhavn 1873
- Wasmund, E., Der unterseeische Rücken von Südstrand zwischen Helgoland und Eiderstedt, in: Geologie der Meere und Binnengewässer Bd. 1, 1937
- Weber, F., Spuren des Menschen der Bronzezeit in den Hochalpen, in: Korrespondenz-Blatt d. dtsh. Anthropol. Ges., 1905
- Webster, T. B. L., Von Mykene bis Homer, München u. Wien 1960
- Weigelt, G., Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt, Hamburg 1858
- Weinhold, K., Altnordisches Leben, Stuttgart 1944
- Welcker, F. G., Die homerischen Phäaken und die Inseln der Seligen, in: Rhein. Museum, I, 1833, und in: Kleine Schriften, Bonn 1845
- Welding, D., Kalevala, deutsche Ausgabe 1948
- Wen-Amun-Papyrus, übersetzt von A. Erman: Die Reise des Un-Amun, Leipzig 1923
- Werner, J., Mykenae-Siebenbürgen-Skandinavien, in: Atti del I. Congresso di Preistoria e Protoistoria Mediterranea, Florenz-Neapel-Rom, Florenz 1950
- Wernick, R., Steinerner Zeugen früher Kulturen, Time-Life-Intern. 1974
- Westphalen, E. J., Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megalimensium, V, 1-4, Lipsiae 1739-45

- Miozäner Bernstein im Westbaltikum, in: Ztsdir. d. Dtsch. Geolog. Ges., Bd. 91, 1939, 815 ff.
- Wibel, J., Die Insel Helgoland nach ihrer Größe in Vorzeit und Gegenwart, Hamburg 1842
- Wiepert, P., Ausführlicher Bericht über eine Untersuchung des „Steingrundes“ bei Helgoland, Brief vom 7. 9. 1956
- Wiesner, J., Fahren und Reiten in Alteuropa und im Alten Orient, Leipzig 1939
- , Indogermanen in der Frühzeit des Mittelmeerraumes und des Vorderen Orients, in: Neue Jahrbücher für Antike und deutsche Bildung, H. 5/6, 1941
- , Italien und die Große Wanderung, in: Die Welt als Geschichte, Jg. 8, 1942
- , Vor- und Frühzeit der Mittelmeerländer, in: Sammlung Göschen, Bd. 1149/1150, Berlin 1943
- Wide, S., Griechische und römische Religion, in: Einleitung in die Altertumswissenschaften, 1910, 191 ff.
- v. Wilamowitz-Möllendorff, U., Die Phäaken, in: Internationale Monatsschrift für Kunst und Technik Jg. 8, Berlin 1914
- , Ilias und Homer, Berlin 1916
- Plato n, Berlin 1920
- Der Glaube der Hellenen, Berlin 1931
- Wildvang, D., Eine prähistorische Katastrophe an der deutschen Nordseeküste und ihr Einfluß auf die spätere Gestaltung der Alluviallandschaft zwischen der Ley und dem Dollart, Emden-Borkum 1911
- Die Geologie Ostfrieslands, in: Abhandl. d. Preuß. Geol. Landesanstalt, 1938
- Willkomm, H., Absolute Altersbestimmung mit der C¹⁴-Methode, in: Naturwiss. Bd. 55, 1969, 415-418
- Wilthum, W., Glacialgeologische Untersuchungen in den Alpen, Wien 1953
- Windberg, F., Die Geschichte der Unterems, in: Ann. d. Hydrographie, 1933
- Wirth, Fr., Der nordische Charakter des Griechentums, in: Mannus 1938, H. 3, 222 f.
- Wirth, W., Die Volute, Symbol einer kultischen Weltordnungs-idee, in: Antaios Bd. VII, Nr. 5, Stuttgart 1966
- Witter, W., Die Philister und das Eisen, in: FuF 1941, 223 ff.

- Über die Herkunft des Eisens, in: Mannus, 34. Jg., H. 1/2, 1942
- , Über die Herkunft des Kupfers in der ältesten Metallzeit Mitteleuropas, Halle 1948
- , Über die Herkunft der kupfernen Flachbeile in Mittel- und Nordeuropa, Halle 1948
- Zahlreiche Briefe und Analysen an den Verf.
- Woebcken, C., Das Land der Friesen und seine Geschichte, Oldenburg 1932
- Wölfel, D., Die Kanarischen Inseln und ihre Ureinwohner, in: Quellen und Forschungen zur Geschichte der Geographie und Völkerkunde IV, Leipzig 1940
- Die Hauptprobleme Weißafrikas, in: Archiv für Anthropologie, Bd. XXVII, H. 3/4, 89 ff, 1942
- Die kanarischen Inseln, die westafrikanischen Hochkulturen und das Mittelmeer, in: Paideuma Bd. 4, Bamberg 1950
- , Rätselhafte Inschriften auf den atlantischen Inseln, Zeugnisse der Steinzeit-Wikinger, in: Die Umschau, H 8, Frankfurt 1958
- , Eine Felsgravierung eines neolithisch-bronzezeitlichen Schiffstypus u. a. aus der Archäologie der Kanarischen Inseln, in: Afrikanische Studien, Berlin 1976
- Wolff, W., und Heck, H. L., Erdgeschichte und Bodenaufbau Schleswig-Holsteins, 2. Aufl. 1923
- Wolff, W., Das Felsen-Eiland Helgoland und seine im schleswigschen Marschboden begrabenen geologischen Verwandten, in: Geistige Arbeit (Neue Folge der Minerva-Zeitschrift), Jg. 4, Nr. 6, 1936
- Worauf beruht die Küstenertränkung an der Nordsee? in: FuF Jg. 15, Nr. 9, Berlin 1939
- Wundt, W, Klimaänderungen in der Nacheiszeit, in: FuF, Jg. 15, Nr. 9, 1939
- Zanot, M, Die Welt ging dreimal unter, Wien-Hamburg 1976
- Zehren, E, Die biblischen Hügel, Berlin 1961
- Zeller, O, Auf des Odysseus und der Argo Spuren, Aalen 1959
- Zemmrich, J., Toteninseln und verwandte geographische Mythen, in Archiv der Ethnographie IV, Leiden 1891
- Zucker, Fr, Athen und Ägypten bis auf den Beginn der hellenistischen Zeit, in: Festschrift für Wilh. Schubarth, in: Antike und Orient, Leipzig 1925

DE WEST

Ocidens.



Matthias and Claus Peterfen,
G. S. gebr. Hufmanns. sculpf.

Septentrio

HELGELÄDT.
in annis Christi 800.
1300. & 1649.

Ruten.

240 480

Trilshaven

Stucksholm

Fischhus

Merup

Castellum groneburg
Regis Victoris

Oriens

Osterhofen

Hilligen walde

Suderholn

Hellgerwoldt

Wigbertus Capel

Castellum wikenborg
Regis Iohannis

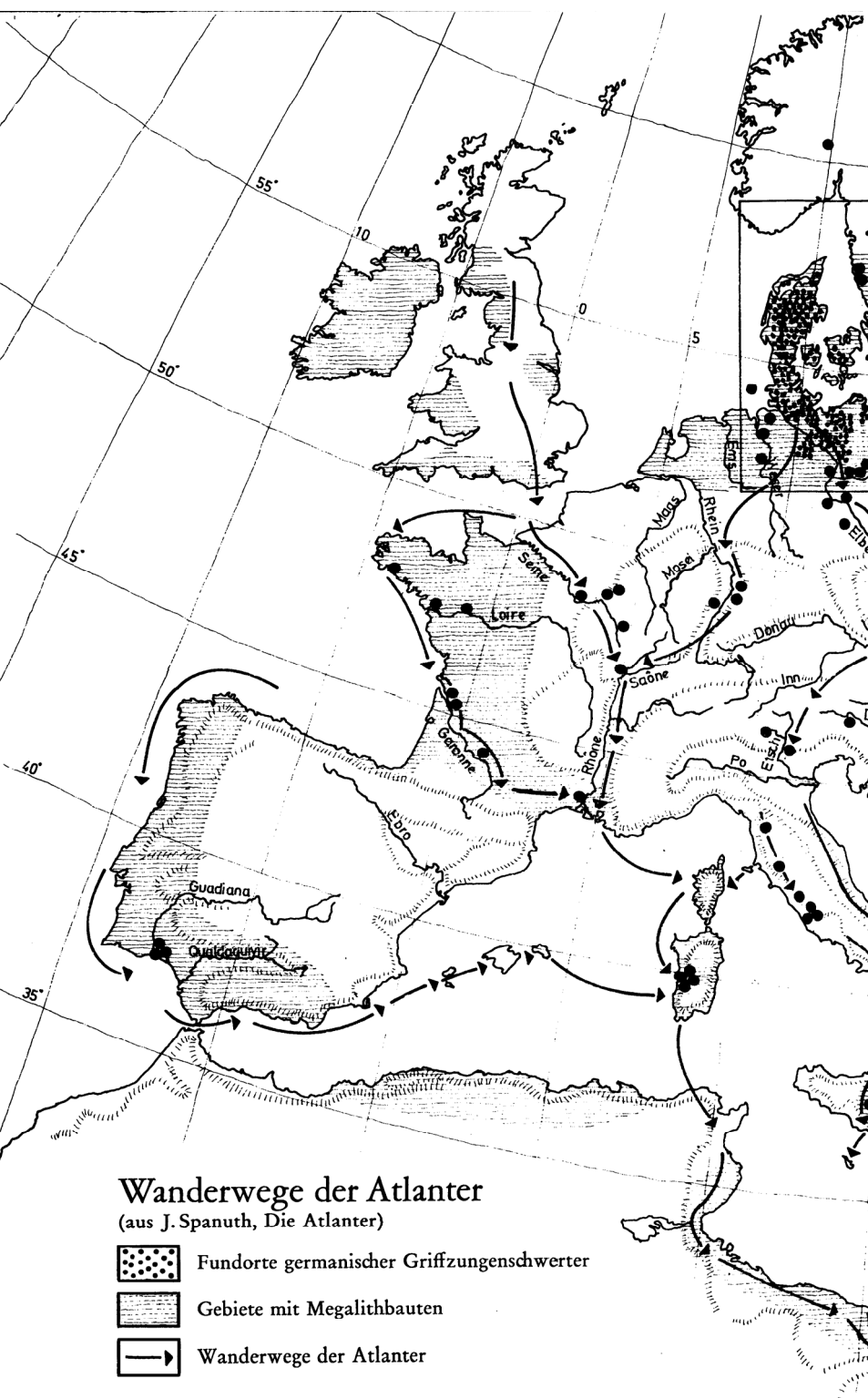
Hillumshafen

SEE

Meridies.

Viris Nobilibus, Amplissimis, doctissimis ac
prudentissimis. Dn. Eberhardo Weidenkopff,
IUD. Sereniss. Celsitud. Consiliario, ac supremi
dica. Gerij. Gottorpiensis athesori,
Et

Dn. Eilha. Schachten, Sereniss. ac Celsissimi
Ducis Sleswici et Holstiae. in supremo Dicasterio
Gottorpiensi secretario, fautoribz suis obser-
vandis, Tabulam hanc Simul Chorographicam
& Topographicam. per officioz dedicat. iuxta hor
Iohannes Meijor. Aijum. Reg. Maj. Mathematico



Wanderwege der Atlanter

(aus J. Spanuth, Die Atlanter)



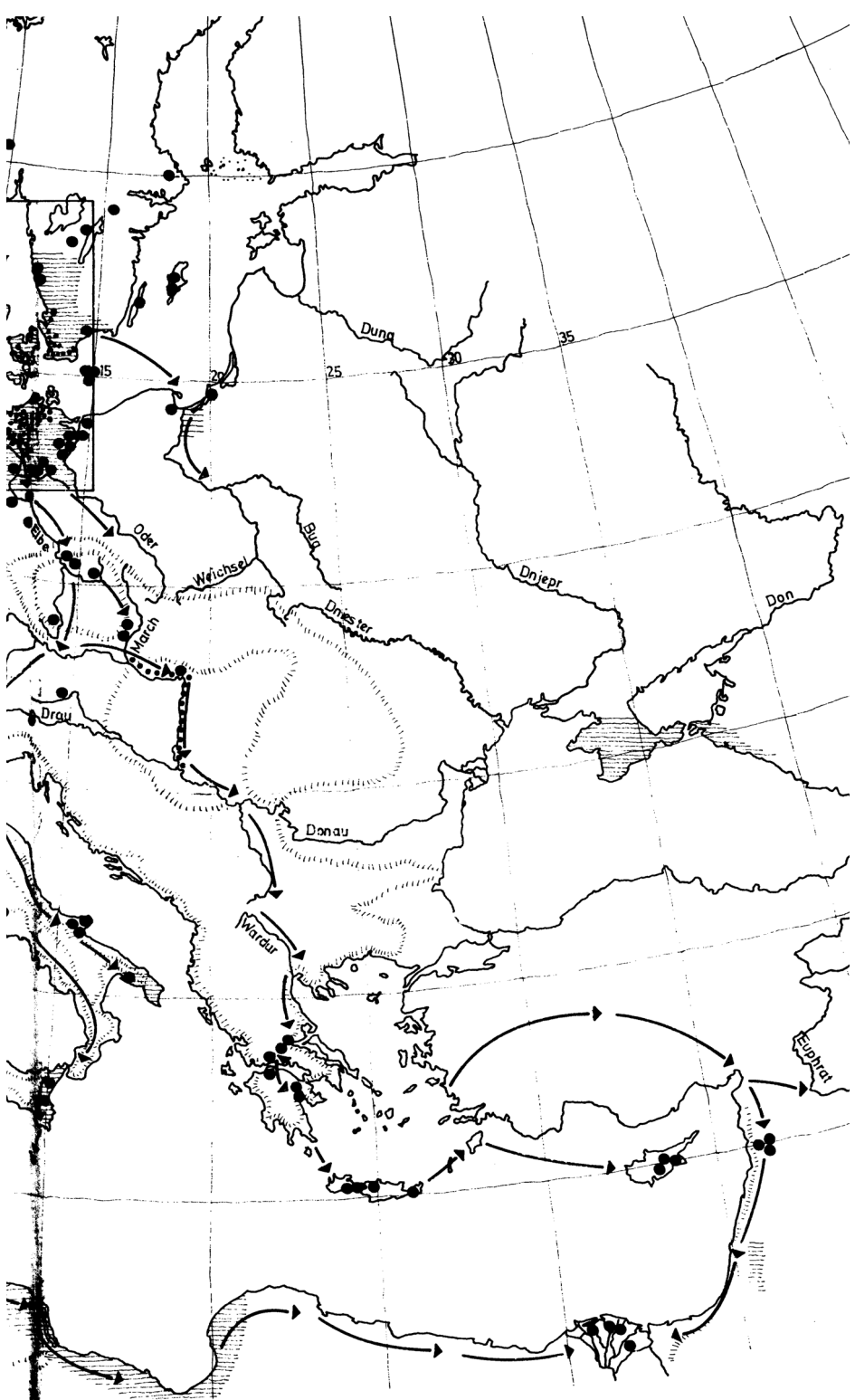
Fundorte germanischer Griffzungenschwerter



Gebiete mit Megalithbauten



Wanderwege der Atlanter





Zu S. 26 ff. und S. 36 Zwei Nordmänner mit Hörnerhelmen an Bord eines nordischen Schiffes (Medinet Habu; aus „Earlier Historical Records of RAMSES III.“ The University of Chicago Press, Foto Spanuth)

Zu S. 26 ff. und 38 ff. Sterbender Krieger der Nordmeervölker mit Strahlenkrone (Medinet Habu; aus „Earlier Historical Records of Ramses III.“, The University of Chicago Press)



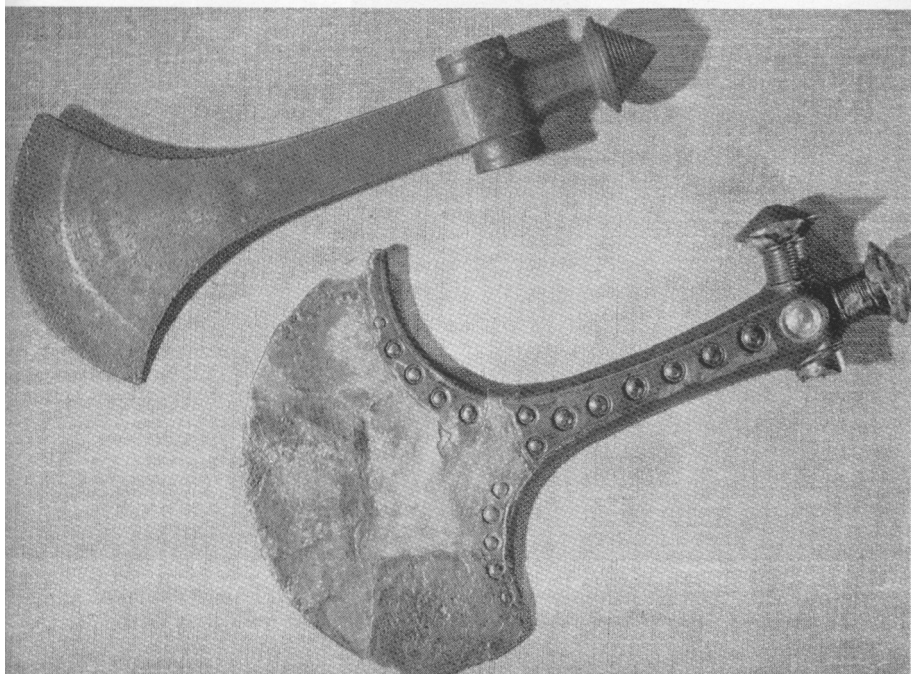


Zu S. 26 ff. und 314 Gefangene und gefesselte Krieger der Nordmervölker,
Medinet Habu, 2. Hof (Foto Spanuth)



Zu S. 36 Bronzehelme aus der Zeit um 1200 v. Chr.
Kopenhagen, Nationalmuseum (Foto des Museums)

S. 165 ff. Zwei Bronzeäxte aus dem 14. und 13. Jh. v. Chr., oben: aus dem Sogn
Krogsbølle, Dänemark, unten: aus Brøndsted, Gaverslund, Dänemark,
Kopenhagen, Nationalmuseum (Foto des Museums)





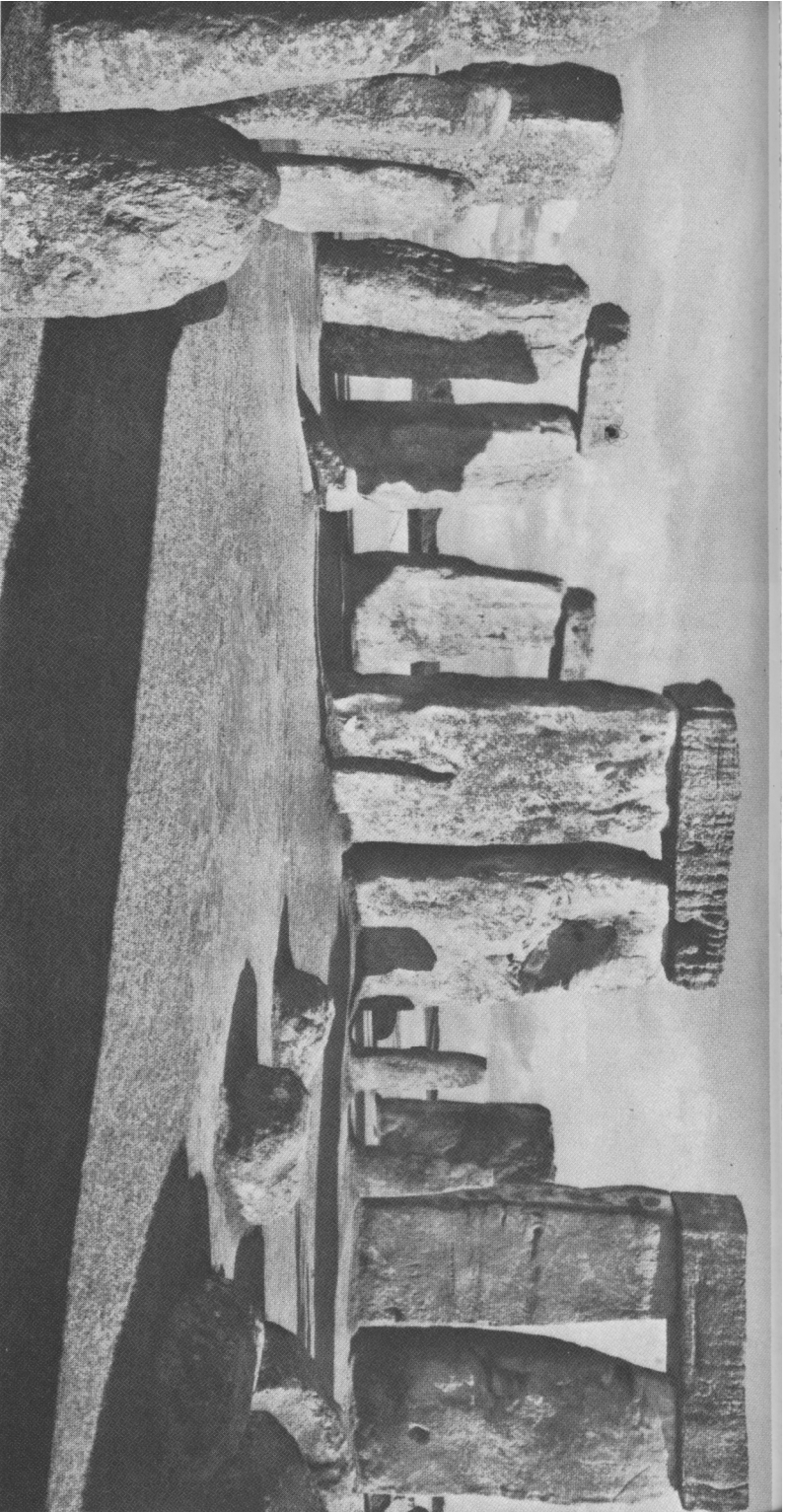
Zu S. 37 Gott der Nordmeervölker, Bronzestatuetten aus Enkomi, Zypern.
(Cl. F-A. Schaeffer, Götter der Nord- und Inselvölker in Zypern, 1966)



Zu S. 19 Akropolis Athen, vorn die im Atlantisbericht (Krit. 112 b) erwähnte erste Mauer (Foto Spanuth)

Zu S. 293 Mykene, Zwinger, errichtet im letzten Drittel des 13. Jhs. v. Chr. gegen die heranrückenden Nordmeervölker = Herakliden = Dorier (Foto Spanuth)





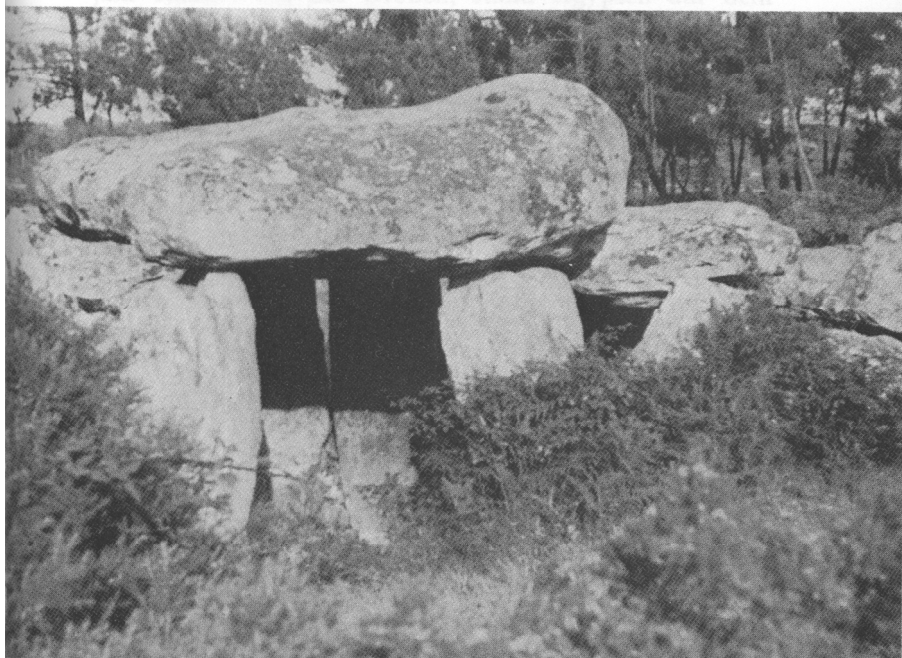
Zu S. 125 ff. Stonehenge, England, im heutigen Zustand (Foto Spanuth)



Zu S. 207 und 218 Megalithgrab auf Sylt (Foto Spanuth)

sein, als er sich ausbreitete. Mehrere Male mußte der Pharos gegen die Dürre ankämpfen, die die Inseln in der Umgebung von S. 207 und 218 wehrte. Er hatte in diesen Kämpfer schwere Verluste zu verzeichnen.

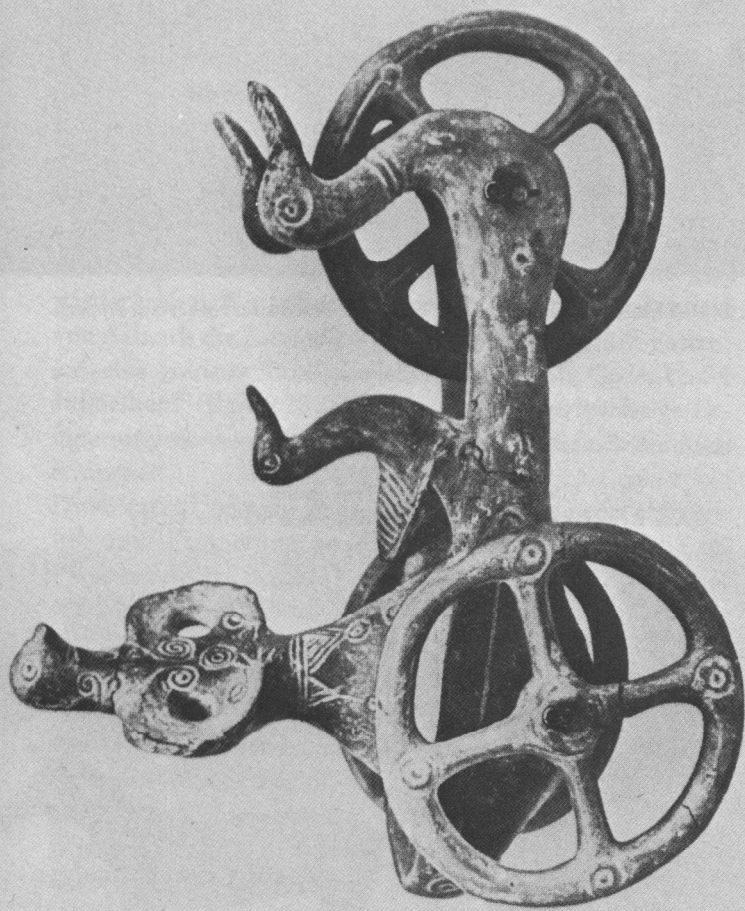
Zu S. 207 und 218 Megalithgrab auf Menorca (Foto Spanuth)



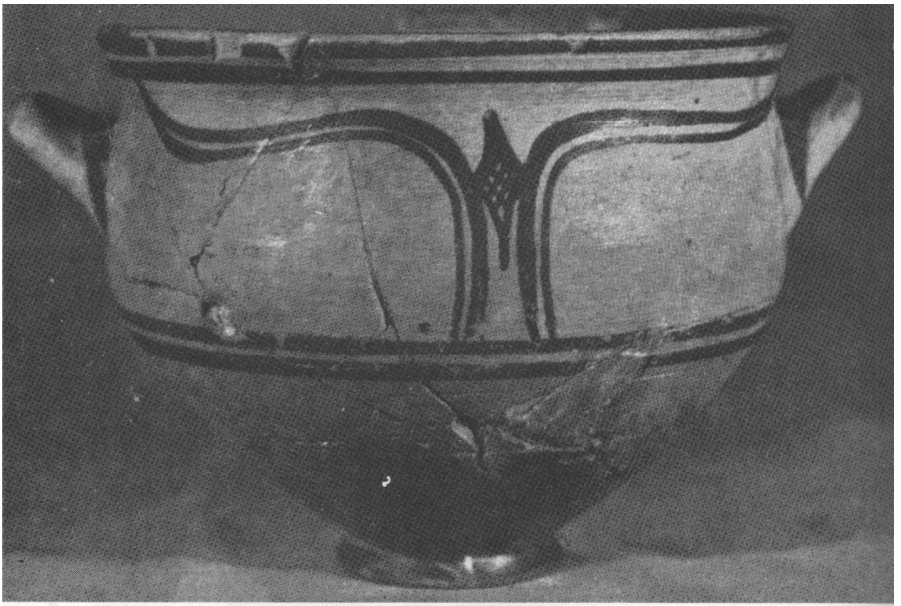


Zu S. 202 Megalithische Steinreihen und -Gräber von Carnac, Bretagne



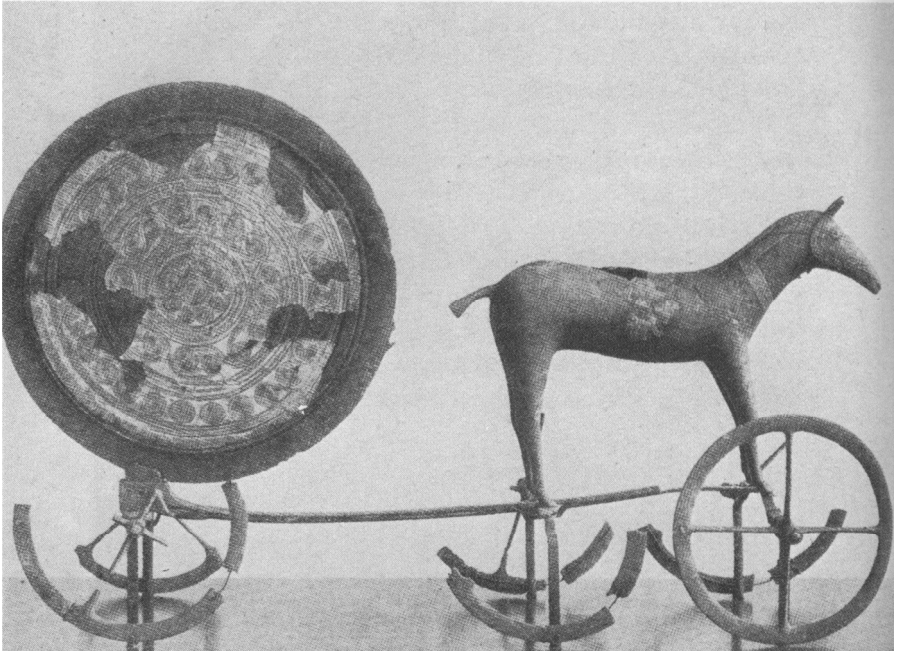


Zu S. 113 ff. Wagen von Dupljaja, Apoll auf dem Schwanenwagen



Zu S. 143 Himmelssäule auf einem Napf der Nordmeervölker aus Zypern.
Ende des 13. Jhs. v. Chr.

Sonnenwagen von Trundholm
(Aus Reinerth, Vorgeschichte der deutschen Stämme Bd. 1)

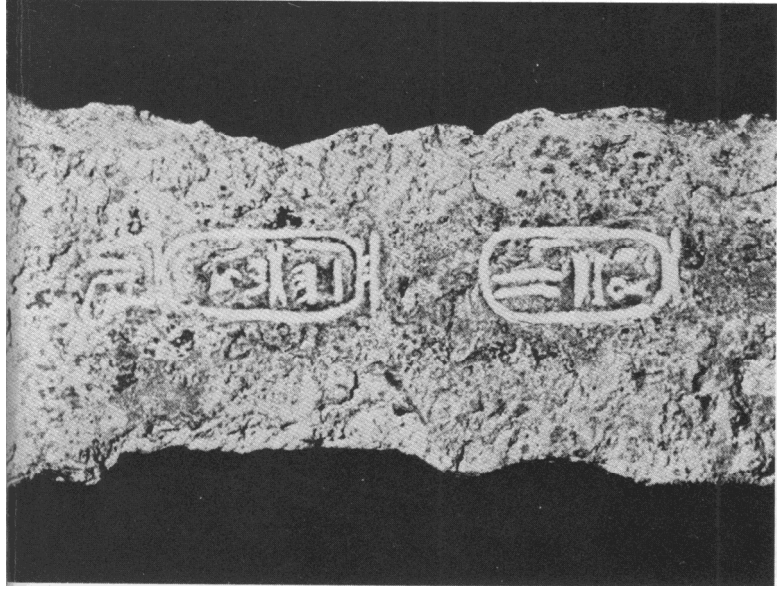




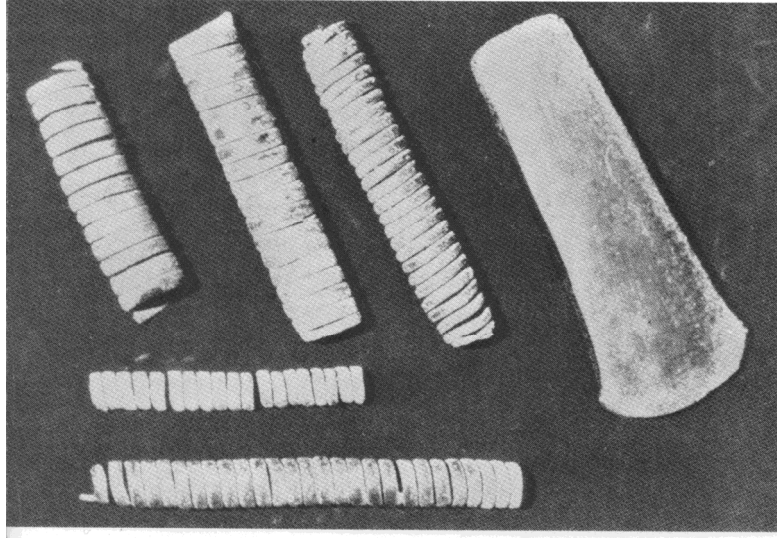
Zu S. 193 Der Goldfund aus dem Hügel Borgbjerg auf der Insel Seeland
(aus: Heinar Schilling, Germanische Urgeschichte. Koehlers Verlagsgesellschaft, Biberach)



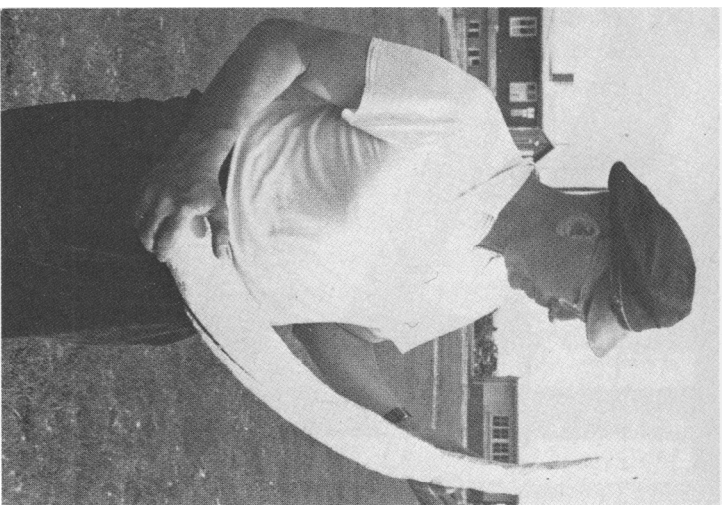
Zu S. 157 ff. Nordische Felszeichnungen. Zwei Steine aus dem Grab von Kivik
(aus: Schwantes, Vorgeschichte Schleswig-Holsteins. Karl Wachholtz-Verlag, Neumünster)



Zu S. 52 ff. Die Kartusche (Siegel) des Phrao Sethos II.
auf einem germanischen Griffzungenschwert aus
Helgoländer Kupfer (Foto Spanuth)



Zu S. 52 ff. Kupferfund von Riesebusch, Kreis Eutin,
aus Helgoländer Kupfererz. Jüngere Steinzeit
(Foto Spanuth)



Zu S. 180 ff. Jürgen Spanuth mit Elefantenstoßzahn
(Foto Spanuth)



Zu S. 54 ff. Unterwasseraufnahme von gefügtem Fliesenbelag auf dem „Steingrund“
(Foto Spanuth)

Jürgen Spanuth

DIE ATLANTER

Volk aus dem Bernsteinland

Der große Kreis begeisterter Spanuth-Leser wartet seit Jahren auf die Veröffentlichung der neuesten Forschungsergebnisse zum Thema Atlantis. Jürgen Spanuth ist diesem Wunsch nachgekommen und legt nun ein neues Buch vor, das als das Schicksalsepos eines großen Volkes bezeichnet werden muß. Wiederrum ausgehend von dem noch immer umstrittenen Atlantisbericht des Griechen Solon, erbringt er den eindeutigen Beweis, daß die sagenumwobenen Nordmeervölker des Atlantisberichtes mit den bronzezeitlichen Frühgermanen des nordischen Kulturkreises identisch sind.

Zug um Zug stellt Spanuth die Aussagen des Atlantisberichtes den historischen Tatsachen gegenüber und findet in allen Punkten weitgehende Übereinstimmung. So gelingt ihm der Nachweis, daß das Königreich Atlantis, das „sich über viele Inseln und Teile des Festlandes erstreckte" (Timaios 25), im Nord- und Ostseeraum lag und daß die Königsinsel dieses Reiches zwischen Helgoland und Eiderstedt versunken ist. Auch Homer in seiner Odyssee und Pytheas in seinem Reise-Bericht „Über das Weltmeer" erzählen von dieser Königsinsel, während die uralte Überlieferung der Edda von „Ragnarök", dem Untergang der Götter, eine Erinnerung an den Untergang jener „Heiligen Insel" enthält. Spanuth begnügte sich nicht mit dieser einzigartigen Entdeckung und suchte nach weiteren Beweisen. Er verarbeitete in seinem neuen Werk nicht weniger als sechshundertvierundneunzig, die Atlantisfrage tangierende Titel, so daß es selbst seinen erbittertsten Widersachern schwerfallen wird, sich dieser bestechend sachlichen Argumentation zu entziehen.

Weiterhin empfehlenswert und lieferbar:

Jürgen Spanuth,

Atlantis

Heimat, Reich und Schicksal der Germanen

Jacques de Mahieu

Des Sonnengottes große Reise

Die Wikinger in Mexiko und Peru 967-1532

Jacques de Mahieu

Des Sonnengottes Todeskampf

Die Wikinger in Paraguay-

Jacques de Mahieu

Des Sonnengottes heilige Steine

Die Wikinger in Mexiko

Hermann Noelle

Das Schwert Gottes

Ein Lebensbild Karls des Großen

Historischer Roman

H. von Auer

König Dedefre

Der Fremdling aus dem Norden

Historischer Roman aus dem alten Ägypten

Freerk Haye Hamkens

Der Externstein

Seine Geschichte und seine Bedeutung

Adolf Helbok

Deutsche Volksgeschichte

Wesenszüge und Leistungen des deutschen Volkes

Band 1: Von der Frühzeit bis zur

Reformation

Band 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zur

Weimarer Republik

Der scharfe Schrei
Der Möwen ringsumher
Nach wochenlanger Reise
Kündet Land.
In langer Dünung
Rollt das grüne Meer
Dem Schiff voraus.
Das Auge hängt gebannt
Am Horizont:
Im Norden liegt ein Strich,
Trotz Wind und Wellengang
Ein fester Halt,
Noch halb verschleiert
Aber königlich,
Gewinnt von Stund zu Stunde
An Gestalt
Und schimmert rot
Im silbergrauen Schein
Der Frühe. —

